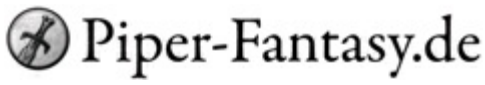
e-book
PIPER
SUSANNE GERDOM
DIE SEELE DER
ROMAN
ELBEN

e-book PIPER
SUSANNE GERDOM
DIE SEELE DER
ROMAN
ELBEN

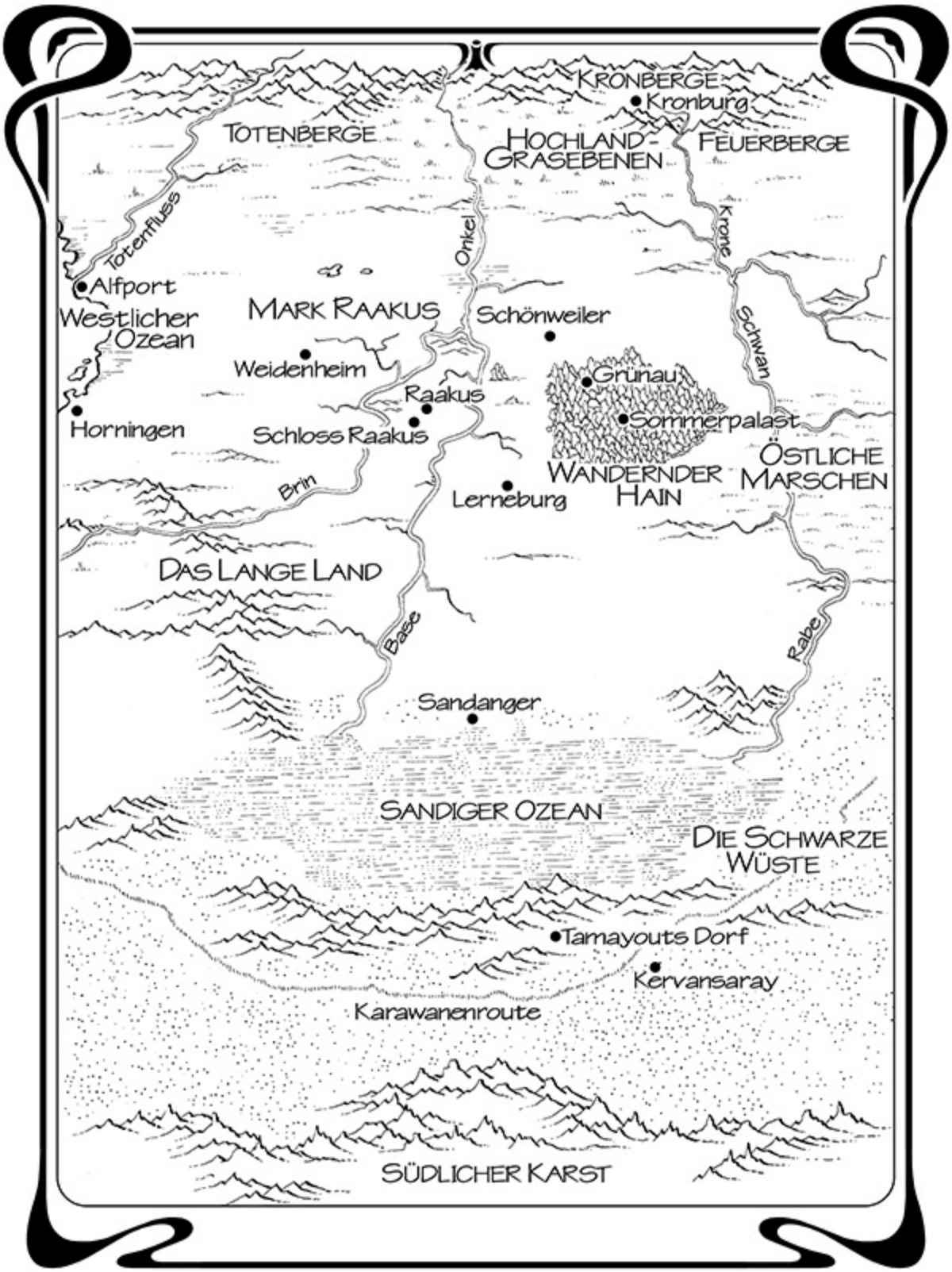
Entdecke die Welt der Piper-Fantasy.



Für Norbert und Sabine, die klügste Frau der Welt

Vollständige E-Book-Ausgabe der im Piper Verlag erschienenen Buchausgabe
1. Auflage 2009

ISBN 978-3-492-95327-6
© Piper Verlag GmbH, München 2009
Umschlagkonzept: semper smile, München
Umschlaggestaltung: Guter Punkt, München
Umschlagmotiv: RainfeatherPearl
Karte(n): Erhard Ringer
Datenkonvertierung E-Book: CPI – Clausen & Bosse, Leck


KRONBERGE
Kronburg
TOTENBERGE
HOCHLAND-
GRASEBENEN
FEUERBERGE
Totenfluss
Onkel
Krone
Schwan
Alfport
Westlicher
Ozean
MARK RAAKUS
Schönweiler
Weidenheim
Grünau
Raakus
Horningen
Schloss Raakus
Sommerpalast
ÖSTLICHE
MARSCHEN
WANDERNDER
HAIN
Brin
Lerneburg
DAS LANGE LAND
Base
Rabe
Sandanger
SANDIGER OZEAN
DIE SCHWARZE
WÜSTE
Tamayouts Dorf
Kervansaray
Karawanenroute
SÜDLICHER KARST

»Prinzessin! Ach, bitte, Hoheit!« Vanandel überhörte das Gejammer ihrer Zofe, die hinter ihr herhastete, und schnitt eine zornige Grimasse. Zorn war das Gefühl, das sie in letzter Zeit am häufigsten empfand, dicht gefolgt von hilfloser Wut und kurzen Momenten der Resignation, ehe ihr Vater oder einer seiner Hofbeamten es schaffte, sie erneut zur Weißglut zu treiben.

»Prinzessin, bitte, Seine Markgräfliche Hoheit erwartet Ihre Anwesenheit im kleinen Audienzsaal!« Der Zofe gelang das Kunststück, gleichzeitig zu keuchen und zu flehen. Vanandel steigerte ihr Tempo und stürmte durch den langen, mit schwarzweißen Marmorfliesen ausgelegten Korridor. Sie warf sich gegen die schwere Tür aus dunkelrotem Eisenholz, die widerwillig nach außen aufschwang, und schmetterte sie der Zofe vor der Nase zu. Einen Moment lang blieb sie an die Tür gelehnt stehen, während auf der anderen Seite das Mädchen jammerte und gegen das dicke Holz patschte. Sie würde sie nicht weiter verfolgen, das tat sie nie, wenn Vanandel erst einmal den hochherrschaftlichen Flügel verlassen hatte.

»Dumme Gans«, murmelte Vanandel und stieß sich energisch von der Tür ab. Sie richtete ihr von der Flucht leicht derangiertes Mieder und pustete eine Haarsträhne zurück, die sich aus ihrer kunstvoll gerichteten Frisur gelöst hatte. »Würdelos«, hörte sie die Stimme ihrer Gouvernante zischeln. »Du benimmst dich höchst unpassend und würdelos. Pfui, mein Kind. Denk daran …«

»… was du deinem Stand und deinem erlauchten Vater schuldig bist«, ergänzte Vanandel laut. Ihre Gouvernante war schon lange tot und lag auf dem Seelenacker begraben, genau wie Vanandels Mutter. Aber ihre nörgelnde, scharfe Stimme begleitete sie immer noch und gab selten Ruhe. Vanandel benahm sich kaum jemals so, dass die arme Seele Ruhe finden konnte.

Sie überquerte energischen Schrittes den kleinen Hof und sprang die Stufen zum Westflügel empor. Die Tür, die sie nun aufstieß, war aus schlichter Eiche, weniger reich mit Schnitzwerk versehen, weniger prächtig und dafür etwas leichter zu bewegen.

Hallend fiel sie hinter ihr ins Schloss und sperrte das Tageslicht aus. Vanandel sah das düstere Treppenhaus hinauf und kaute auf ihrer Lippe. Die Studierstube des Magisters lag im Souterrain, weil der alte Sonderling zu viel Tageslicht als Störung seiner Gedanken empfand. Die Wohnung ihres Hauslehrers dagegen befand sich hoch oben unter dem Dach, denn der markgräfliche Barde – welche Funktion ihr Hauslehrer eigentlich ausfüllte – mochte es nicht leiden, »wenn jemand auf seinem Kopf herumlief«.

Erst die Arbeit, dann das Vergnügen. Nun ja, Vergnügen …

Vanandel lächelte, zum ersten Mal an diesem bisher wenig vergnüglichen Tag, und spitzte die Lippen zu einem burschikosen Pfiff. Der schrille Ton geisterte durch das Treppenhaus und verlor sich irgendwo oben unter den Sparren des Daches. In der Ferne hörte sie den Schrei eines großen Greifvogels, der das allgegenwärtige Gurren der Tauben für einen Moment verstummen ließ.

»Auf, mein Mädchen«, sagte sie laut zu sich selbst und klatschte in die Hände. Sie stieg die steile Treppe hinab ins untere Geschoss und wünschte sich wie immer, sie hätte eine Lampe oder

wenigstens eine Kerze dabei, denn dort unten war es so finster wie in einer Männerunterhose. »*Kind!*«, hörte sie den entsetzten Schrei ihrer Gouvernante in ihrem Kopf. Sie streckte dem Geist die Zunge heraus.

Ihre Hand glitt an der rauen Kellerwand entlang, während sie die Türen abzählte, um schließlich fest an die siebte Tür auf der linken Seite zu klopfen.

Drinnen fiel polternd etwas zu Boden, dann zerschellte etwas mit einem lauten Klirren. Ein saftiger Fluch drang nach draußen, gedämpft durch die dicke Tür, die nun aufschwang. Vanandel betrat den höhlenartigen Raum. Ein Feuer brannte in einem eisernen Ofen, und auf einer riesigen, zernarbten und von Brandlöchern übersäten Tischplatte flackerten schief und krumm ein paar Kerzen in einer Pfütze ihres eigenen Wachses. Ein Brenner neben einem schiefen Bücherstapel zischte leise mit bläulicher Flamme vor sich hin; zerbeulte Messingtiegel, Glasgefäße mit seltsam schillerndem Inhalt, kupferne Spiralrohre und geschliffene Steine spiegelten in allerlei Farben die zuckenden Kerzenflammen wider. Überall lagen bekritzelte Blätter und aufgeschlagene Bücher herum. Die Wände ringsum waren bis zur niedrigen Decke mit Regalen bestückt, in denen in wildem Durcheinander noch mehr Bücher, Schriftrollen, Flaschen und Flakons, allerlei Dosen und seltsame Gerätschaften, Mineralien, Kräuterbündel und tausenderlei andere Dinge lagen. Es roch scharf und durchdringend nach faulen Eiern und Zimt.

Vanandel schloss die Tür hinter sich und fragte: »Magister Davydd?«, denn der Bewohner dieses Raumes war nirgends zu sehen. Etwas schepperte, und eine Stimme murmelte gereizt unverständliche Worte. Vanandel sah sich um und hob schließlich einen Stapel Bücher und einen getrockneten Frosch von einem Hocker, auf dem sie sich abwartend niederließ.

Das seltsame Rumpeln, die Klirrgeräusche und das gelegentliche gedämpfte Murmeln und Schimpfen hielten noch eine Weile an, dann hörte Vanandel etwas über den Boden schleifen und sah auf der anderen Seite des großen Tisches einen grauen Haarschopf auftauchen. Der Mann krabbelte vollständig hervor, klopfte seine Knie ab und schüttelte mit einer ungeduldigen Bewegung die staubigen Schöße seiner Jacke aus.

»Arbeitest du neuerdings lieber unter dem Tisch, Magister Davydd?«, fragte Vanandel unschuldig.

Der Magister rückte seinen Kneifer zurecht und schaute Vanandel darüber hinweg strafend an. »Liebes Kind, dein ungehobeltes Poltern gegen meine Tür hat mich aus meiner Konzentration gerissen und daraufhin ist mir etwas hinuntergefallen.« Er räusperte sich und wischte seine verschmierten Finger an einem fleckenübersäten Schnupftuch ab, in das er sich dann lautstark schnäuzte.

Vanandel biss sich auf die Lippe, um nicht zu lachen. »Und? Hast du es wiedergefunden?«

Der Magister starrte sie an. »Was denn? Nein, nein, das Glas ist mir zersprungen und die Essenz ganz und gar ausgelaufen. Aber dann ist mir ein anderes Problem eingefallen, und das konnte ich ebenso gut gleich dort unter dem Tisch zu lösen beginnen.« Er musterte etwas verwirrt seine feuchten Hosenbeine und nahm den Kneifer ab.

Vanandel erkannte an seinem glasig werdenden Blick, dass seine Gedanken schon wieder davonwanderten, und warf schnell ein: »Hast du vielleicht an *meinem* Problem weitergearbeitet?«

Er hörte auf, seinen Kneifer zu polieren, und legte den Kopf schief. »Dein Problem? Ach ja, das!« Er drehte sich um und wühlte ziellos auf dem Tisch herum. Ohne sich umzudrehen, sagte er ein wenig

vorwurfsvoll: »Wir haben im Wesentlichen doch schon erreicht, was du wolltest.«

Vanandel seufzte. »Magister Davydd«, sagte sie mit aller Geduld, die sie aufzubringen in der Lage war, »im Wesentlichen ist leider noch nicht perfekt. Das Imago erfüllt seinen Zweck nur unzureichend. Wenn ich länger abwesend bin, beginnt es – auszubleichen. Und außerdem ist es beinahe stumm.«

Der Magister runzelte die Stirn und raschelte mit Papier. Er schwieg. »Magister?«, insistierte Vanandel.

»Wenn dein Vater jemals erfährt …«

»Bitte, darüber waren wir uns doch einig! Mein Vater darf und wird nichts davon erfahren! Das hätte für mich nicht weniger fatale Folgen als für dich, glaube mir.«

Er stand da und drehte einen Mörserstößel in den Händen. »Ich bekäme mit Sicherheit meine Entlassung – und sehr wahrscheinlich würde Seine Hoheit mich in den Kerker werfen. Ich bezweifle, dass Ihnen Ähnliches droht, Prinzessin.«

Sie registrierte die förmliche Anrede und die echte Angst des Magisters und streckte versöhnlich eine Hand aus. »Er wird nichts erfahren, wenn du es ihm nicht sagst. Meine Lippen sind versiegelt.« Sie tat, als würde sie mit den Fingern ihren Mund verschließen und lächelte den Magister besänftigend an. Er grummelte und brummelte noch ein wenig und warf schließlich den Mörserstößel mit einer heftigen Bewegung zurück in sein steinernes Gefäß.

»Also gut, ich werde mich noch einmal damit befassen«, sagte er rau. »Es verblasst mit der Zeit?«

Vanandel nickte erleichtert. Magister Davydd war ein knurriger alter Hagestolz, der niemanden leiden konnte außer sich selbst, aber aus Gründen, die sie nicht kannte und die sie auch nicht sonderlich interessierten, fraß er ihr aus der Hand.

»Also muss ich das Imago auf der Zeitachse stabilisieren«, murmelte der Magister, der alle seine Befürchtungen über seiner offensichtlichen Freude an einem verzwickten Problem vergessen hatte. Er griff nach einem Stück Kreide und kritzelte auf der schrundigen Tischplatte herum. »Das mit der Sprache ist ein anderes Ding«, fuhr er zerstreut fort. »Ich weiß nicht, wie ich das Imago dazu bringen kann, in jeder Situation und zu der jeweils richtigen Person das Richtige zu sagen.« Er grübelte, die Hand mit der Kreide schwebte über den verschlungenen Symbolen auf der Tischplatte.

»Aber es sagt doch jetzt auch *Danke* und *Guten Morgen* und solche Sachen«, wunderte sich Vanandel.

Der Magister winkte ungeduldig ab. »Das ist reiner Zufall«, sagte er. »Wenn es mehr reden würde, würdest du sehen, dass die Äußerungen kaum jemals wirklich passen. Ich habe ihm nur ein paar allgemeine Floskeln mitgegeben, die es von sich gibt, wenn jemand eine Antwort von ihm erwartet.«

Vanandel schmunzelte. »Vorgestern hat es zu einem Küchenmädchen *Wie ist das werte Befinden?* gesagt. Die Ärmste ist fast im Boden versunken.«

Der Magister hörte auf, sich gedankenverloren die Haare zu raufen und sah besorgt auf. »Du lässt es doch nicht unbeaufsichtigt durch das Schloss wandern?«

»Aber nein!«, log Vanandel und versuchte, ihn voller Aufrichtigkeit anzusehen.

Seine grauen und ihre blaugrünen Augen trafen aufeinander und doch war es der Ältere, der als erster die Augen abwendete. »Also gut«, sagte er. »Du bist vorsichtig, ja?«

Vanandel nickte. »Wann darf ich dich noch einmal aufsuchen?«, fragte sie höflich.

Der Magister lachte rostig. »Wie überaus freundlich von dir«, sagte er. »Gib mir einen Mondwechsel Zeit, Prinzessin. Ich versuche mein Bestes.«

Vanandel war nicht glücklich mit dieser Auskunft, aber sie lächelte und ließ den Magister allein.

Auf ihrem Weg ins Dachgeschoss dachte sie nach. Das Imago hatte neben einem Dutzend gewöhnlicher Einsätze auch schon zwei von diesen langwierigen, stupiden Empfängen absolviert, bei denen niemand auch nur ein einziges Wort von ihm erwartet hätte. Dumm nur, dass ein Gesandter, der zum ersten Mal einem solchen Empfang beiwohnte, versucht hatte, Konversation mit dem Imago zu betreiben. Vanandel gluckste. Der Gesandte war längst nach Hause zurückgekehrt, wahrscheinlich in der festen Überzeugung, die Prinzessin der Mark sei von hoffnungslos einfältigem Gemüt.

Dohlen krächzten vor den Fenstern und rissen Vanandel aus ihren Gedanken. Sie verschnaufte kurz vor einer Tür, dann klopfte sie leise an.

Der wohlklingende Bariton, der ihr antwortete, jagte ihr kleine Schauder über den Rücken. Sie atmete kurz tief durch und öffnete die Tür.

Der Barde saß mit einem Buch auf den Knien in der tiefen Fensterlaibung. Er blickte auf und lächelte, als er Vanandel sah. Sie merkte, wie ihre Wangen erglühten und runzelte finster die Brauen. Sein Gesicht wurde ernst und etwas besorgt.

Er stand auf und bot ihr seinen Platz an, aber sie blieb stehen und verschränkt die Arme.

»Ich muss mit dir reden«, sagte sie ohne Umschweife.

Er ließ sich langsam nieder und legte die Hände auf die Knie. Sein Gesicht zeigte nichts als freundliche Aufmerksamkeit. »Worüber möchten Sie sprechen, Prinzessin?«

Sie schüttelte unmutig den Kopf. »Nein«, sagte sie scharf. »Nicht als Tochter des Dienstherrn möchte ich mit dir sprechen, tu mir das nicht an, Gar.«

Er neigte den Kopf zum Zeichen, dass er verstanden hatte, und deutete auf einen Hocker, der neben dem niedrigen Tisch stand.

Vanandel zögerte, ob sie ihre erhöhte Position aufgeben sollte, dann nickte sie und setzte sich zu ihm. »Gar, du hattest mir etwas versprochen.«

Er hob eine Braue. »Hatte ich das?«, fragte er vorsichtig.

Sie sah ihn fassungslos an. »Du hast es …«, setzte sie an und unterbrach sich kopfschüttelnd. Sie sprang auf und ging zum Fenster, blickte hinaus über die Dächer der Stadt. »Du weißt, was mein Vater vorhat«, sagte sie, und ihre Stimme verriet den in ihr brodelnden Grimm.

Der Barde erwiderte nichts. Sie wartete eine Weile, dann fuhr sie fort: »Du hast gesagt, du seiest es müde, hier in seinen Diensten zu stehen. Du wolltest fort, zum Bardenstein, dann weiter ins Lange Land oder zur Küste.«

Er gab einen unbestimmten Laut von sich. Sie fuhr herum und rief: »Du wolltest mich mitnehmen! Gar, das kannst du nicht vergessen haben! Du hast es mir versprochen!« Während sie das sagte, dachte ein Teil von ihr: *Du hörst dich an wie ein greinendes kleines Mädchen. Mach dich vor ihm nicht zur kompletten Närrin!*

Er strich sich mit der Hand übers Gesicht, seine Miene war schuldbewusst. »Prinzessin, ich war

wohl nicht mehr allzu nüchtern, als ich dieses Versprechen gab. Ich kann mich, ehrlich gesagt, nicht einmal mehr genau daran erinnern.«

Sie verschränkte ihre Hände so fest ineinander, dass ihre Knöchel weiß wurden. »Du warst sturzbetrunken«, zischte sie. »Aber normalerweise hindert dich das nicht daran, anderntags noch ausführlich damit prahlen zu können, wie du jemandem beim Würfeln die Hosen ausgezogen hast. Erzähl mir also jetzt nicht, dass du nichts mehr davon weißt!«

»Prinzessin«, erwiderte er. »Vanandel. Wir können nicht miteinander durchbrennen wie Siduk und Lukena aus der alten Sage. Ich bin kein Prinz und kein edler Ritter, nur ein einfacher Sänger und Possenreißer. Und überdies …«, er verstummte und senkte den Kopf, sodass das lange, nachtdunkle Haar über sein Gesicht fiel.

»Ja, überdies«, erwiderte sie bitter. »*Skrassnarx*! Ich weiß, was du alles *nicht* bist, Barde!«

Er riss den Kopf hoch, schockiert über den Fluch, nach dem sie ihren Mund gefälligst mit Seife auswaschen müsste, wie die Stimme ihrer Gouvernante schrill anmerkte.

Ihre Mundwinkel zitterten sacht. Das Echo ihres alten Quälgeistes und des Barden Miene zeigten ihr, dass die Lektionen, die Groszbarrt ihr widerstrebend und unter großer Geheimnistuerei erteilte, sich jetzt schon auszahlten.

»Vanandel«, keuchte der Sänger. »Woher … Hör mal, das solltest du nie, nie vor anderen … Oh, ihr Götter!«

Sie lachte laut auf. »Hast du Sorge, dass das auf dich zurückfallen könnte, mein großer, starker Lehrer?«, spottete sie. »Ich frage mich langsam, wovor du dich sonst noch so fürchtest wie ein nacktes Mäuschen!«

Er sprang auf und packte ihre Arme, um sie zu schütteln. »Du kleines Biest!« Sein Gesicht war dicht vor ihrem, er hatte die Zähne gebleckt und seine Augen brannten. Sie wich keine Haaresbreite zurück, sondern lachte ihm furchtlos ins wütende Antlitz.

»Und jetzt?«, reizte sie ihn. »Was hast du jetzt mit mir vor?«

»Was hältst du von einer Tracht Prügel, Prinzessin?«, knurrte der Barde, ließ sie aber los. »Du bist schon viel zu lange nicht mehr übers Knie gelegt worden, fürchte ich.« Er wandte sich ab und trat gegen einen Hocker, der über den Steinboden polterte.

»Das hat bisher noch keiner gewagt. Du wärst der Erste.« Sie stemmte die Hände in die Seiten und begann zu lachen. »Komm schon, Gar. Vertragen wir uns.«

Seine Brauen sträubten sich noch einen Moment lang wie der Schwanz einer erbosten Katze, dann stieß er die angehaltene Luft hörbar aus und griff nach seinem Tabaksbeutel.

Beide saßen sich gegenüber und schwiegen. Er rauchte gedankenverloren ein Tabakstäbchen, und Vanandel blickte auf ihre Finger herab.

Er reichte ihr das Stäbchen, und sie zögerte nur kurz, ehe sie es nahm. »Ich sollte das nicht im Schloss tun«, murmelte sie.

»Ah, bah«, sagte er.

»Mein Vater will das Stadtschloss für eine Weile verlassen«, sagte Vanandel.

»Mh.«

»Ich bin zuletzt als Kind auf Schloss Raakus gewesen«, fuhr sie fort. »Es ist riesig und ungemütlich

und rundum gibt es nur Wald und Wiesen und all so Bauernkram.«

»Deswegen willst du ausreißen?«

Sie sprang auf und rollte mit den Augen. »Nein, deswegen will ich natürlich nicht *ausreißen*! Überhaupt, was ist das für ein Wort? Ich bin doch kein Kind mehr, das seine Lieblingspuppe nimmt und … und … *ausreißt*!« Ihr fehlten die Worte, also fuchtelte sie wild mit den Händen und lief erregt auf und ab.

»Ist ja gut«, sagte er leise. »Die leidigen Heiratspläne waren mal wieder Thema, richtig?«

Sie verschränkte die Arme und nickte. »Noch bevor der Hof umzieht, soll ich den«, sie spuckte aus, »*Langländer* heiraten. Oder einen seiner hässlichen, dummen Söhne oder Neffen oder was weiß ich!« Jetzt war sie es, die den unschuldigen Hocker mit einem Tritt durchs Zimmer beförderte. Glücklicherweise waren es äußerst unpassende derbe Stiefel, die unter ihrem seidenen Rocksaum hervorlugten, und sie prellte sich die Zehen nur ein wenig. »Halt *du* bloß den Mund«, fauchte sie ihre innere Gouvernante an, die sich in Krämpfen wand.

»Ich habe nichts gesagt, Prinzessin«, erwiderte der Barde.

Sie wirbelte herum und deutete anklagend auf seine Brust. »Er will mich gegen ein *Adlerei* tauschen!«, schrie sie.

Der Barde verschluckte sich und begann zu husten. »Was?«, röchelte er.

»Ein verdammtes Ei von einem dieser verlausten Riesenhühner«, Vanandel war außer sich. »Der Horninger hat einen Hippogryphen, also hat mein Vater es sich in den Kopf gesetzt, ihn mit einem zahmen Riesenadler zu übertrumpfen. Und angeblich hat der Langländer da *seine Quellen.*« Sie ahmte höhnisch die gedehnt-näselnde Sprechweise des Herren vom Langen Land nach. »Er will mich eintauschen! Als wäre ich ein verdammtes Pferd oder eine Briefmarke!«

Der Barde blickte äußerst betroffen. »Das kann er nicht ernst gemeint haben.«

Vanandel warf die Hände hoch. »Ich weiß, was du sagen willst. Seit ich im sogenannten *heiratsfähigen* Alter bin, hat er dreimal pro Saison einen passenden Gatten für mich im Auge. Aber jetzt ist es ernst, das sage ich dir! Ich bin jetzt schon älter als Edigna und Gismara bei ihrer Hochzeit. Er verkauft mich an diesen widerlichen Langländer!«

»Das kann er nicht ernst gemeint haben«, wiederholte der Barde, der ihren Ausbruch mit glasigem Blick über sich hatte ergehen lassen. »Die Adler beschützen ihre Brut mit allen Kräften. Und auch der Bardenstein würde niemals zulassen, dass ein Gelege angetastet wird.«

Vanandel schnappte nach Luft. »Sag mal, bist du noch gescheit?«, fuhr sie ihn an. »Was interessieren mich diese fliegenden Flederwische? Es geht hier um *mein* Leben!«

Aber sie sah, dass er nicht zuhörte. Selbst dem zweitwüstesten Fluch aus ihrem ständig wachsenden Repertoire gelang es nicht, seine Aufmerksamkeit zu erregen, also sparte Vanandel sich ihren Atem und knallte stattdessen die Tür hinter sich zu, sodass die Dohlen krächzend vom Dach aufflogen.

Groszbarrt saß über einem Stapel Papier, als Vanandel am nächsten Tag die Wachstube betrat. Es amüsierte sie immer, sein ernsthaftes und ein wenig verzweifeltes Hundegesicht zu sehen, wenn er die Feder führte, was ihm sichtlich schwerer fiel als der Umgang mit einem Schwert oder einer Armbrust. Es fehlte nur noch, dass er beim Schreiben die Zunge zwischen die Zähne klemmte, dachte sie.

Sichtlich erleichtert über die Unterbrechung legte er die Feder beiseite und erhob sich höflich, um ihr einen Stuhl zurechtzurücken. Sie nahm Platz und schmunzelte dabei über seine Bemühung um geschliffene Manieren. Groszbarrt legte außerordentlichen Wert darauf, sich nicht als grober Geselle zu präsentieren, obwohl er durch und durch Soldat war. Seine Abstammung konnte er selbst mit allergrößter Anstrengung nicht verleugnen, auch wenn er immer wieder versuchte, sie seine Umgebung vergessen zu machen.

Zwecklos, dachte Vanandel mitleidig und musterte seine muskulöse, langarmige Gestalt und das traurige Gesicht.

»Ich kann etwas für Sie tun, Prinzessin«, sagte er, die Hände an der Hosennaht. In seiner Stimme war nichts mehr vom rauen Klang der Sprache seines Volkes.

»Nicht so förmlich, bitte. Sonst nenne ich dich ab jetzt wieder *Rudelführer*«, erwiderte sie leise tadelnd. Der Kommandeur der Schlosswache neigte den Kopf und stand bequem.

»Groszbarrt, ich würde dich gerne auf einer eurer Patrouillen hinunter in die Stadt begleiten«, sagte sie. »*Ganz* hinunter«, fügte sie hinzu. Sie lauschte nach innen, aber ihre Gouvernante hatte heute anscheinend ihren freien Tag.

Seine Augen wurden erst groß und verengten sich dann zu Schlitzen. »Ganz hinunter!«

Sie nickte ungeduldig. »Ich war noch nie im … wie wird das Viertel genannt? Kuhstall?«

»Schweinekoben«, erwiderte er automatisch. »Das kann ich nicht machen, Prinzessin. Vanandel. Dein Vater würde mich …«

»Warum muss ich das ständig von allen hören? Mein Vater würde dies und würde das?« Vanandel musste sich beherrschen, um nicht auf den Tisch einzuschlagen.

Der Rudelführer trat einen Schritt zurück. »Bitte, Prinzessin. Du kannst dir alles erlauben, der Markgraf ist nun eben dein … nun ja …«

»Mein Vater«, sagte Vanandel ergrimmt. »Ja, danke, *Rudelführer*, das ist mir bekannt.«

»Er würde dich weder auspeitschen noch in den Stock schließen lassen, noch in den Kerker werfen oder mit Schimpf und Schande aus dem Dienst jagen«, fuhr Groszbarrt unbeirrt fort.

Vanandel starrte ihn sprachlos an. »Mein Vater würde niemals jemanden auspeitschen lassen«, sagte sie nach einer Weile.

Groszbarrt wiegte den Kopf. »Ich würde nicht gerne die Probe aufs Exempel machen.«

Vanandel schnaufte. »Ihr macht es mir alle ganz schön schwer«, sagte sie düster.

»Dieses Stadtviertel ist kein sehr hübscher Ort. Sehr unpassend für eine Prinzessin.« Er leckte sich

nervös über die Lippen, was Vanandel gebannt beobachtete.

»Sehr unpassend«, wiederholte er. »Du würdest dort auffallen. Man könnte womöglich versuchen, dir etwas anzutun. Wir könnten dich schützen, aber es wäre eine unnütze Gefährdung deines Lebens. Und des Lebens meiner Männer.«

»Groszbarrt«, sagte Vanandel sanft, ihre Ungeduld zügelnd. »Ich verstehe deine Besorgnis. Aber ich könnte mich ja als Wächter verkleiden.«

Der Rudelführer hörte nur halb zu. »Natürlich läuft dort nicht nur Gesindel herum. Es sind viele brave Leute dort, aber eben arme Leute. Deine Kleider sind zu prächtig. Na gut, du trägst nicht viel Schmuck. Aber immer noch genug, um Gesindel anzulocken.« Sein Redefluss versiegte, als ihre Worte endlich sein Gehirn erreichten. »Als Wächter verkleiden«, sagte er matt und setzte sich hin.

Vanandel wartete.

»Nein«, sagte er. »Das kann ich nicht tun. Ich weiß nicht, was du dort unten willst, aber du wirst dir jemanden von der Dienerschaft suchen müssen, der es für dich erledigt. Ich kann das nicht verantworten.«

Vanandel zuckte die Achseln. Sie hatte nicht wirklich mit Groszbarrts Hilfe gerechnet, aber es war den Versuch wert gewesen. »Na gut«, sagte sie munter. »Hast du Zeit für ein kleines Übungsprogramm?«

Der Kommandeur der Wache sah sie verblüfft an. Er hatte offensichtlich mit Protest gerechnet, mit einem Wutanfall oder schmeichelndem Flehen. Jetzt aber war er ein wenig aus dem Konzept gebracht.

»J-ja«, stammelte er mit einem flüchtigen, verzweifelten Blick auf den Papierberg, der den Tisch unter sich begrub. »Nun, eigentlich …«

»Ach, komm schon, Groszbarrt.« Sie griff nach seiner Hand und zog ihn hoch. »Du sitzt viel zu viel am Schreibtisch. Das ist ungesund. Komm, jag mich über den Hof. Ich übernehme dafür auch gerne wieder die Soldlisten für dich.«

Er folgte ihr resigniert und erleichtert zugleich.

Während Vanandel sich in der Zeugkammer umzog, scheuchte Groszbarrt eine Gruppe junger Wächter aus dem sonnenwarmen Sandhof, wo sie mit Kurzschwertern, Stöcken und Armbrüsten ihr Training absolviert hatten. Dann wartete er, bis Vanandel die Tür aufstieß und rief: »Es ist wieder nichts in meiner Größe da!« Sie kam heraus, ein viel zu weites Hemd in eine viel zu lange, rutschende Hose gestopft, und lachte ihn an. Er schüttelte den Kopf und ging zu ihr, um den Gürtel ihrer Hose enger zu ziehen.

»Geht nicht«, beschwerte sie sich, während er an der Schnalle herumnestelte. »Da fehlen ein paar Löcher.«

Er zog das Gürtelende heraus. Mit einer schnellen Kopfbewegung biss er ein neues Loch in das dicke Leder und zurrte den Gürtel fest.

»Beeindruckend«, kommentierte Vanandel.

Groszbarrt knurrte und wandte den Kopf ab. Sie begriff, dass ihm seine gedankenlose Reaktion überaus peinlich war. »Danke«, sagte sie. »Das war wirklich sehr nett von dir.«

Er nickte und warf ihr einen Stock zu, den er einem seiner Wächter abgenommen hatte. Er selbst

hielt das kurze Übungsschwert aus Holz entspannt in der Linken.

Vanandel fing den Stock auf und hielt ihn zum Gruß schräg vor sich. Groszbarrt erwiderte den Gruß flüchtig und griff dann sofort an.

Vanandel keuchte, hielt aber stand. Sie parierte den Schlag, duckte sich unter Groszbarrts langem Arm hinweg und schlug hart mit dem Stock nach oben. Der Soldat wich geschmeidig aus, riss sein Schwert zur Seite und schlug erneut zu, wobei er Vanandel, die sich nicht mehr rechtzeitig aus seiner Reichweite bringen konnte, an der Schulter streifte.

»Autsch«, sagte Vanandel vorwurfsvoll, sprang vor und rammte ihr Stockende in seinen Bauch.

Groszbarrt, der damit ganz offensichtlich nicht gerechnet hatte, prustete laut und klappte zusammen.

»Oh!« Vanandel ließ ihren Stock fallen und eilte zu ihm. »Groszbarrt, das wollte ich nicht!«

Plötzlich lag sie auf dem Rücken, die Klinge des Holzschwertes unter ihr Kinn gepresst, und Groszbarrts Hundegesicht sah sie mit vergnügt blitzenden Augen an.

»Nimm dein Knie da weg«, japste sie. »Das war gemein, Groszbarrt!«

Er half ihr auf. »Das war gut, was du da eben gemacht hast. Aber es ist gefährlich, einen am Boden liegenden Gegner zu unterschätzen, Vanandel.«

»Ich merke es mir.« Sie rieb sich verstohlen über das schmerzende Hinterteil.

Unter seinem nächsten Schlag duckte sie sich wieder weg, und als er diesmal in Erwartung ihres Hiebes seinen Bauch schützte, sprang sie beiseite und zielte auf seinen Schwertarm. Er wirbelte herum, und sie streifte nur seine Schulter. Während ihr Stock zurückprallte, wechselte er sein Schwert in die andere Hand und traf mit einem unvermuteten Ausfall ihre Seite. Ihr blieb kurz die Luft weg, aber es gelang ihr, das Schwert mit ihrem Stock zu treffen – eine verbotene Aktion – und es ihm aus der Hand zu schlagen. Beide standen schwer atmend da, Vanandel eine Hand in die Seite gepresst, und grinsten sich an.

»Das war dumm von dir«, sagte Groszbarrt. »Deine Waffe wäre jetzt hinüber, wenn ich ein echtes Schwert gehabt hätte.« Er bückte sich und hob das Holzschwert auf.

»Aber ich hätte Zeit genug gewonnen, um mich aus dem Staub zu machen«, japste Vanandel.

»Hättest du nicht. Du lägst hier am Boden und hättest andere Sorgen.« Er schaute besorgt auf ihre Seite. »Habe ich dich verletzt?«

Vanandel schüttelte den Kopf, obwohl unter ihrem geliehenen Hemd mit Sicherheit gerade ein ordentlicher Bluterguss heranwuchs. Bei ihren ersten Übungsstunden hatte sie noch die gepolsterte Weste getragen, die vor den übelsten Treffern ein wenig schützte, aber da auch dieses Kleidungsstück ihr zu sehr am Leib geschlackert und ihre Beweglichkeit eingeschränkt hatte, verzichtete sie seit einigen Stunden darauf und riskierte lieber die eine oder andere Prellung.

»Wir wollen aufhören«, sagte Groszbarrt.

»Ich würde gerne noch ein wenig mit der Schleuder üben.« Vanandel schnitt eine Grimasse. »Du lässt mich ja nicht an die wirklich gefährlichen Waffen heran.«

Groszbarrt runzelte die Stirn. »Eine Schleuder ist eine gefährliche Waffe. Wenn du mit ihr umgehen kannst, holst du einen angreifenden Reiter damit zuverlässig aus dem Sattel.«

Vanandel verdrehte die Augen. Es war harte Arbeit gewesen, den Rudelführer dazu zu überreden, ihr überhaupt Unterricht im Kampf zu geben. Aber wenn es um die Frage der Handhabung von

Schwertern, Armbrüsten, Bogen, Dolchen und Ähnlichem ging, war er nicht bereit, auch nur eine Handbreit von seiner Meinung abzuweichen, dass das für eine Prinzessin viel zu gefährlich und außerdem in höchstem Maße unschicklich sei. In diesem Punkt war er sich mit dem Geist ihrer Gouvernante sogar einmal einig.

»Wie schicklich ist es eigentlich, sich mit einem Holzschwert vertrimmen zu lassen?«, brummelte sie, als Groszbarrt davonging, und betastete vorsichtig ihre schmerzenden Rippen.

Groszbarrt kehrte zurück, Schleudern und Munition in der Hand, und blieb wie angewurzelt stehen, den Blick auf den Eingang zum Hof gerichtet. Er ließ die Schleudern fallen und nahm Haltung an.

Vanandel verharrte an Ort und Stelle, während eine ungute Ahnung ihr die Nackenhaare aufrichtete.

»Rudelführer«, sagte eine ihr wohlbekannte Stimme. »Ich habe dich vergeblich in der Wachstube gesucht. Ich wusste nicht, dass du auch Privatstunden gibst.«

»Hoheit!«, salutierte Groszbarrt zackig.

Vanandel regte keinen Muskel. Ihr Bruder betrat nur selten und höchst ungern die Gefilde der Bediensteten oder Soldaten. Er wollte etwas von Groszbarrt und dann würde er ganz sicher wieder verschwinden, ohne dem schwitzenden Gemeinen, der da mitten im Hof stand, Beachtung geschenkt zu haben.

Aber ihre Gebete fanden keine Erhörung. Weiche Schritte näherten sich ihr.

»Groszbarrt, ich brauche heute Abend wieder eine Eskorte«, sagte der Prinz. Er streifte Vanandel, die sich gerade wünschte, im Boden verschwinden zu können, mit einem flüchtigen Blick.

»Wie viele Männer und mit welcher Ausrüstung?«, fragte Groszbarrt heiser.

»Eine kleine Eskorte, leichte Bewaffnung, genau wie beim letzten Mal … *Vanandel*!«

Sie biss die Zähne zusammen. »Hallo, Wigand. Wir haben uns lange nicht gesehen, wie geht es dir?«, sagte sie tapfer.

Der Kronprinz schnappte noch immer nach Luft. Sein braunes Haar ringelte sich wie gewöhnlich in wohlondulierten Locken auf dem dunkelblauen Samtkragen seines Rockes, er trug makellose cremefarbene Reithosen und eine bestickte Weste mit Spitzenjabot, und das Leder seiner Stiefel glänzte wie polierter Stein. Seine hechtlederbehandschuhte Linke ruhte auf dem geschnitzten Drachenbeinknauf eines silbernen Gehstocks, die Rechte mit dem auffälligen Saphirring spielte unruhig mit einem Monokel. Vanandel nahm die elegante Erscheinung mit einem unterdrückten Seufzer wahr. Ihr Bruder sah wieder aus wie der vollendete Lackaffe, während sie selbst einem heruntergekommenen Straßenjungen glich.

»Vanandel, was *treibst* du hier? Noch dazu in dieser Aufmachung?« Der Ekel in seinem Blick war nicht gespielt. »Nein, Rudelführer, hiergeblieben!« Der Ausruf galt Groszbarrt, der sich diskret – oder feige? – zurückziehen wollte.

»Ich habe mir ein wenig Bewegung verschafft«, sagte Vanandel. »Meine Gouvernante hat immer viel Wert darauf gelegt, dass ich mich regelmäßig an frischer Luft …«

Der Griff, mit dem ihr Bruder ihren Arm packte, war alles andere als zärtlich. »Du kommst jetzt mit mir«, sagte er drohend. »Sei froh, dass der Markgraf dich nicht gesehen hat. Hör auf zu zappeln! Wo sind überhaupt deine Kleider?«

Er warf Groszbarrt einen drohenden Blick zu. »Wir reden später, Rudelführer!«

Vanandel ließ sich von ihm ins Haus zerren. Wenn sie ihn dazu bringen konnte, ihrem Vater nichts davon zu erzählen, hatte sie Glück im Unglück gehabt.

Die Schritte des Kronprinzen hallten auf dem Steinboden des Flures, als er seine Schwester hinter sich herzerrend voranstürmte. Vanandel stemmte sich dagegen und sie wurden langsamer. »Wigand«, jammerte sie und biss sich fest auf die Zunge, damit ihr Tränen in die Augen stiegen. »Bitte, erzähle Vater nichts davon. Ich konnte doch nicht wissen, dass das falsch ist. Ich mache es auch nie wieder, ich verspreche es dir!«

Er blieb abrupt stehen und starrte sie an. Seine akkurat gelegten Locken waren etwas in Unordnung geraten und seine Lippen waren weiß vor Zorn. »Du einfältiges Ding«, fauchte er. »Wenn das jemand gesehen hätte! Markgraf Wighers Tochter – *meine Schwester* – treibt sich in Lumpen auf dem Sandhof herum und prügelt sich mit einem Wächter!«

Sie blinzelte, damit eine Träne dekorativ an ihrer Wange herunterrollte. Ihre Stimme klang wirklich jämmerlich, denn die Zunge tat von dem Biss teuflisch weh. »Bitte, Wigand, es ist doch nichts passiert. Niemand hat mich gesehen. Ich gehe ganz schnell in meine Gemächer und ziehe mich um, versprochen!«

»Du bist wahrhaftig noch dümmer als deine Schwestern!« Ihr Bruder schob sie heftig vor sich her. »Es wird Zeit, dass der Markgraf dich verheiratet. Warum habt ihr Mädchen nur Stroh im Kopf, kann mir das jemand verraten?« Sein gequälter Aufschrei verriet Vanandel genug. Er würde ihre Eskapade für sich behalten. So wenig sie mit ihrem Bruder auch zu tun hatte, kannte sie ihn doch gut genug, um zu wissen, dass er es vorzog, seinen Vater nicht zu verärgern oder mit schlechten Nachrichten zu belästigen. Also jammerte und schniefte sie noch ein bisschen und ließ sich von Wigand zu ihren Gemächern eskortieren, wo er sie mit einer unwirschen Ermahnung in ihr Zimmer schob.

Vanandel lehnte sich an die Tür und gestattete sich ein zittriges Lachen. Ihre Zofe kam herein, machte einen tiefen Knicks und riss Mund und Augen auf, als sie den Aufzug ihrer Herrin erblickte.

»Hör auf zu glotzen, Wibke, und bring mir etwas zum Anziehen«, befahl Vanandel. »Das grüne Kleid. Ach ja, und sorg dafür, dass jemand meine Sachen aus der Zeugkammer im Sandhof holt.«

Sie zurrte ungeduldig den Gürtel auf und ließ die Hose auf ihre Knöchel fallen. Dann zog sie das Hemd über den Kopf, drehte beides eilig zu einem Bündel zusammen, schnürte den Gürtel darum und stopfte alles unter das Bett.

Sie schnüffelte an ihrem Arm, dann schüttete sie aus der großen Porzellankanne Wasser in die Waschschüssel und griff nach dem Schwamm.

Als ihre Zofe zurückkam, hockte sie auf der Bettkante und ließ die Beine baumeln. Das Mädchen half ihr in den Unterrock zu steigen, hakte die Taille zu, knöpfte die Ärmel und schnürte den Rock. Dann trat sie zurück und wartete.

Vanandel drehte sich prüfend vor dem Spiegel, zupfte das Brusttuch zurecht, ordnete die Spitzen am Ärmel und nickte zufrieden. »Meine Jacke«, sagte sie.

Die Zofe half ihr in das knappe, dunkelrote Schoßjäckchen. Vanandel setzte sich an den Frisiertisch und schloss die Augen, während die Zofe ihre Haare richtete. Gelegentlich ächzte sie, wenn es zu sehr ziepte, aber sie verharrte lammfromm, auch als es ans Schminken und Pudern ging, obwohl ihre

ungeduldig zuckenden Finger zeigten, dass sie am allerliebsten aufgesprungen und davongelaufen wäre.

»Danke«, sagte sie schließlich. »Das genügt, Wibke.« Sie zupfte eine Locke aus der aufgetürmten Frisur und ließ sie verwegen auf ihre Schulter herabringeln. »Sehr schön. Den Schmuck lege ich mir selbst an.«

Die Zofe knickste. Vanandel konnte an ihrer spitznasigen Miene ablesen, dass sie vor Neugier schier platzte, und verkniff sich ein breites Grinsen. Wibke wusste, dass ihre Herrin sich nur zu den seltensten Gelegenheiten so aufputzen ließ. Zum Anlass des heutigen informellen Abendessens mit ein paar zweitrangigen Würdenträgern hätte sie sich sonst in eine ihrer weniger formellen Roben gewandet und ganz sicher nicht die Mühe einer höchst zeremoniellen Turmfrisur auf sich genommen. Ihre jetzige Aufmachung war geeignet für den großen Herbstball oder die Geburtstagsfeier des Markgrafen – und jetzt rätselte Wibke sicherlich, welcher der heute Abend anwesenden Herren Vanandels Gefallen erregt haben mochte.

»Danke, Wibke, du kannst gehen.« Vanandel lächelte ihre Zofe verschwörerisch an. »Ich denke, bei mir wird es heute sehr spät – nimm dir den Abend frei. Ich brauche dich erst morgen wieder.«

Die Zofe sperrte erneut den Mund auf, dann blinzelte sie, errötete, lächelte verlegen und machte einen tiefen Knicks, bevor sie ging.

Vanandel wartete eine Weile, dann verschloss sie die Tür und eilte zu ihrem kleinen Schreibpult. Sie schob ungeduldig die Klappe beiseite, die ein winziges Geheimfach verbarg, und nahm einen unscheinbaren Silberreif heraus, den sie über den Daumen streifte. Sie schloss die Augen, hauchte den Reif an, sodass das Silber matt beschlug, und murmelte: »Ogami lednanav.«

Wie immer hielt sie die Augen fest geschlossen, damit ihr nicht übel wurde. Bei der allerersten Beschwörung unter Magister Davydds Obhut hatte sie noch neugierig zugeschaut – doch diese Erfahrung wollte sie nicht wiederholen.

Ein leises Rascheln verriet ihr, dass das Werk getan war. Sie schlug die Augen auf und musterte das Imago mit kritischem Blick. Sehr gelungen, dachte sie. Das grüne Kleid stand ihr wirklich ausgezeichnet, und die Puderschicht auf dem Gesicht verbarg ein wenig den Umstand, dass das Imago nicht gerade mit mimischem Temperament gesegnet war.

»Setz dich hin, bis zum Essen geläutet wird, dann geh in den kleinen Speisesaal«, befahl sie. Das Imago nickte gehorsam und sank auf den Hocker neben der Tür. Dort faltete es die Hände im Schoß und senkte sittsam den Blick. Vanandel seufzte. Was für ein dummes Lämmchen! Kein Wunder, dass ihr unaufmerksamer Vater neuerdings so vernarrt in seine jüngste Tochter war. Vor Kurzem hatte er sich einem seiner Berater gegenüber geäußert, er sei höchst erfreut darüber, dass ihr hitziges Temperament sich so wohltuend ins Gegenteil verkehrt habe, das sei wohl ihrer zunehmenden Reife und erblühenden Weiblichkeit zuzuschreiben. Vanandel ächzte bei dieser Erinnerung vor Grimm.

Sie verschwendete keinen weiteren Blick an das Imago und riss sich die gerade erst so umständlich angelegten Gewänder vom Leib, um sie in unordentlichen Haufen auf dem Fußboden zurückzulassen. In Unterwäsche kroch sie unter das breite Bett und zerrte mehrere Bündel hervor, die sie nacheinander auf dem Bett ausbreitete. Sie musterte ihre Beute sorgfältig. Die Hose war zu weit und etwas zu lang, aber das ließ sich mit dem Gürtel und hochgekrempelten Hosenbeinen ausgleichen.

Auch das Hemd war kein Problem, im Gegensatz zur Jacke. Der Küchenjunge, dem sie sie abgeschwatzt hatte, hatte zwar ihre Statur, aber allem Anschein nach Arme, mit denen er sich im Stehen in den Kniekehlen kratzen konnte. Sie drehte das Kleidungsstück nachdenklich in den Händen, dann griff sie nach einem Messer und säbelte an den Ärmeln herum, bis sie zwar ausgefranst, aber in der rechten Länge herabhingen. Sie schlüpfte in die Kleider, zerrte ungeduldig die Reste der Haarnadeln aus ihrer Frisur und drehte ihr Haar zu einer Schnecke, die sie unter eine speckige Kappe stopfte. Dann tauchte sie noch einmal unters Bett, um ein Paar ausgeblichener Stoffschuhe aus dem hintersten Winkel zu fischen. Das waren keine wirklich guten Straßenschuhe, aber sie hatte nichts Besseres auftreiben können. Unten in der Stadt würde sie sicherlich etwas Angemesseneres erwerben können.

Vanandel baute sich vor dem Spiegel auf und betrachtete sich kritisch von allen Seiten, ehe sie einigermaßen zufrieden nickte. Das musste für einen ersten Ausflug reichen. Sie steckte ein paar Münzen ein und öffnete das Fenster. Sie hatte es noch nicht ausprobieren können, aber jetzt würde es sich zeigen, ob sie am Ende des Arkadengangs über die Balustrade zum Nebenflügel hinüberklettern konnte. Dann würde sie durch den Gesindetrakt und den Dienstboteneingang auf die Straße hinaustreten können. Das war in jedem Fall besser, als in diesem Aufzug durch den hochherrschaftlichen Flügel zu geistern.

Entschlossen stieg sie durch das Fenster und lief die Arkade entlang. Die Balustrade war leicht überwunden, und der kurze Moment, in dem sie auf dem Sims balancierte, brachte ihr Blut zum Prickeln. Sie unterdrückte den Impuls, laut zu jubeln, schwang sich hinüber in den düsteren Arkadengang und lief zur Tür, die ins Gebäude führte. »Schweinekoben, ich komme«, murmelte sie und huschte wie ein Schatten ins Innere des Hauses.

Es war nicht gerecht. Er wollte nicht schleichen, lügen, flüstern, sich verbergen, jedes Mal ängstlich zusammenzucken, wenn Schritte sich ihnen näherten.

Er wollte sie im hellen Sonnenschein betrachten dürfen, nicht nur im Halbdunkel des Waldes oder in eine moosige Senke gekauert. Er wünschte sich nichts mehr, als mit ihr am Tisch ihrer Eltern zu sitzen und ohne Furcht ihre Hand zu halten. Der bittere Geschmack des Verbotenen vergällte ihm die Süße ihres Anblicks und den sanften Kitzel, der ihn jedes Mal durchfuhr, wenn sie ihn berührte oder anlächelte.

Ihr Haar hatte den leuchtenden, tiefen Ton duftenden Honigs, der aus einer Wabe quillt. Ihre Augen strahlten wie der Himmel an einem schönen Frühlingstag. Absolut unvergleichlich waren ihre zarten Ohren, mit den rosigsten, hübschesten Läppchen, die sich so samtweich unter seinen Lippen anfühlten, und den allerzierlichsten, perlmuttschimmernden Spitzen, die je ein Elbenohr geziert hatten. Und ihr Name klang wie Musik in seinen Ohren: Siiran. Siiran, die Sanfte, die Fröhliche, Siiran, die lächelte, wenn sie ihn sah, die ihn liebte …

Er wurde unsanft aus seinen Träumen gerissen, als eine Stimme seinen Namen rief. Es war nicht der musikalische Ruf seiner Liebsten, deren Klang den Gesang der Vögel in den Schatten stellte. Nein, sein Ohr verletzte der grobe Schrei eines Esels, laut, hässlich rau und wie immer ungeduldig. Kurz, es war die Stimme seines Bruders Brant: »Llu-iiii-golf, wo steckst du, du Faulpelz!«

Lluis rappelte sich auf und schnitt eine missmutige Grimasse. Er hatte gegen das warme Holz gelehnt hinter der Vorratskammer im Gras gesessen und in die letzten Sonnenstrahlen geblinzelt, als Brants Ruf ertönte. Wahrscheinlich kam sein Bruder wieder mit einer unglaublich wichtigen Aufgabe, die sofort erledigt werden musste. Es gab immer Holz, das zu hacken war, einen Ofen, in dem kein Feuer brannte oder Wasser, das den Frauen in der Küche fehlte und nun darauf wartete, von Lluigolf aus dem Brunnen gekurbelt zu werden. Lluis spuckte erbittert aus, als die bärenhafte Gestalt seines Bruders um die Ecke bog. Brant, der zweitgeborene Sohn seiner Mutter. Brant, der ihn schikanierte, als wäre er sein Leibeigener. Da waren ihm sogar die ständigen Sticheleien Megins oder die kalte Ablehnung Ragins, des Jüngsten, noch lieber – die beiden kommandierten ihn wenigstens nicht andauernd herum.

Brant sah ihm ärgerlich entgegen, als Lluigolf heranträdelte. »Drückst du dich wieder vor der Arbeit«, sagte er knurrig. »Die Mutter sucht nach dir. Eil dich, nimm die Beine in die Hand!« Er wandte sich um und ging zum Holzstapel. Lluigolf sah ihm nach. Brant war einen guten Kopf größer als er und breit wie ein Schrank. Seine Muskeln spielten unter der sonnenverbrannten Haut der Arme, als er nach der Axt griff und sie auf einen Scheit niedersausen ließ. Er war nun der Herr über Haus und Hof, sein Vater, der das Alter zu spüren begann, überließ ihm inzwischen klaglos die Herrschaft. Die Frauen im Dorf machten dem stattlichen Mannsbild schöne Augen, aber Brant war ein Hagestolz, der keine Neigung zur Heirat zeigte, obwohl seine jüngeren Brüder und sogar seine nachgeborene Schwester Kaija schon längst Familien gegründet und ihrer Mutter Enkelkinder geschenkt hatten.

Brant, der Jahre jünger war als er. Alle seine Stiefgeschwister waren so viel jünger als er – und sie alle behandelten ihn wie ein Kind, wie den Jüngling, der er noch immer war. In Elbenjahren und Menschenaugen.

Seine Mutter saß in ihrer Kammer und spann Flachs. Lluigolf konnte sie sich nicht mit untätigen Händen vorstellen. Sie blickte auf, als er eintrat, und lächelte. Er setzte sich auf den Hocker zu ihren Füßen und stützte das Kinn in die Hände. Die schöne Rialinn, so wurde seine Mutter einst genannt, als sie noch Kammerfrau der Markgräfin auf Burg Raakus war. Schön war sie auch jetzt noch, auch wenn ihr Haar inzwischen weiß und ihr Gesicht voller Falten war. Ihre dunklen Augen blickten noch immer so jung und strahlend wie die ihrer Tochter. Wenn Lluigolf sie ansah, erblickte er die junge Frau, die ihn geboren und aufgezogen hatte – das war, bevor Alfried, sein Stiefvater, Rialinn geheiratet und ihren Bankertsohn wohl oder übel mit in Kauf genommen hatte. Die Schönheit seiner Mutter war jedoch ganz sicher nicht der Grund, warum Alfried sie zur Frau genommen hatte. Nein, die Markgräfin hatte Rialinn mit einer schönen Mitgift versorgt, als sie sie aus ihrem Dienst entließ.

Lluigolf wusste, dass Rialinn den Hof damals hatte wegen ihm verlassen müssen. Sie hatte das Leben dort geliebt, und die Markgräfin war ihr eher eine Freundin als eine Herrin gewesen. Aber ein Sohn wie er bedeutete einen zu großen Makel für ihre Stellung am Hof. Dem jung verwitweten Freisassen Alfried kam die Mitgift gut zupass, und dass die ehemalige Kammerfrau sich nicht zu schade war, bei der Arbeit auf dem Hof kräftig mit anzupacken, sorgte dafür, dass ihre Ehe so glücklich wurde, wie es unter diesen Umständen möglich war.

Rialinns einzige Sorge in all der Zeit galt ihrem Erstgeborenen. Alfried, ebenso wie die anderen Dorfbewohner und später auch seine Geschwister, begegneten Lluigolf mit Misstrauen und Ablehnung. Lluigolf wäre schon längst aus dem Haus gegangen und in die Fremde gezogen, wenn seine Mutter ihn nicht immer wieder zurückgehalten hätte. Er wusste nicht, wen Rialinn in Wirklichkeit sah, wenn sie ihn wie jetzt mit einem versunkenen Lächeln anblickte. Über seinen Vater wusste er nichts, denn Rialinn hatte sich immer geweigert, über ihn zu sprechen.

Unwillkürlich hob Lluigolf die Hand und schob seine Locken beiseite. Rialinns Augen weiteten sich, sie seufzte und berührte sein entblößtes Ohr zart mit einer Fingerspitze.

»Du wolltest mich sprechen, Mutter?«, fragte er und beugte den Kopf zur Seite. Sein Haar fiel zurück und verdeckte das verräterische Ohr.

Sie nahm seine Hände. »Bist du glücklich, Lluis?«

Er nickte zögerlich. »Wirklich?«, drängte sie wieder.

»Warum fragst du mich das?«

Sie senkte die Augen. Ihre Daumen strichen über seinen Handrücken. »Dein Vater …«

»Er ist nicht mein Vater«, sagte Lluigolf heftig. Rialinn schüttelte mahnend den Kopf. »Entschuldige«, lenkte er ein.

»Alfried hat sich gestern lange mit mir unterhalten«, begann sie erneut. »Er sorgt sich um dich, genau wie ich. Wir fragen uns, ob du hier glücklich bist. Deine Brüder … was wird aus dir, wenn dein Vat… – wenn Alfried und ich einmal nicht mehr sind?«

Lluigolf sah sie erstaunt an. Alfried hatte sich in all den Jahren wenig um ihn gekümmert. Der Sohn

seiner Frau aß an seinem Tisch und schlief unter seinem Dach, und der Bauer duldete ihn. Mehr aber auch nicht. Woher also die plötzliche Sorge um sein Wohlbefinden?

Die Antwort dämmerte ihm bei Rialinns nächsten Worten: »Wir haben uns überlegt, dass es vielleicht gut für dich wäre, ein wenig mehr von der Welt zu sehen. Ich war einmal sehr glücklich in der Residenz. Was meinst du, würde es dir gefallen, dorthin zu reisen? Es gibt hübsche Mädchen dort.« Sie lächelte ihn an und ihr Ton war scherzhaft, aber in den Winkeln ihrer Augen nistete Trauer.

Er verschränkte die Arme vor der Brust. Gelegentlich, wenn seine Stiefbrüder ihn wieder einmal zu sehr drangsalierten, hatte er davon gesprochen, fortzugehen, aber Rialinn hatte sich immer geweigert, ihn ziehen zu lassen. Stets hatte sie gesagt, Alfried würde ihm kein Geld geben wollen.

»Reisen ist teuer«, sagte er lauernd.

Rialinn zog schweigend einen Beutel aus den Falten ihres Rockes. Lluigolf nahm ihn und wog ihn in der Hand. Münzen klimperten. Es war kein Vermögen, denn das Beutelchen wog nicht allzu schwer, aber Alfried war ein Geizhals – vor allem, was seinen Stiefsohn anging. Dass er sich freiwillig von einer, wenn auch kleinen, Summe Geldes trennte, sprach deutliche Worte.

»Siirans Eltern stecken dahinter«, sagte er.

»Wieso sollten sie das?«

»Weil sie nicht wollen, dass ich …« Er brach ab. Rialinn bemühte sich um eine ausdruckslose Miene, aber Lluigolf kannte sie zu gut. Seine Mutter war traurig und verzweifelt, und sie sorgte sich. Um ihn. Er legte den Geldbeutel in ihren Schoß zurück.

»Es ist ein Geschenk deines Vaters«, sagte sie.

»Verwahre es für mich.« Und leiser: »Vielleicht brauche ich es ja doch noch. Sag ihm, ich denke über alles nach.« Er küsste sie auf die Wange und flüchtete hinaus in die Abenddämmerung.

Im Wald war es bereits dunkel. Erst als die kleine Elbensiedlung in Rufweite war, kam er wieder zur Besinnung. Siiran erwartete ihn erst wieder am morgigen Abend. Unschlüssig blieb er hinter einem Baum stehen und starrte zu Siirans Heim hinüber. Es war nach Elbenart zwischen einigen Bäumen aus geflochtenen Zweigen gebaut und glich mehr einem Gebüsch als einem Haus. Licht schimmerte durch das Laub.

Lluigolf versuchte vergeblich, einen Blick auf seine Liebste zu erhaschen. Nachdem er einige Male um das Haus geschlichen war, trat er in den tiefen Schatten eines Haselstrauches und imitierte den verschlafen gurrenden Ruf einer Taube drei Mal, dann wartete er.

Die Abendluft wurde zunehmend kühler und feuchter, Lluigolf begann zu frösteln. Aber seine Geduld wurde wenig später belohnt, als eine schlanke Silhouette aus der Türöffnung trat und sich suchend umsah.

Lluigolf krächzte wie ein Rabe, verschluckte sich und begann unterdrückt zu husten. Leichte Schritte raschelten durch das Gras zu ihm hin, eine Hand ergriff die seine und zog ihn eilig vom Haus fort. »Was sollte das denn sein?«, fragte das Elbenmädchen lachend. »Der Halswehvogel? Das klang ja schauerlich.«

Lluigolf kam wieder zu Atem, den er unverzüglich nutzte, um Siiran an sich zu ziehen und zu küssen.

Die Elbin wand sich aus seinen Armen – aber erst, nachdem sie seinen Kuss innig erwidert hatte – und protestierte: »Nicht hier. Ich stehe bis zum Knie in irgendwelchem Stachelzeug!«

Sie wanderten stumm Hand in Hand weiter, bis sie den Waldrand erreicht hatten. Nachmittags war die Wiese ein Ort voller Licht und Wärme, die Luft erfüllt mit Blumenduft und tanzenden Schmetterlingen. Jetzt bewegten sich düstere Schatten auf dem weichen Gras, Laub rauschte im Wind und Zweige raschelten. Siirans Finger umklammerten seine Hand ein wenig fester. Lluigolf legte den Arm um ihre Schulter, und sie kuschelte sich fröstelnd an ihn.

»Warum bist du gekommen?«, fragte die junge Elbin. »Hattest du solche Sehnsucht nach mir, dass du nicht bis morgen warten konntest?«

Als er nicht sofort darauf antwortete, hob sie den Kopf und versuchte, in der Dunkelheit in seinem Gesicht zu lesen. »Was hast du?«

Statt einer Antwort küsste er sie, streichelte ihren schlanken Hals, begann die Verschnürung ihres Mieders zu lösen. Siiran ließ ihn gewähren, aber als seine Küsse fordernder und seine Hände gieriger wurden, rückte sie ein wenig ab und zog ihr Mieder über den Brüsten zusammen. Ihr Zopf hatte sich gelöst, helle Haarsträhnen fielen über ihre Schultern. »Lluis, Liebster, was hast du?«, fragte sie und tastete nach seiner Hand. Er hockte auf seinen Fersen und starrte in die Dunkelheit.

»Lass uns fortgehen«, sagte er unvermittelt. »Ich habe Geld von Alfried bekommen. Es ist nicht viel, aber für den Anfang wird es reichen.« Er kniete sich neben sie und forschte in ihrem Gesicht. »Willst du mit mir gehen? In die Residenz? Meine Mutter hat mir so viel davon erzählt, mir ist, als wäre ich selbst schon dort gewesen.«

Siiran schaute verwundert drein. »Aber darüber haben wir noch nie gesprochen. Ich möchte nicht fortgehen.«

»Siiran«, rief er gequält aus. »Deine Eltern wollen nicht, dass wir zusammen sind. Wir können uns nur heimlich treffen, und irgendwann werden sie dir einen Ehemann suchen, und das werde ganz sicher nicht ich sein!«

Siiran zog ihn an ihre Brust und streichelte seinen Kopf. Ihre Finger spielten mit seinen dunklen Locken und ihre Lippen strichen über sein Ohr. Er umarmte sie, zog sie ins Gras, und sie liebten sich heftig und wortlos, ohne die gewohnten Neckereien und Tändeleien, zärtlichen Worte und das Lachen, das sonst ihr Liebesspiel begleitete.

Dann lagen sie Arm in Arm im Dunkeln und blickten in den Himmel. Siiran fröstelte, und Lluigolf deckte sein Hemd über sie.

»Liebst du mich?«, fragte er. Sie sah ihn an, und ihre Augen glänzten gespenstisch im schwachen Licht der Sterne. Katzenaugen. Elbenaugen.

»Ich liebe dich«, sagte sie zärtlich.

»Warum?«

Sie lachte auf und zauste sein Haar. Er hielt ihre Hand fest und wiederholte: »Warum, Siiran?«

»Weil du …«, sie dachte nach und kraulte gedankenverloren seinen Nacken, fuhr mit den Fingern seine Schulter und seinen Arm hinab, verflocht ihre Finger mit seinen. Lluigolf spürte mehr, als er sehen konnte, dass sie lächelte. »Du bist anders als die anderen«, sagte sie schließlich. Er zuckte zusammen, und sie schüttelte den Kopf. »Nein, *das* meine ich nicht. Ich meine, dass du freundlich bist

und klug und kein Schwätzer oder Aufschneider. Du denkst nach, ehe du etwas sagst – jedenfalls meistens. Und ich liebe deine niedlichen weichen Haare – du weißt schon«, fügte sie verlegen hinzu.

Lluigolf lächelte wider Willen. Das war ein Erbteil seiner menschlichen Seite – kein Elbe hatte auch nur einen Hauch von Körperbehaarung oder Bartwuchs.

»Jetzt du«, forderte sie ihn auf und stupste ihn an.

Aber ehe Lluis ihr sagen konnte, wie sehr er ihre Augen liebte, ihr Lächeln, ihre sanfte Stimme und ihren Dickkopf, sprang Siiran auf und suchte ihre Kleider zusammen. »Mein Vater«, flüsterte sie. »Er ruft nach mir.«

Lluigolf hatte zwar schärfere Ohren und bessere Augen als ein Mensch, aber die Sinne der reinblütigen Elben waren den seinen weit überlegen. Er stellte Siirans Wahrnehmung also nicht in Frage, sondern half ihr beim Schnüren ihres Mieders. Dann küsste sie ihn hastig, aber fest auf die Lippen und flüsterte: »Bis morgen?«

»Bis morgen«, erwiderte er und hielt sie noch einmal zurück. »Denkst du darüber nach? Mit mir fortzugehen?«

Sie nickte, ungeduldig, und er ließ sie gehen.

Der nächste Tag schleppte sich dahin, als wäre er in zähen Sirup gebettet. Lluigolf glaubte zu spüren, wie er zwischen der Morgendämmerung und dem schläfrigen Ruf des Rußschwanzes, der die sinkende Sonne verabschiedete, zum silberhaarigen Greis schrumpelte. Seine Unruhe trieb ihn, früher als nötig aufzubrechen. Die kleine Laube, die er unter einer jungen Buche errichtet hatte, war einer ihrer liebsten Treffpunkte. Er lag nicht allzu weit von Siirans Elternhaus entfernt in einem Teil des Waldes, in dem sich selten ein Mensch oder Elbe blicken ließ. Wenn ihnen dort jemand begegnete, dann war es ein Reh, ein Fuchs oder ein Eichhörnchen, das sie von einem Baum herab misstrauisch beäugte.

Der Tag war ungewöhnlich warm und ein wenig gewittrig gewesen. Selbst im Schatten des Laubes, zwischen Farn, Moos und silbrigen Buchenstämmen hing dick wie Mehlsuppe die feuchte Luft und machte das Atmen schwer. An der alten Eiche beschloss Lluigolf auf Siiran zu warten, damit sie das letzte Wegstück gemeinsam zurücklegen konnten.

Er streckte sich im Moos aus und blinzelte in den Dunst zwischen den Baumkronen. Kein Blättchen regte sich, in der Ferne hämmerte ein Specht. Lluigolf schloss die Augen und döste.

Hufgetrappel, das Klirren von Zaumzeug und lautes Gelächter weckten ihn unsanft aus seinen Träumen von Siiran. Wer auch immer da kam, Lluigolf wollte ihm nicht begegnen. Er kroch in den dichten Farn und beobachtete von dort aus den Weg.

Eine Jagdgesellschaft kam heran, und Lluigolf dankte den Ewigen, dass die Reiter keine Hunde, sondern abgerichtete Falken mit sich führten. Es wäre schwer zu erklären gewesen, warum er hier im Farn lauerte wie ein Wegelagerer.

Die Reiter kamen langsam den Weg hinauf, sie lachten und schwatzten und waren offensichtlich zufrieden mit dem Ergebnis ihres Ausfluges. Lluigolf musterte die edlen Pferde und die kostbaren Kleider der Jäger. Das war eine der Jagdgesellschaften des Markgrafen, die sich in den Wald von Weidenheim verirrt hatte. Wahrscheinlich waren sie nach der erfolgreichen Beiz jetzt auf dem Weg in

eine der luxuriösen Jagdhütten des Herzogs, ehe sie anderntags in die Residenz zurückkehrten.

Er reckte den Kopf über einen Farnwedel, um eine Reiterin in hellen Gewändern genauer zu betrachten, die ihren rotrückigen Falken ohne eine Haube auf der Faust trug. Der Vogel drehte den Kopf und starrte Lluigolf mit seinen wilden Augen an. Seine Herrin, die gerade noch mit ihrem Begleiter gescherzt hatte, folgte dem Blick des Vogels und entdeckte Lluigolf. Er erstarrte vor Schreck, doch sie lächelte und legte in einer beiläufig trägen Bewegung den Zeigefinger auf die Lippen. Dann zwinkerte sie verschwörerisch und wandte sich wieder ihrem Begleiter zu.

Lluigolf, der den Atem angehalten hatte, sah ihnen nach. Die Jagdgesellschaft bestand aus Menschen – und Elben, die ihre Vögel frei und ungeblendet auf der Faust trugen. Die Elbin, die ihn angelächelt hatte, und ihr Begleiter waren nicht viel älter als er selbst; zwei andere, die schweigend am Ende des Zuges ritten, schienen schon gesetzteren Alters zu sein. Lluigolf starrte sie fasziniert an. Er kannte nur die Elben, die hier im Wald lebten und die sich in ihrer Erscheinung nicht einmal so sehr von den Bauern und Handwerkern in Weidenheim unterschieden. Seine schöne Siiran war ihm immer wie eine echte Goldene Elbin erschienen, so hell und zierlich war sie. Aber in diesen hier erkannte er Elben von Geblüt, die im Sommerpalast lebten und keinen Blick für gewöhnliche Wald- und Wiesenelben übrig hatten. Es wunderte ihn, dass sie mit Menschen zur Jagd ritten.

Großgewachsen waren sie, grazil und von heller Haut und Haarfarbe. Ihre Erscheinung schimmerte geradezu im schwindenden Tageslicht. Die junge Elbin hatte ihn mit Augen angesehen, so strahlend und voller Licht wie der Frühlingshimmel. Auch die Pferde, auf denen sie saßen, erschienen ihm schöner und edler gebaut als die der Menschen. Die Menschen selbst wirkten plump, grob und gewöhnlich neben ihren elbischen Begleitern, auch wenn sie mit Sicherheit von Adel und alles andere als gewöhnlich waren.

Lluigolf seufzte unwillkürlich, als die Gesellschaft aus seinem Blick entschwunden war.

Dann kroch er aus dem Farn und rannte das letzte Stück zu ihrem Treffpunkt. Doch Siiran war nicht da. Lluigolf hockte sich vor ihrer Laube ins Gras und wartete mit steigender Ungeduld auf seine Liebste. Aus der Ungeduld wurde Unruhe. Siiran musste etwas zugestoßen sein, sie hatte doch noch nie eines ihrer Treffen versäumt. Vielleicht hatten ihre Eltern auch Verdacht geschöpft und ihr verboten, in den Wald zu gehen.

Die Schatten der Abenddämmerung krochen über die Lichtung. Er rupfte ein Büschel Grashalme aus und warf es von sich. Dann sprang er auf die Füße, entschlossen, nach ihr zu rufen.

Laub raschelte, Siiran kam auf ihn zugelaufen. Ihr Gesicht war erhitzt, das Haar flog und die Augen strahlten. »Siiri«, sagte er erleichtert und schloss sie in die Arme. »Ich habe mir Sorgen gemacht. Was hat dich aufgehalten?«

Sie nestelte spielerisch an den Bändern seines Hemdes herum. »Ach, nichts«, sagte sie atemlos und lächelte ihn an.

»Nichts?« Er runzelte die Stirn. »Ich habe eine Ewigkeit auf dich gewartet – wegen nichts?«

Siiran löste, immer noch lächelnd, ihren Zopf und begann, ihn neu zu flechten.

»Siiri«, sagte er grollend und rückte ein wenig von ihr ab.

»Ach, Lluis, sei doch nicht so.« Sie zog eine Schnute, die ihr ausgezeichnet zu Gesicht stand. Lluigolf schmolz dahin und zog sie wieder an sich.

»Komm, sag schon«, murmelte er nach einer Weile zärtlich.

Sie schmiegte sich an ihn und verbarg das Gesicht an seiner Brust. »Da waren Reiter«, sagte sie leise. »Sie suchten den Weg nach Weidenheim und baten mich, sie ein Stück zu führen.«

Lluigolf schüttelte den Kopf. »Ja und?«

Siiran wurde noch leiser. »Goldene«, hauchte sie und sah ihn mit leuchtenden Augen an. »Ich habe noch nie Goldene gesehen, Lluis. Sie waren so – so schön!«

Wieder verbarg sie ihr Gesicht vor ihm.

Lluis schluckte. »Schön«, sagte er. Etwas kratzte in seiner Kehle, und er musste sich räuspern.

Siiran nickte und setzte sich auf. »Einer von ihnen hat mich angelächelt«, sagte sie aufgeregt. »Ein nobler Herr, stattlich wie ein Baum.« Ihre Hände schrieben das Bild eines Riesen in die Luft und landeten flatternd wie Vögel in ihrem Schoß.

»Ich habe sie auch gesehen.« Lluigolf räusperte sich wieder und musste an das verschwörerische Lächeln der Elbenfrau denken. Siirans Anblick verblasste neben dem Glanz dieser Erinnerung. Er lächelte in sich hinein.

Siiran musterte ihn mit aufkeimender Eifersucht. »Oooh«, sagte sie verletzt.

Lluigolf griff nach ihrer Hand. »Der Elbenherr«, sagte er. »Da waren zwei, ein jüngerer …«

Siiran schüttelte den Kopf. »Der Ältere. So ein stattlicher, schöner …« Sie verstummte, und beide starrten voller Unbehagen vor sich hin. Lluigolf begann wieder, Grashalme auszurupfen.

»Lluis«, sagte Siiran nach einer Weile und berührte zaghaft seine Wange. »Du bist mein Liebster. Ich würde dich nie, nie für einen anderen verlassen.«

Er senkte den Kopf. »Du bist so schön«, sagte er voller Groll. »Ich bin noch nicht mal ein ganzer Elbe. Wie könnte ich mich auf deine Liebe verlassen, Siiri? Wenn einmal ein schöner, stattlicher Goldener daherkommt …«

Sie zwickte ihn sacht. »Kein schöner, stattlicher Goldener würde mir mehr Aufmerksamkeit schenken als einer seiner Dienerinnen«, sagte sie sehnsüchtig. »Ich bin nur eine gewöhnliche Waldelbin. Und du bist mein Lluis.«

Er umarmte sie seufzend, doch sein Blick blieb finster.

Sie trennten sich bald, beide mit dem seltsam wehen, traurigen Gefühl, es hätte sich etwas Störendes zwischen sie geschoben und ihrer Liebe den Glanz geraubt. Sie hatten sich nicht gestritten, das wäre auch das erste Mal gewesen – aber ohne Streit konnte es auch keine Versöhnung geben.

Sie sprachen nie wieder ein Wort über ihre Begegnung mit den Goldenen. Aber auch darüber, ob Siiran mit ihm in die Residenz gehen würde, verloren sie nach diesem Abend kein Wort mehr.

Obwohl er sich zuerst dagegen gesträubt hatte, nahm die Vorstellung, Weidenheim und das ungastliche Haus seines Stiefvaters zu verlassen, in Lluigolfs Gedanken mit jedem verstreichenden Tag freundlichere Züge an.

Seine Liebe zu der jungen Elbin hatte sich nicht verringert. Aber Siiran klagte nun häufiger darüber, sich für ihre Treffen heimlich von zu Hause fortschleichen zu müssen. Es fiel ihr immer schwerer, ihre Eltern zu belügen. Lluigolf bedrängte sie, noch einmal mit ihrem Vater über ihn zu sprechen, aber Siiran wehrte entsetzt ab.

»Dann werden wir uns nicht mehr sehen können«, sagte sie. »Lluis, lass uns zufrieden sein mit dem, was wir haben.« Aber dabei machte sie eine überaus unzufriedene Miene, und auch Lluigolf war damit nicht glücklich. Er fühlte, dass Siiran sich von ihm entfernte, aber er wusste weder den Grund dafür, noch konnte er der Entfremdung Einhalt gebieten.

Während er seine Arbeit tat, malte er sich das Leben und Treiben in der Residenz aus. Aber das Bild blieb undeutlich und bot keinen Ansporn zu einer Veränderung, denn Siiran fand darin keinen Platz an seiner Seite.

Dann wartete er eines Nachmittags vergeblich auf seine Liebste. Auch am nächsten und übernächsten Tag ließ sie nichts von sich vernehmen und kam nicht zu ihrem Treffpunkt.

Zuerst war er wütend auf sie, argwöhnte, dass sie sich mit einem anderen traf. Dann wuchs die Sorge. Sie hätte ihn niemals ohne Nachricht gelassen, es musste etwas geschehen sein, etwas Übles.

Wieder einmal kauerte er im Gebüsch und beobachtete das Haus ihrer Eltern. Er wartete einen ganzen Nachmittag dort und schließlich wurde seine Geduld belohnt. Ein älteres Elbenpaar, Siirans Eltern, verließ mit Lareen, ihrer Schwester, das Haus und ging den Pfad hinunter.

Lluigolf wartete noch eine Weile, dann huschte er zum Haus und spähte durch die Türöffnung. Er wusste, dass außer diesen vier Elben niemand im Haus lebte, also musste Siiran jetzt alleine sein. Wenn sie überhaupt zu Hause war.

Es gab keine andere Möglichkeit, um das festzustellen, er rief leise ihren Namen. Erst zaghaft, dann etwas lauter.

Nichts regte sich. Lluigolf sah sich unbehaglich um, bevor er zögernd eintrat.

Er hatte nie zuvor den Wohnsitz einer Elbenfamilie betreten und war erstaunt über den runden Korridor. Der Gang wand sich spiralförmig bis zum Herzen des Hauses, während Türöffnungen in kleine Räume führten. Er linste in jeden hinein, immer in der Hoffnung, seine Liebste schlafend auf ihrem Bett oder am Fenster sitzend zu sehen.

Doch die spärlich möblierten Zimmer waren allesamt leer. Schließlich erreichte er einen runden, dämmrigen Raum, der ganz wie eine dicht belaubte Lichtung wirkte. Das Sonnenlicht fiel nur schwach durch das Gezweig und die Blätter, und es roch nach grünem Laub und Holz.

Lluigolf sah sich nur flüchtig um, denn auch dieses Zimmer schien leer. Als er sich aber zum Gehen wandte, hörte er an der Südwand etwas rascheln und dann ein leises Stöhnen.

Er eilte dem Geräusch entgegen, und dort lag sie, seine Siiran, auf einem niedrigen Gestell aus geflochtener Weide. Eine weich gewebte Decke verbarg sie dem flüchtigen Blick.

»Siiri«, sagte er erleichtert und hockte sich neben sie. Sie wandte den Kopf, und er erschrak über ihre Blässe und das eingefallene Gesicht. »Siiri, was ist mit dir? Bist du krank?«

Sie sah ihn an, ihre Augen glühten wie im Fieber. Dann schüttelte sie schwach den Kopf. »Mach mich los«, flüsterte sie. »Schnell, ehe sie zurückkommen.«

Er starrte in ihr bleiches Gesicht und schlug die Decke zurück. Siiran war an Händen und Füßen gefesselt und fest an das Lager gebunden. »Mach mich los«, drängte sie und bog den Leib ungeduldig empor.

»Warum haben sie das getan?«, fragte Lluigolf bestürzt. Er bohrte seine Finger in einen Knoten, der sich dadurch noch fester zusammenzog. Es war, als wären die Riemen mit einem Zauber belegt, je mehr er sich abmühte, desto enger wurde das Geflecht.

Siiran stöhnte auf. »So geht das nicht – nimm dein Messer!«

Er sank auf die Fersen zurück und hob hilflos die Hände. »Ich habe kein Messer.«

Siiran schrie enttäuscht auf. Er legte beruhigend seine Hand an ihre Wange, die sich kalt anfühlte. »Du bist ganz eisig.« Er beugte sich dicht über sie, nahm ihre gebundenen Hände, um sie zu wärmen. Ihr Atem streichelte seine Wange. »Wer hat dir das angetan?«

»Meine Eltern«, flüsterte sie.

Lluis sah sie ungläubig an. Ihre Augen waren geschlossen bis auf einen winzigen Spalt, sie sah schmal und elend aus. Er ließ ihre Hände los, wobei er einen lose sitzenden Silberring von ihrem Finger streifte. Gedankenlos griff er danach und steckte ihn ein, dann nahm er Siirans Gesicht zwischen seine Hände, um sie zu wärmen. Ihr Atem ging hastig, und sie wandte den Kopf, um seine Wange mit dem Mund zu streifen. Auch ihre Lippen waren eisig. Er legte seinen Mund auf ihren, hauchte seinen warmen Atem in sie. Sie erwiderte den Kuss mit heftiger Leidenschaft, und Lluigolf wurden die Knie weich. In seinen Ohren rauschte das Blut, die Zeit versank, sein Bewusstsein erlahmte und selbst sein Herzschlag schien zu verstummen.

Benommen wie aus einem tiefen Schlaf tauchte er auf, als Siiran schließlich ihre Lippen von ihm löste. Ein rosiger Schimmer lag auf ihren Wangen, und sie lächelte ihn an.

»Geh, such ein Messer, Liebster. Befreie mich!«

Er lief hinaus und in den angrenzenden Raum, wo er einige Atemzüge lang mit geschlossenen Augen an die Wand gelehnt stehen blieb. Er war so erschöpft, als hätte er einen ganzen Tag auf dem Feld gearbeitet, am liebsten hätte er sich in einer dunklen Ecke zusammengerollt und geschlafen.

Doch jetzt musste er Siiran befreien. Er durchsuchte den Raum und fand ein stumpfes Messer, das er triumphierend zu ihr trug. Er begann, die zähen Riemen durchzusäbeln, die ihre Handgelenke banden. »Warum haben deine Eltern das getan?«, fragte er.

»Damit wir uns nicht mehr treffen«, erwiderte Siiran.

Er hörte auf, an dem Riemen herumzusägen, und sah sie ungläubig an. »Aber das ist doch völlig irrsinnig!«

»Mach weiter«, drängte sie. Der Glanz in ihren Augen verstärkte sich. »Mir ist schon wieder so kalt, Liebster.«

Er sägte verbissen weiter. Das Messer war schon stumpf gewesen, als er begonnen hatte, und inzwischen war es beinahe völlig nutzlos. Der Schweiß lief ihm in die Augen, und er wischte sich mit dem Arm über die Stirn.

Der Riemen, der ihre gefesselten Hände mit dem Gestell verband, riss endlich. »Jetzt die Füße«, drängte sie. »Schnell. Wenn du mich losgemacht hast, können wir den Rest irgendwo im Wald …« Sie schrie plötzlich auf, entsetzt und enttäuscht. Schritte näherten sich eilig, dann rissen grobe Hände ihn von Siiran fort.

»Du dummer Junge«, rief ihr Vater und zerrte Lluigolf mit sich. »Du willst doch nicht – weg von ihr!« Er schob Lluigolf so heftig fort, dass er gegen die Wand prallte, packte ihn dann erneut am Arm und schob ihn in den Gang. Lluigolf hörte Siiran jämmerlich nach ihm rufen und wehrte sich gegen den eisenharten Griff des Elben.

Der zog und schob ihn bis vor die Tür, wo er schwer atmend stehen blieb. Dann stürmte er mit weitausgreifenden Schritten los. Siirans Vater war selbst für einen Elben ungewöhnlich hochgewachsen und kräftig, und so zerrte er Lluis am Nacken mit sich wie einen Welpen.

Lluigolf hörte erst auf, sich zu sträuben und Siirans Vater zu beschimpfen, als er erkannte, wohin der Elbe ihn brachte – Alfrieds Haus tauchte vor ihnen auf, und ausgerechnet Alfried selbst stand am Eingang zum Hof und sah zu, wie sein Stiefsohn abgeliefert wurde wie ein Gepäckstück.

Siirans Vater schleifte ihn auf den Hof und schob ihn dem Alten in die Arme. »Hier«, sagte er. »Der Bursche ist in mein Haus eingedrungen. Ich wäre sehr dankbar, wenn du dafür sorgen könntest, dass das künftig unterbleibt.«

Alfried packte Lluigolf an der Schulter und hielt ihn fest. »Hiergeblieben«, knurrte er und hielt dem Elben die andere Hand hin. »Ich bitte für meinen Stiefsohn um Verzeihung.«

Der Elbe übersah die Hand des Menschen. »Meine Tochter ist schwer erkrankt. Ich möchte nicht, dass sie aufgeregt wird, schon gar nicht durch deinen missratenen Zögling!«

Lluigolf spürte, wie sein Blut zu kochen begann. »Krank?«, rief er. »Du hältst sie gebunden wie Schlachtvieh. Sie hat mich angefleht, sie zu befreien!«

Sein Stiefvater schüttelte ihn unsanft durch, ohne seine Worte zu beachten. »Ich werde den Jungen von deinem Haus fernhalten«, sagte er eilfertig. »Ich wünsche deiner Tochter baldige Genesung!«

Der Elbe drehte sich wortlos um und ging. Lluigolf schüttelte Alfrieds Hand ab und starrte ihn wütend an. »*Ich werde den Jungen von deinem Haus fernhalten*«, äffte er seinen Stiefvater nach. »Wie willst du das anstellen?«

»Indem ich dich in die Kammer sperre«, erwiderte der Alte und rief nach Brant.

Lluigolfs kräftiger Bruder half seinem Vater, den brüllenden und um sich schlagenden Halbelben ins Haus zu schleifen.

Sie warfen ihn in die Vorratskammer. Er hörte, wie Alfried rief: »Kühl dich ein bisschen ab, Junge«, dann schlug die Tür zu und etwas Schweres scharrte über den Boden.

Lluis rüttelte vergebens an der Tür, trommelte dagegen, rief und brüllte, bis er heiser war. Dann sank er vor ihr in die Hocke und starrte in die Dunkelheit. Es roch nach Obst und Wurzeln, Honig und Gewürzen, Moder und Erde. In der Ecke mit den alten Getreidesäcken raschelten emsige kleine Füße und etwas Winziges, Vielbeiniges lief kitzelnd über seine Hand.

Lluigolf rappelte sich auf und tastete über das Regalbord, das der Tür am nächsten war. Seine Finger stießen auf etwas Kleines, Hartes, das in etwas Feuchtes, Weiches eingewickelt war. Zufrieden brummend packte er den Glühstein aus dem immerfeuchten Moos aus und hielt ihn an den Docht der Talglampe, die gleich daneben stand.

Im unsteten Licht der Lampe betrachtete er noch einmal seinen Kerker. Der kleine Vorratsraum war ein perfektes Gefängnis, denn außer der Tür gab es keinerlei Öffnungen. Lluis stöberte ein wenig in der Kammer herum, öffnete ein paar Kästen, grub die Finger in die Sandkiste mit den Möhren und anderen Wurzelgemüsen, musterte die Krüge mit Honig, Marmelade und Apfelmost und schnappte sich endlich eine Handvoll schrumpeliger Äpfel. Er vertilgte ein halbes Dutzend und trat währenddessen noch ein wenig auf die Tür ein. Dann zog er einige der alten Kartoffelsäcke aus dem Regal und breitete sie auf dem kalten Boden aus. Er löschte das Licht. Zwar war er sicher, dass er vor Wut, Unruhe und Sorge um Siiran kein Auge würde zutun können, aber kaum hatte er sich auf die muffigen Säcke gelegt, war er auch schon eingeschlafen.

Er erwachte davon, dass die Tür gegen seinen Rücken stieß. Er sprang auf und wollte sich lautstark über die Behandlung beschweren, als er im matten Schein einer Kerze die schlanke Silhouette seiner Mutter erkannte. Sie legte den Finger auf die Lippen und drückte ihm ein Bündel in die Hand. »Geh«, flüsterte sie. »Geh in die Residenz, Lluis. Das hier ist kein guter Ort mehr für dich.«

Überrascht nahm er sie in den Arm und sah, dass sie geweint hatte. »Ich kann jetzt nicht fort«, sagte er leise. »Siiran braucht mich.«

Seine Mutter schüttelte den Kopf. »Lass das Elbenpack sich um sich selbst kümmern«, sagte sie. »Geh!«

Lluis schrak vor ihrer heftigen Reaktion zurück. Rialinn zog ihn in eine feste Umarmung und küsste ihn auf die Wangen. »Geh, mein Junge«, flüsterte sie. »Geh mit all meinen guten Wünschen und meinem Segen. Die Ewigen mögen dich beschützen.« Sie machte das Zeichen des Guten Sterns über seiner Stirn. Dann wandte sie sich um und lief die Treppe zu ihrer Kammer hinauf.

Er sah ihr mit versteinerter Miene nach. Dann schüttelte er die Erstarrung ab und durchstöberte das Bündel, das sie ihm gegeben hatte. Kleider fand er darin, eine dünne Decke, den Beutel mit Geld, einen Glühstein und ein kleines Messer. Er kehrte zurück in die Vorratskammer, holte Äpfel, einen kleinen Krug Apfelmost, das in ein Tuch eingeschlagene Stück eines Brotlaibs und stopfte alles in sein Bündel, ehe er durch die Küchentür das Haus verließ.

Der Küchengarten lag friedlich unter dem langsam verblassenden Sternenhimmel. Im Osten kündete sich der dämmernde Morgen an und die ersten zaghaften Vogelrufe begrüßten den neugeborenen Tag. Die Gartenpforte knarrte leise, als er sie öffnete und hinter sich wieder schloss. Er warf einen Blick zum Haus zurück. Oben, hinter Rialinns Kammerfenster, glaubte er eine helle Gestalt zu sehen. Er hob zögernd die Hand zum Abschiedsgruß, schulterte sein Bündel und machte sich auf den Weg.

Vor dem Eingang zu Siirans Elternhaus hielt er inne und lauschte. Außer dem lauten Vogelkonzert rundum war es ruhig. Er packte entschlossen sein Messer und trat ein. Während er dem Gang ins dämmrige Innere des Hauses folgte, erwartete er jeden Moment, dass eine rüde Stimme ihn anschrie, Hände ihn packten und hinauswarfen. Aber sein Eindringen blieb unbemerkt und er vernahm keinen

Laut außer seinen leisen Schritten auf dem moosbedeckten Boden. Das Haus schien leer und unbewohnt.

Er erreichte unbehelligt die innerste Kammer und stürzte an Siirans Seite. Die junge Elbin wandte schwach den Kopf, und er erschrak bis ins Mark vor ihrem Anblick.

»Liebster«, sagte sie mit einer Stimme, die kaum lauter war als das leise Wehen des Windes. Er kniete neben ihr nieder und schnitt hastig die Fesseln durch. Sie streckte ihre Arme und stöhnte. »Siiri«, sagte er erschüttert. »Siiri, was ist mit dir?«

Ihr totenbleiches Gesicht war so eingefallen, dass er die feinen Knochen ihres Schädels unter der Haut sehen konnte, und ihre Augen blickten aus tiefen Höhlen zu ihm auf. Sie hob den Arm und umfasste seinen Nacken mit einer eisigen Hand. Lluis staunte über die Kraft, mit der sie seinen Kopf niederzog. »Liebster«, wiederholte sie. Ihre trockenen, kalten Lippen glitten über seine Wange. Es knisterte wie das Fell einer Katze, als sie seinen Mund streiften. Der Kuss blieb unvollendet, denn Siirans Kopf sank auf das Lager zurück, ihre Hand löste sich von Lluigolfs Nacken und fiel raschelnd herab.

»Siiran«, schrie er auf. Er nahm seine Liebste bei den Schultern und richtete sie auf. Federleicht lag sie in seinen Armen, ihr Blick war leer und ihr Körper schlaff. Während er sie ansah, legte sich ein milchiger Schleier über das wunderbare Blau ihrer Augen.

Schritte eilten den Gang hinauf, und Siirans Schwester kam herein. Sie sah ihn mit der Toten im Arm, schlug die Hände vor den Mund und begann zu weinen.

»Lareen, was habt ihr mit ihr gemacht?« Seine Stimme war heiser vor Schmerz und Zorn.

Lareen fiel neben ihm auf die Knie und nahm Siirans Hand, bedeckte sie mit Küssen und Tränen.

Lluigolf schlug in ohnmächtiger Wut gegen das Lager, auf das Siiran gebunden war. »Was habt ihr mit ihr gemacht?«, wiederholte er.

Lareen wischte mit dem Ärmel über ihr Gesicht. »Sie war krank.«

Lluis spuckte aus. »Fesselt man Kranke bei den Elben und lässt sie dann sterben?«, fluchte er.

Lareen schüttelte heftig den Kopf. »Nein, nein, du verstehst nicht!« Sie rang die Hände. »Es ist nicht wie bei euch – wie bei den Menschen. Wir kennen keine Krankheiten. Das, was Siiran befallen hat – es ist ein Fluch.«

»Ein Fluch!«, wiederholte Lluigolf ungläubig. Die Tränen der Elbin flossen erneut. Sie nickte nur und schluchzte erstickt.

»Was für ein Fluch?«, beharrte Lluigolf, doch Lareen schüttelte mit zusammengepressten Lippen den Kopf. Ihre Augen baten ihn, nicht weiter in sie zu dringen. Lluis packte ihre Schultern und schüttelte sie unsanft. »Was ist das für ein Fluch? Wer hat ihn verhängt? Ich werde ihn finden und …«

Lareen riss sich los und sprang auf. Sie sah ihn schreckerfüllt an. »Seelentrinker«, stieß sie hervor und floh aus dem Zimmer.

Lluigolf hockte lange Zeit wie betäubt neben Siirans Lager, dann nahm er sein Bündel und ging. An der Tür warf er einen letzten Blick zurück. Siirans Haar leuchtete in einem Sonnenstrahl, der sich durch das dichte Blätterdach gestohlen hatte. Der Halbelbe blinzelte Tränen aus den Augen und verließ das Haus. Draußen blickte er sich verwirrt um. Die kleine Elbensiedlung schien wie ausgestorben. Er fragte sich, wo Siirans Eltern waren. Warum nur hatten sie ihre Tochter ganz alleine

in dem leeren Haus sterben lassen?

Am Waldrand glaubte er, klagende Stimmen zu vernehmen, aber als er sich dem Ort näherte, war es nur eine Schar von Schnarrhühnern. Ohne sich noch einmal umzusehen, tauchte er ins dämmrige Innere des Waldes.

Lluigolf setzte den ganzen Tag lang einen Fuß vor den anderen, vor Kummer blind und taub für seine Umgebung, unempfindlich gegenüber seinen schmerzenden Füßen, seiner staubtrockenen Kehle und dem nagenden Hunger in seinen Eingeweiden.

Wund an Leib und Seele verkroch er sich in der späten Abenddämmerung des zweiten Tages in einem Unterstand, der sonst wohl einem Schafhirten als Regenschutz diente. Er kehrte sich altes Laub zu einer notdürftigen Unterlage zusammen und breitete seine Decke darauf aus. Dann hockte er da, zu müde und zerschlagen, um ein Feuer zu machen, kaute lustlos an dem harten Kanten Brot und starrte in die Dunkelheit. Seine Finger spielten mit dem Ring, den er in seiner Tasche gefunden hatte, ein schmaler Silberreif mit einem winzigen, blutroten Stein, dessen Facetten schimmernd das schwache Licht zurückwarfen. Er hatte nicht gleich gewusst, was das für ein Ring war, als er ihn in seiner Hosentasche gefunden hatte. Ratlos hatte er ihn betrachtet, und als es ihm endlich einfiel, schossen ihm Tränen in die Augen. Er hatte nie gesehen, dass Siiran diesen Ring trug, aber er war ihr vom Finger gerutscht, also musste das Schmuckstück ihr wohl gehört haben. Er schob den Ring auf den kleinsten Finger der Linken und küsste den winzigen Rubin. Es kitzelte sacht, und seine Lippen prickelten noch einen Moment lang, als hätte Siiran seinen Kuss erwidert.

Lluigolf zog die Decke hoch und verschränkte die Arme hinter dem Kopf. Wenn er die Augen schloss, sah er Siirans ausgezehrtes Gesicht vor sich, also ließ er sie lieber offen und starrte die löchrige Decke des Unterstandes an. Als der Schlaf endlich kam, war er dunkel und schwer, erfüllt von traurigen Rufen und zornigen Gesichtern.

Er erwachte, weil es nass auf sein Gesicht tropfte. Die Welt lag unter einem trüben grauen Regenschleier, und Lluigolf stapfte durch Pfützen und Schlammlöcher den Weg weiter entlang, der ihn von zu Hause forttrug.

Mittags rastete er am Wegesrand. Es hatte endlich aufgehört zu regnen und von den Wiesen stieg feuchter Dunst auf. Er aß die kärglichen Reste seines Proviants und folgte dann weiter dem Weg durch Felder und Wiesen, bis er gegen Abend an ein Flussufer gelangte. Das musste die Brin sein. Sie musste er überqueren, wenn er Raakus, die Residenz der Mark, erreichen wollte. Der Weg führte zu einer Anlegestelle, an der ein Kahn angebunden lag. Einige Schritte weiter sah er eine alterskrumme, reetgedeckte Kate stehen, an deren Tür er klopfte.

Nach einer Weile öffnete ein missmutig dreinblickender Mann und sah ihn fragend an.

»Bist du der Fährmann?«, fragte Lluigolf. »Ich möchte über den Fluss.«

Der Mann räusperte sich krächzend und spuckte einen Batzen Schleim neben Lluigolfs abgetragene Schuhe. »Heit nimmer«, sagte er und machte Anstalten, die Tür zu schließen. Lluigolf hielt sie fest. »Bitte«, sagte er höflich. »Ich bezahle die Passage natürlich.«

Der Mann spähte durch den Türschlitz. »Fer umsunst teet i di aach nit mitnemme«, sagte er unwirsch. »Heit nimmer! Kummst murge widder.« Lluigolf musste sich anstrengen, den zähen Dialekt des Fährmanns zu verstehen.

»Hast du ein Nachtlager für mich?«, fragte er, denn der düstergelbe Himmel versprach schon wieder Regen.

Der Fährmann zögerte. Dann schob er die Tür ein Stück weiter auf und deutete hinter das Haus. »Do«, knurrte er und schloss endgültig die Tür.

Lluigolf folgte dem Daumenzeig und entdeckte einen baufälligen Verschlag mit ebenso löchrigem Dach wie das des Schäferunterstands am Abend zuvor. »Die Leute hier haben es wohl gerne feucht«, murrte er und richtete sich in der Ecke ein, die noch den größten Schutz versprach. Gegen Morgen erwachte er, weil er in einer großen Pfütze lag. Seine Decke war klatschnass und ebenso seine Kleider. Fluchend verließ er den Verschlag und hämmerte gegen die Tür der Kate. »He, Fährmann«, rief er. »Dein Fahrgast wartet!«

Er hockte sich auf einen glitschigen Holzstapel und wickelte sich fröstelnd in seine nasse Jacke. Endlich öffnete sich die Tür, der Fährmann trat heraus und ging grußlos zum Anlegesteg hinunter. Lluis folgte ihm. Dort hielt der Fährmann ihm eine schwielige Hand unter die Nase. »Een Taler«, forderte er.

»Aber das ist ein ganzer Silber-Dan!«, rief Lluigolf empört. »Ich wollte deinen Kahn doch nicht kaufen!«

Der Fährmann hielt nur weiter seine Hand auf. Zähneknirschend fischte Lluigolf seinen schmalen Beutel hervor und zählte zehn Kupfer-Dan ab. »Bitte sehr, ein Marktaler. Halsabschneider!«, knurrte er.

Der Mann ließ die Münzen in seiner Tasche verschwinden und band den Kahn los. Lluigolf sprang an Bord, und der Fährmann wriggte ihn schweigend über den Fluss. Ebenso wortlos stieß er drüben wieder ab und ruderte zurück, kaum dass sein Fahrgast ans Ufer gesprungen war.

Lluigolf stand tief im Matsch des Uferrandes und schulterte seufzend sein Bündel. Die Sonne hatte endgültig die Wolken vertrieben und der Tag versprach heiß zu werden. Mit ein bisschen Glück war er wieder einigermaßen trocken, bis er die Residenz erreichte.

Die Straße war nun breiter und in besserem Zustand als der schlammige Pfad, der ihn hergeführt hatte. Gegen Mittag erreichte er eine Wegkreuzung, und als er sich noch fragte, in welcher Richtung es wohl weiterging, hörte er das Rollen von Rädern hinter sich. Ein Bauernkarren, beladen mit Kisten und Körben, hielt neben ihm. »Hallo, Junge«, sagte eine freundliche Stimme. »Auch auf dem Weg zum Markt? Wenn du willst, nehme ich dich mit.«

Lluigolf sah die rundliche Bäuerin dankbar an. »Ich möchte nach Raakus«, sagte er. Die Bäuerin nickte lachend.

»Jo, jo. Zur Residenz. Hüpf schon rauf.«

Lluigolf kletterte neben ihr auf den Bock und sie ließ mit einem Schnalzen und aufmunternden Klatschen der Zügel ihren schwerknochigen Gaul wieder anziehen.

Lange bevor die Mauern der Residenz vor ihnen auftauchten, wusste Lluigolf alles über Blida, ihren vor zwei Jahren verstorbenen Mann Omko, ihre vier Töchter, drei Schwiegersöhne, fünf Enkelkinder, ihre Hunde, die Kühe im Stall und die Mäuse auf der Tenne. Lluigolf nickte immer wieder, stieß zustimmende Geräusche aus, lächelte und dachte an Siiran.

Als der Redefluss versiegte, nickte er noch eine Weile weiter, brummte und wurde erst durch das herzliche Lachen der Bäuerin aus seinen Gedanken gerissen.

»Hast du Hunger?«, fragte sie und deutete, ohne sein Nicken abzuwarten, auf einen Korb zwischen ihnen. »Greif zu. Du siehst aus, als müsstest du noch wachsen. Meine Enkelsöhne haben auch dauernd Hunger.«

Lluigolf verzog ein wenig das Gesicht, ließ sich aber nicht zweimal bitten. Er biss in ein dick belegtes Butterbrot und seufzte vor Wonne. Er hatte gar nicht bemerkt, wie hungrig er war.

Blida musterte ihn von der Seite. »Bist du von zu Hause ausgerissen?«, fragte sie und hob gleich die Hand. »Es geht mich ja nichts an«, sagte sie. »Aber du siehst aus, als wärest du über irgendetwas traurig.«

Lluigolf wischte sich die Krümel vom Mund und schüttelte den Kopf. »Meine Mutter schickt mich in die Residenz.«

Blida nickte erleichtert. »Da hast du sicher Heimweh. Nun iss schon. Da ist auch noch Kuchen.«

Der Weg machte eine Biegung, und vor ihnen tauchten hohe silbergraue Mauern auf. Lluigolf vergaß zu kauen und ihm fielen beinahe die Augen aus dem Kopf. Er hatte zwar gewusst, dass Raakus größer war als Weidenheim, aber er hatte es sich nicht richtig vorstellen können – bis jetzt. Der Karren rollte auf das mehrere Mannslängen hohe Stadttor zu, dessen mächtige Flügel einladend offen standen.

»Wo soll ich dich absetzen?«, brach Blida das Schweigen. »Hast du Verwandtschaft hier? Einen Lehrherren?«

Lluigolf atmete beklommen aus. Wo sollte er nur hin? Was sollte er hier anfangen? Er hatte sich ausgemalt, in der Residenz zu leben – aber wovon er leben wollte und was er hier zu tun gedachte, wo er niemanden kannte …

»Wohin fährst du?«, fragte er ratlos.

»Zum Markt«, Blida runzelte die Stirn. »Warum hat deine Mutter dich denn hergeschickt?«

»Damit ich meinem Stiefvater aus dem Weg bin«, erwiderte er bitter.

»Oh«, machte Blida betroffen, und Lluigolf sah verlegen zur Seite. Der Karren rumpelte über das Kopfsteinpflaster einer engen Gasse, und der Hufschlag hallte laut von den Häuserwänden wider. Die schmalen Fachwerkhäuser standen eng aneinander gelehnt, und die Menschen mussten ausweichen, damit der breite Karren passieren konnte.

Je näher sie ihrem Ziel kamen, desto belebter wurde das Gassengewirr. Jung und Alt, Gesund und Gebrechlich, Reich und Arm schien auf den Füßen zu sein und in dieselbe Richtung zu strömen.

»Alle wollen zum großen Jahrmarkt von Raakus – du hast dir eine gute Zeit ausgesucht, um herzukommen«, erläuterte die Bäuerin, als sie Lluigolfs staunenden Blick sah. »Hier ist auch sonst immer viel Volk unterwegs, aber wenn zweimal im Jahr Jahrmarkt ist, findet keine Maus mehr einen Stall, wo sie übernachten könnte.« Sie riss die Augen auf. »Oh. Du hast noch keinen Schlafplatz, oder?«

Lluigolf schüttelte den Kopf und seufzte.

Inzwischen kamen sie nur noch im Schneckentempo voran. Ringsherum schoben und drängelten Menschen, und das Geräusch der Schritte, das Rufen und Lachen, Husten und Schimpfen, das

Geklapper von Hufen und das Rollen der Räder wob einen dumpfen Klangteppich, aus dem immer wieder spitze Töne herausstachen wie das schrille Weinen eines Kindes, scharfes Hundegebell, der Schrei eines Esels, der Ruf einer Frau, das quäkende Pfeifen eines Instrumentes. Lluis hätte sich am liebsten die Ohren zugehalten.

»Was ist denn hier los?«, fragte ein rollender Bass hinter seinem Rücken. Lluigolf zuckte zusammen und drehte sich hastig um. Ein vollbärtiges Gesicht sah ihn aus verschlafenen braunen Augen an.

»Ah, mein anderer Mitreisender ist erwacht«, sagte Blida vergnügt. »Gerade zur rechten Zeit, Herr Silberzunge. Wir sind gleich da.«

»Gut so, ich bin schon ganz durchgerüttelt«, erwiderte der Bärtige. »Und mein Magen knurrt lauter als Orrins Meute.« Er richtete sich auf und streckte gähnend die langen Arme. Lluigolf betrachtete ihn vom dunkelblonden Scheitel bis zur Sohle seiner derben Stiefel und staunte. Der Bärtige fing seinen Blick mit einem breiten Grinsen auf. »Du hast wohl noch keinen Zwerg gesehen, junger Freund? Trurre Silberzunge – in voller Länge, wie ich betonen möchte.« Er klopfte mehligen Staub von seiner Lodenjoppe und machte eine scherzhafte kleine Verbeugung.

»Lluigolf aus Weidenheim«, stotterte der Halbelbe verlegen.

»Sehr erfreut, Lluigolf aus Weidenheim.« Der Zwerg legte einen Finger an die knollige Nase und zwinkerte.

Der Karren schaukelte auf einen großen Platz hinaus, auf dem Mensch und Getier sich noch dichter drängelten als in den Gassen. Blida stieß einen äußerst farbigen Fluch aus und entschuldigte sich mit einer Handbewegung. »Ich bin zwei Tage zu spät«, erklärte sie. »Ich kann heilfroh sein, wenn Melven mir meinen Platz freigehalten hat.«

Aber zuerst blieb der Karren im dichten Gewühl stecken wie in einem Schlammloch.

Kurz entschlossen sprang der Zwerg von seinem Hochsitz und drängelte sich unter Einsatz seiner Stiefel und Ellbogen zum Kopf des Karrengauls vor. Dort griff er nach dem Zaumzeug und arbeitete sich durch das Getümmel, freigebig seine Faust benutzend. Obwohl er kaum größer war als ein Kind, wichen die Leute ihm schimpfend aus – die Püffe und Knüffe, die er austeilte, schienen äußerst wirkungsvoll zu sein.

Blida lachte entzückt und rief dem Zwerg Anweisungen zu: »Rechts herum! Tritt dem fetten Kerl auf die Zehen, jawohl! Jetzt Richtung Brunnen – das ist da, wo dir dieses aufgetakelte Segelschiff im Weg steht!« Ein spitzer Schmerzenslaut ertönte, den Blida mit einem begeisterten »Treffer!« kommentierte.

Lluigolf grinste, lehnte sich bequem zurück und genoss das Schauspiel, bis ihr Fahrzeug vor einem kleinen, abgesperrten Geviert anhielt. »Melven, danke, dass du meinen Platz verteidigt hast«, rief Blida. Sie sprang vom Bock und fiel einer dürren jungen Frau in bunten Kleidern um den Hals, die erstaunt den staubbedeckten Zwerg musterte.

In der nächsten Stunde luden Blidas Fahrgäste all die Kisten, Körbe und Säcke vom Karren, während die Bäuerin mithilfe ihrer Nachbarin den Stand errichtete.

Als alles an Ort und Stelle war, hockten sich Lluigolf und Trurre im Schatten des Sonnensegels auf

einen Sack mit Kartoffeln, streckten die Beine von sich und verschnauften.

Der Zwerg fischte eine stummelige Pfeife aus seiner Jackentasche und stopfte sie mit krausem, krümeligem Kraut. Dann bot er Lluigolf seinen Tabaksbeutel an. Der Halbelbe lehnte ab und sah zu, wie der Zwerg die Pfeife zwischen die Zähne klemmte.

Blida kam heran und hielt einen Krug und einen kleinen Korb in die Luft: »Ihr müsst doch Hunger haben!«

Lluigolf nahm ihr die Mahlzeit ab und drehte sich zu Trurre um.

»Essen«, stieß der Zwerg hervor und schnitt eine jämmerliche Miene. »Gute Frau, bist du dir bewusst, dass du soeben mein Leben gerettet hast?« Er sah ungeduldig zu, wie Lluigolf den Inhalt des Korbes auf ein sorgsam auf dem Kartoffelsack ausgebreitetes Tuch legte. Dann griffen seine breiten Finger zielsicher nach einem gebratenen Hühnerbein und einem Becher Apfelmost. Mit einem genießerischen Stöhnen biss er in den Schlegel.

Sie schmausten stumm und hingebungsvoll. Endlich lehnte sich Trurre zurück, wischte sich den Mund und fingerte seine Pfeife wieder aus dem Gürtel. Lluigolf, der schon eine geraume Weile zuvor die Segel gestrichen hatte, grinste. »Du kannst aber eine ordentliche Menge verputzen«, sagte er anerkennend.

Trurre grinste und schickte schon wieder blaue Wölkchen in den Himmel. Lluigolf staunte. Der Zwerg schien außerordentlich fingerfertig zu sein – er brachte seine Pfeife noch schneller zum Glühen, als er vorhin zwischen den Hühnerbeinen gewütet hatte.

Trurre nahm die Pfeife aus dem Mund und stopfte mit seinem Daumen den glimmenden Tabak fest. Er musterte Lluigolf mit zusammengezogenen Brauen. »Du riechst nicht wirklich nach Mensch«, konstatierte er und kratzte sich an der Nase. »Dein Geruch ist elbisch. Aber du siehst nicht aus wie ein Elbenbengel. Was bist du?«

Lluigolf lehnte sich zurück und kreuzte wachsam die Arme vor der Brust. »Ich rieche also wie ein Elbe?«

»Allerdings«, Trurre spuckte aus. »Das ist ein Geruch, den kein Zwerg jemals verwechseln würde. Nichts für ungut. Ich persönlich habe nichts gegen Elben. Ich kenne nämlich keine.« Er stieß Lluigolf in die Seite. »Du siehst aus wie ein Mensch und du heißt wie ein Mensch. Also zieh nicht so ein Gesicht.«

»Mein Vater war ein Elbe«, sagte Lluigolf grimmig. »Also?«

Trurre verstaute bedächtig seine Pfeife und krempelte die Ärmel hoch. Seine Arme waren genauso muskulös wie die des riesigen Schmieds in Weidenheim. Lluigolf begutachtete die breiten Schultern des Zwerges und seufzte unhörbar. Wenn er sich jetzt mit diesem Kraftpaket prügeln musste, dann musste es eben sein.

Trurre sah sein Gesicht und begann zu lachen. Er schlug Lluis auf die Schulter, dass der Halbelbe aufstöhnte, und hielt ihm die Pranke hin. »Freunde«, sagte er.

»Freunde«, erwiderte Lluigolf erleichtert und schlug ein. Die Finger des Zwerges schlossen sich warm und fest um seine Hand.

»Ich sollte mich aufmachen«, sagte Trurre und blickte zum Himmel auf. Die Sonne war ein deutliches Stück tiefer zum Horizont gewandert. »Es macht keinen guten Eindruck, seinen Lehrmeister

aus dem Bett zu werfen – und ich weiß nicht, wie weit ich noch laufen muss.« Er sah auf seine kurzen Beine nieder und zuckte ergeben die Schultern, ehe er aufstand und seinen Reisesack schulterte. »Leb wohl, Freund Lluigolf«, sagte er. »Vielleicht laufen wir uns ja wieder über den Weg.« Er legte grüßend eine Hand an die Stirn, winkte der beschäftigten Blida zu und verschwand in der Menge.

Lluigolf sah ihm ein wenig wehmütig nach. Dann nahm auch er sein Bündel unter den Arm. »Wo gehst du jetzt hin?«, rief Blida ihm nach, aber ehe er antworten konnte, war sie schon wieder mit dem langen Bestellzettel beschäftigt, den ein missmutig dreinblickender Dienstbote ihr ungeduldig unter die Nase hielt.

Lluigolf winkte noch einmal, sah sich um und wählte dann einen Weg, der ihn hoffentlich ins Zentrum der Stadt führen würde. Es war die gleiche Richtung, die auch der Zwerg eingeschlagen hatte, und sie erschien ihm so richtig wie jede andere – er kannte sich ja ohnehin nicht aus in der Residenz. Also auf ins Abenteuer.

Der Mond stand schon hoch am Himmel, als Lluigolf sich eingestehen musste, dass er auch für diese Nacht keinen Schlafplatz finden würde. Es war, wie Blida gesagt hatte, die Herbergen, Gasthäuser und sogar Lagerschuppen und Ställe waren bis zum letzten Plätzchen mit Übernachtungsgästen belegt. Lluigolf hatte sogar ein Gasthaus gesehen, in dessen Schankstube die Leute auf den Tischen und Bänken lagerten – denn der Fußboden war bereits ebenfalls überfüllt.

Seine Füße taten weh vom ungewohnten Kopfsteinpflaster, und er war müde wie ein Hund. Schließlich gab er es auf, kreuz und quer durch Raakus zu stiefeln und nach einem Nachtquartier zu suchen. Er ließ sein Bündel fallen, wo er stand, und kroch damit in die schmale Lücke zwischen zwei Häusern. Hier lag er so gut wie irgendwo sonst im Freien, und zudem konnte niemand auf ihn treten oder über ihn stolpern, wie in den letzten Nächten, die er an belebteren Plätzen verbracht hatte. Er schob sein Bündel unter den Kopf, wickelte sich in seine Decke und war im gleichen Augenblick eingeschlafen.

Lluigolf erwachte aus einem wirren Traum, in dem er auf einem hüpfenden, schlingernden Karren mit einem bärenstarken und vielarmigen Wesen rang, das fortwährend graublaue Rauchwolken ausstieß. »Du stinkst, Elbenbengel«, sagte ein Hund, der neben ihnen auf einem Kartoffelsack hockte und einen überschwappenden Krug in den Pfoten hielt. Die Flüssigkeit aus dem Krug spritzte ihm ins Gesicht, und der Hund begann bellend und knurrend zu lachen.

Lluis befreite sich aus seiner Decke und setzte sich auf. Es nieselte leicht, und in seinen Ohren dröhnte immer noch das Lachen des Hundes. Dazu gesellten sich jetzt auch noch vielstimmige Rufe und das Schrillen einer Signalpfeife. Er reckte den Hals, um auf die Straße zu spähen, aber die Dunkelheit und der leichte Regen verwehrten ihm die Sicht. Er ließ sich zurücksinken und zog die Decke zum Schutz über den Kopf. Es war ihm gleich, wer oder was da draußen sein lautstarkes Unwesen trieb – hier in seinem Versteck würde ihn niemand behelligen.

Der Lärm und die Unruhe kamen näher. Jetzt hörte er auch noch das Geräusch rennender Füße, die ganz in der Nähe über das Pflaster klatschten. Als er sich gerade fragte, wer da wohl vor was davonlief, verdunkelte sich der Ausblick auf die Gasse, und der Flüchtende drängte sich keuchend in den Spalt. Er schob sich so weit hinein, wie es ging und stieß dabei heftig mit Lluigolf zusammen, der sich halb aufgerichtet hatte. Eine helle Stimme stieß einen unterdrückten Fluch aus, und eine nasse Hand legte sich fest über Lluigolfs Mund. »Still, bitte«, flüsterte ihr Besitzer.

Lluigolf nickte, und der feste Griff lockerte sich.

Das Getümmel näherte sich ihrem Unterschlupf. Das Belfern, Knurren, Heulen und Bellen verwandelte sich in Rufe und Laute in einer Sprache, die Lluigolf fremd, rau und grob in den Ohren klang. Neugierig reckte er den Kopf, und als er nichts erkennen konnte, begann er sich vorsichtig aus dem Unterschlupf zu schieben.

»Bleib unten, das ist die Wache!«, zischelte der andere, aber da sah Lluigolf die Verfolger auch schon und blieb staunend hocken, um sie genauer zu betrachten.

Die kleine Gruppe hatte zwei Häuser entfernt haltgemacht und schien zu beratschlagen. Einer stand etwas abseits, er musterte die Umgebung. Eine Sturmlaterne mit einem hellen Glühstein darin beleuchtete dunkelrot-schwarze Uniformen mit silbernen Knöpfen und Verzierungen und hohe schwarze Stiefel. *Die Wache*, hatte der Flüchtling sie genannt. Lluigolf konnte seinen gebannten Blick nicht von den Männern wenden. Die prachtvollen Uniformen bekleideten Gestalten wie aus einem Albtraum, die eher Dämonen ähnelten als Menschen. Sie alle waren kräftig gebaut, mit ungewöhnlich breiten Schultern, einem mächtigen Brustkorb und Armen, die beinahe bis zu den Knien reichten. Im Gegensatz dazu standen schmale Hüften und unproportioniert kurze, stämmige Beine. Aber das Absonderlichste waren die Köpfe, die sie ohne nennenswerten Hals auf ihren Schultern trugen.

Der Größte von ihnen ließ über dem steifen Kragen seiner Uniformjacke einen Kopf sehen, der eher dem eines stumpfnasigen dunklen Hundes glich als dem eines Menschen. Als er sich mit einer langen Zunge witternd über die Lefzen leckte, blitzten weiße Fangzähne im Licht. Er wandte den Kopf, und Lluigolf erblickte ein Paar eisheller Augen, aus denen scharfe Intelligenz sprach. Die spitzen Ohren der Kreatur drehten sich lauschend, und die struppig-dunkle Haarmähne, die den Kopf bedeckte, schien sich zu sträuben.

Ehe Lluigolf reagieren konnte, knurrte der Große ein Signal, und zwei der Tiermenschen lösten sich unverzüglich aus der Gruppe und liefen in einem seltsamen, lockeren Trab, bei dem ihre Fingerknöchel hin und wieder den Boden berührten, auf ihn zu.

Lluigolf richtete sich auf, unschlüssig, ob er vor den Schreckensgestalten fliehen sollte, aber da waren sie schon über ihm und packten ihn bei den Armen. Der kleinere der beiden trug den Kopf eines missmutigen Wildschweins auf den Schultern, mit Zähnen, die weit aus seinem Kiefer ragten, und geschlitzten grüngelben Augen. Der andere, der Lluigolfs rechten Arm mit einer Pranke umklammert hielt, aus der lange, stumpfgelbe Klauen ragten, hatte statt einer Nase nur zwei geschlitzte Nüstern in einem Gesicht, das Ähnlichkeit mit dem einer großen Katze hatte, bis hin zu den langen, zitternden Schnurrhaaren neben dem Maul und zwischen den Augen, und getigertem Fell, das sich über sein Gesicht zog.

Lluigolf wandte seine Aufmerksamkeit jetzt aber gezwungenermaßen dem Anführer der seltsamen Wächter zu. Der schlenderte in gemächlichem Schritt auf ihn zu und starrte ihn mit zusammengekniffenen Augen an. Seine Nüstern weiteten sich schnuppernd.

»Du treibst dich hier herum«, sagte er mit erstaunlich wohlklingender, kultivierter Stimme.

Lluis, der das vorher vernommene Knurren und Belfern erwartet hatte, zuckte zusammen. »Ich habe hier geschlafen«, erklärte er und wies auf den Spalt zwischen den beiden Häusern. »Dann habe ich Lärm gehört und wurde neugierig.«

Der Anführer sah seine Leute an. »Das ist er, Rudelführer«, behauptete ein rattengesichtiger, plumper Wächter. »Ich habe ihn gut sehen können, als er aus dem Haus kam.«

Der Anführer starrte ihn an. Seine Zunge wischte nachdenklich über die Lippen und seine stumpfe Nase. Lluigolf protestierte: »He, ich habe hier geschlafen. Ich weiß nicht, hinter wem ihr her seid und warum, aber ich bin es ganz sicher nicht!«

Der Anführer der Wächter blinzelte langsam. Seine eisigblauen Augen verschleierten sich kurz. Dann schüttelte er den Kopf. »Er riecht falsch«, bekundete er. »Der andere roch wie Mensch und

nach Flucht. Dieser hier riecht wie Elbe und nach Schlaf.«

Lluis atmete erleichtert auf. »Danke«, sagte er und versuchte, seine Arme zu befreien. »Kann ich dann gehen?«

Die Klammergriffe um seine Arme lockerten sich um keinen Deut. Der Hundegesichtige sah ihn weiter auf seine irritierende, nachdenkliche Art an. »Du hast jemanden vor uns weglaufen sehen«, sagte er.

Lluigolf schüttelte energisch den Kopf. »Ich sagte doch, ich habe geschlafen. Bin erst wach geworden, als ihr hier haltgemacht habt.«

Der katzenköpfige Wächter rief: »Soll ich dort mal nachsehen, Rudelführer?« Er deutete auf den Schlafplatz. Lluigolf hielt den Atem an. Von hier aus konnte man nicht sehen, ob sich dort jemand verbarg, aber wenn der Kleine dort hineinkroch, würde er unweigerlich über Lluigolfs Bündel und den Fremden stolpern.

Der Anführer starrte ihn weiterhin an. Dann schüttelte er den Kopf. »Nein«, sagte er. »Dort ist niemand. Ich kann es riechen.«

Er hob die Hand und wies zur Straßenecke. »Lauft, sucht«, befahl er, und die Meute rannte ohne Zögern los, erneut laut bellend, knurrend und geifernd.

Der Anführer verharrte, entließ Lluis nicht aus seinem Blick. Lluigolf räusperte sich unbehaglich.

»Du solltest hier nicht übernachten«, sagte der Tiermensch. »Wenn ich nicht anderes zu tun hätte, würde ich dich mitnehmen und wegen Landstreicherei einsperren lassen. Für heute übersehe ich dich. Aber lass dich morgen nicht wieder erwischen.«

Er ging dicht an Lluigolfs Schlafplatz vorbei und starrte in den Spalt. Lluis konnte seine Miene nicht deuten. Dann lief er los, ebenso leicht und trabend wie seine Männer, und verschwand in der Dunkelheit.

Lluigolf blieb einen Moment lang auf der Straße stehen und lauschte dem Geräusch der sich entfernenden Truppe. Dann kroch er in den Unterschlupf zurück und erwartete, dass der Fremde sich inzwischen davongestohlen hatte. Der hockte aber im Schneidersitz neben Lluigolfs Bündel, drehte in aller Seelenruhe krümeligen Tabak in ein Tungbaumblatt ein und grinste Lluis entgegen. »Du bist irre«, sagte er fröhlich. »Was hattest du vor, wolltest du mal ausprobieren, wie schnell so ein Ork laufen kann? Verdammt schnell, das kann ich dir flüstern!«

Lluigolf schüttelte ungläubig den Kopf. »Orks? Das waren Soldaten.« Er runzelte die Stirn. »Gut, es waren seltsame Soldaten …«

Der andere lachte. »Das war die Schlosswache, du hast dich mit ihrem Kommandanten unterhalten. Markgraf Wigher hat einen Hang zu absonderlichem Personal.«

Lluigolf hockte sich neben den Burschen, der abgetragene und nicht allzu saubere Kleider trug. Das Tabakstäbchen war fertig und er steckte es zwischen die Lippen. Während er in seinen Taschen nach dem Glühstein fahndete, starrte er Lluigolf ungeniert und voller Interesse an. Lluis erwiderte die Musterung nicht minder neugierig. Der junge Bursche hatte ein dreieckiges, energisches Gesicht mit großen Augen, die weder blau noch grün waren und Lluigolfs Blick belustigt erwiderten.

»Hadmut«, sagte der Bursche. Er zündete das Stäbchen an und reichte es Lluigolf, nachdem er

selbst einen Zug genommen hatte. Lluis nahm es verblüfft und sog gedankenlos daran, während er noch darüber nachdachte, was der andere gemeint haben könnte.

Als Lluigolfs Husten sich beruhigt und der Bursche aufgehört hatte, ihm auf den Rücken zu schlagen, wiederholte er: »Hadmut. So heiße ich.«

Lluigolf stotterte seinen Namen und drückte Hadmuts Hand. »Warum war diese Ork-Wache hinter dir her?«, fragte er.

Der Bursche zuckte mit den Schultern. »Bin ihnen im falschen Moment über den Weg gelaufen«, sagte er. »Wenn Jahrmarkt ist, sind die Jungs immer nervöser als sonst.« Er grinste breit und frech.

Lluis dachte an den Blick des Kommandanten. »Der Anführer hat gewusst, dass du dich hier versteckst«, sagte er.

Hadmuts Gesicht wurde hart. »Was redest du da?«, fuhr er Lluis an. Er saugte an seinem Stäbchen und pustete Lluigolf den Qualm ins Gesicht.

Lluis blinzelte. »Er hat es gewusst«, wiederholte er. »Ich weiß nicht, warum er seine Leute fortgeschickt hat, aber er hat dich – gerochen.«

Hadmut zog den Kopf zwischen die Schultern und brütete vor sich hin. Das Stäbchen verqualmte zwischen seinen Fingern. Dann stand der Bursche auf und warf den Rest zu Boden. »Ich hau ab«, verkündete er. »Vielleicht kommt Groszbarrt alleine zurück, dann will ich weg sein.«

Er blickte auf Lluigolf hinunter, die Hände in die Hüften gestemmt. Er war nicht groß, vielleicht eine Handbreit kleiner als Lluis, und sah schmal und zäh aus. »Danke, dass du mich nicht verpfiffen hast«, sagte er rau. »Du hast was gut bei mir. Wenn du mich brauchst, frag im *Einäugigen* nach mir.« Mit diesen Worten trat er auf die Straße und verschmolz lautlos mit den Häuserschatten.

Den nächsten Tag verbrachte Lluigolf erneut mit der fruchtlosen Suche nach einer Unterkunft und – nachdem er in einer Garküche gegessen hatte – einer Möglichkeit, seinen in den letzten Tagen bedrohlich geschrumpften Geldbeutel aufzupolstern. Er schleppte auf dem Markt Kisten und bot sich nobel gekleideten Herrschaften als Lastenträger an, was ihm am Ende des Tages schließlich einige kümmerliche Kupfermünzen eingebracht hatte. Die Löhne in der Residenz waren so mager, wie die Preise hoch und die Manieren mancher Herrschaften erbärmlich waren. Sein letzter Auftraggeber, ein sich überaus vornehm gebärdender Lackaffe mit gepuderter Perücke und wahren Kaskaden von schneeweißen Rüschen an seinen prächtigen Kleidern, hatte ihn kreuz und quer über den Marktplatz gescheucht und dann noch seine Einkäufe durch die halbe Stadt schleppen lassen – bis zu einem schmucken Palais, vor dessen Tür er Lluigolf dann ohne Bezahlung hatte stehen lassen. Als Lluis empört, aber höflich seinen ihm zustehenden Lohn forderte, hatte der Mann ein paar baumlange Lakaien gerufen, die ihn unsanft in die Gosse befördert hatten.

Der Vorfall hatte ihn vollends ernüchtert. So glanzvoll und aufregend er sich das Leben in der Residenz vorgestellt hatte, war es auch – aber ganz sicher nicht für jemanden, dessen Mittel so begrenzt waren wie die seinen.

Jetzt aber musste er erst einmal einen Schlafplatz finden. Er verspürte wenig Lust, dem furchterregenden Orkkommandanten und seiner Meute noch einmal in die Arme zu laufen. Er

wanderte durch das rege nächtliche Treiben und freundete sich mit dem Gedanken an, die ganze Nacht so weiterzumachen – denn das konnte ja wohl nicht verboten sein.

Seine Schritte führten ihn schließlich in eine düster anmutende Gegend, so weit entfernt von dem schmucken Viertel rund um das Stadtschloss und seiner Wache, wie es nur ging. Lluis wich dem allgegenwärtigen Unrat aus, der in der Gosse und in Haufen auf der Straße lag, und suchte nach einem Plätzchen, wo er für einen kurzen Moment seine müden Glieder ausruhen konnte. Aus trübe beleuchteten Türöffnungen drang betrunkenes Grölen und das schrille Gelächter von Frauenstimmen. Er blieb vor einer der Schenken stehen und warf einen zögerlichen Blick hinein, aber der Anblick von übelriechenden Pfützen, schmutzigem Sägemehl und rußgeschwärzten Wänden und Deckenbalken boten einen wenig einladenden Anblick, ebenso wie die meist betrunkenen Gäste des schmuddeligen Schuppens. »Da begegne ich lieber noch mal dem Hundekopf«, murmelte Lluis und hieß seine müden Füße weiterlaufen.

Er überquerte einen menschenleeren Platz und ging auf eine Kaschemme zu, deren Wirtshausschild einen bärtigen Finsterling mit Augenklappe zeigte, der drohend einen Maßkrug schwenkte. Erst als er vorüber war, fielen ihm die Worte seiner nächtlichen Bekanntschaft ein. Was hatte Hadmut gesagt? *Frag im Einäugigen nach mir*. Kurz entschlossen machte er kehrt und betrat die Schenke.

Das verräucherte Innere glich den anderen Lokalen, an denen er vorübergekommen war. Die Luft war alkoholgeschwängert und auf den Bänken hockten Zecher in allen Stadien der Trunkenheit. In der Mitte des Raumes standen einige Tische – besser gesagt, Holzplatten, die auf rohen Böcken lagerten –, umringt von Hockern und wackeligen Stühlen. Hier wurde nicht nur getrunken, sondern auch gespielt. Lluigolf sah Kartenrunden, einige Tische, an denen ein Brettspiel gespielt wurde, das er nicht kannte, und ein paar »Wolf und Schafe«-Spieler. Das Klappern der Spielsteine und das Klimpern der Münzen, die den Besitzer wechselten, untermalten die Stimmen und das Gelächter der Gäste und das Scheppern und Klirren von Bechern, Flaschen und Geschirr.

Er blieb in der Nähe der Tür stehen und sah sich um. Hadmut konnte er nirgends entdecken. Lluigolf fragte sich, was er von dem Burschen eigentlich wollte – Hadmut hatte nicht so ausgesehen, als hätte er einen Schlafplatz für ihn in der Tasche. Lluis drehte sich um und prallte unsanft mit einer Frau zusammen.

»Hoppla«, gurrte sie und klammerte sich an ihn, wobei sie ihm erstaunliche Einblicke in ein weitläufiges Dekolleté ermöglichte.

»Entschuldigung«, stotterte Lluis und spürte, wie er rot wurde.

»Du musst dich nicht entschuldigen, Kleiner«, schnurrte sie und hakte ihn unter. »Bestell uns lieber was zu trinken.«

Lluis befreite sich hastig aus ihrem Griff. »Danke«, sagte er. »Danke, nein. Ich meine, ich wollte sagen …«

Ihr Lachen schallte hinter ihm her, als er ins Freie stürzte. Draußen blieb er eine Weile stehen und rang um Fassung. Sollte er zurückgehen? Dieses Viertel hier war so heruntergekommen und düster, dass er möglicherweise eine billige Übernachtung auftreiben konnte. Und falls nicht – ganz bestimmt verirrten die Wächter in ihren feinen Uniformen sich nicht in diesen Teil der Residenz. Inzwischen

war er so müde, dass er sich sogar vor den Füßen des schreckenerregenden Orkkommandanten zusammengerollt hätte. Die Vorstellung, eine Nacht im Gefängnis auszuharren, schreckte ihn nicht mehr im Geringsten. Zumindest konnte er sich dort einmal ausschlafen.

Während er dort stand, kamen zwei Männer heraus. Der Größere rempelte ihn im Vorbeigehen so grob an, dass Lluis beinahe in die Gosse gestürzt wäre. »He«, rief er empört.

»Suchst du Ärger, Kleiner?«, entgegnete der Rempler und ballte erwartungsvoll die Fäuste.

Sein Begleiter zog ihn am Arm. »Gib Ruhe, Brack«, sagte er und grinste Lluigolf entschuldigend an. »Du hast zu viel getrunken. Lass den Jungen in Frieden!« Er schob den Größeren an Lluis vorbei und beide schwankten davon.

Lluigolf schüttelte den Kopf und ging in die andere Richtung.

Wenige Häuser weiter wehte eine schmuddelige grüne Fahne von einem Hauseingang und zeigte an, dass hier Schlafplätze vermietet wurden. Lluis betätigte den Türklopfer, wartete eine Weile und klopfte dann noch einmal etwas energischer an. Drinnen hörte er schlurfende Schritte, dann rappelte etwas an der Tür und eine Klappe öffnete sich, aus der ihn ein zerknittertes Gesicht misstrauisch ansah.

»Ich suche ein Bett für die Nacht«, sagte Lluigolf.

»Betten gibt es hier nicht«, antwortete das Männchen mit schriller Stimme. »Aber du kannst für zehn Dan einen Platz haben, an dem du deine Decke ausrollen kannst. Wenn du einen Strohsack willst, kostet das noch mal zehn Dan.« Er sah Lluis an und wartete.

»Einen Schlafplatz, bitte«, sagte Lluis erleichtert. »*Ohne* Strohsack!« Er dachte an seinen mageren Geldbeutel und stieß sich den Fuß an der Schwelle. Zu seinem Erstaunen war die Tür immer noch geschlossen, und das Männchen blickte ihn erwartungsvoll an. »Zehn Dan«, sagte es und schob eine Hand durch die Klappe.

»Oh. Ja«, murmelte Lluigolf und fasste in seine Tasche. Er förderte eine Handvoll Krümel zutage und ließ sein Bündel fallen, um in der anderen Jackentasche nach seinem Geld zu suchen. Dann kniete er sich hin und wühlte in seinem Bündel, kippte schließlich den Inhalt auf die Schwelle und untersuchte mit steigender Panik, ob sein Geldbeutel sich irgendwo zwischen seinen paar Habseligkeiten versteckt hielt.

Mit einem Fluch blickte er auf, die Frage auf den Lippen, ob er seinen Schlafplatz auch abarbeiten könne – aber die Klappe war geschlossen, und als er erneut klopfte und rief, rührte sich nichts mehr hinter der Tür.

Lluis schüttelte alles noch einmal aus, in der Hoffnung, sein verlorenes Geld wiederzufinden.

Dann schnürte er sein Bündel und machte kehrt, zurück zum *Einäugigen*. Dort war ihm sein Beutel gestohlen worden, das war so sicher wie der morgige Sonnenaufgang. Er trat aufgebracht gegen einen im Weg liegenden faulen Apfel, der davonschoss und an einer Wand zerplatzte. Wie ein verdammter Bauerntölpel hatte er sich bestehlen lassen. Da war die Frau gewesen, die sich an ihn geschmiegt hatte – und der Betrunkene mit seinem Freund, der auch Gelegenheit genug gehabt hatte, ihm die Taschen auszuräumen.

Wutschnaubend trat er durch die Tür der Schenke und sah sich zuerst hastig, dann gründlicher um. Die beiden Trunkenbolde waren vor seinen Augen davonmarschiert, er rechnete nicht damit, sie hier

zu sehen. Aber die Frau, die war sicher noch hier und lachte mit ihrem Buhlen über den dummen Jungen, den sie übertölpelt hatte!

Der Schankraum hatte sich etwas geleert, deshalb stand schnell fest, dass die Frau, die er suchte, nicht unter den Gästen war.

Der Wirt, ein magerer Mann mit hochrotem Gesicht, sah Lluis fragend an, als er sich an den Tresen lehnte. »Ich suche jemanden.« Der Wirt knurrte unverbindlich und warf ein Glas in einen Kübel mit schmutzigem Wasser. Lluis beschrieb die Frau, und der Wirt trocknete sich umständlich die Hände an seiner Schürze ab, ehe er sich am kahlen Kopf kratzte. Dann spuckte er ins Spülwasser und zuckte die Achseln. »Könnt schon sein, dass ich die kenne.« Er sah Lluis erwartungsvoll an. Als der Halbelbe keine Anstalten machte, seinen Geldbeutel zu zücken, sammelte er weiter schmutzige Gläser ein und warf sie in den Zuber, sodass das ölige Wasser nach allen Seiten herausspritzte. Es schien ihm herzlich egal zu sein, ob seine Gläser die raue Behandlung überlebten.

Lluis sah ein, dass er keine Antwort mehr zu erwarten hatte. Aber er entdeckte eine Tür in der Ecke hinter dem Tresen, die in den hinteren Teil des Hauses führte, und als der schwitzende Wirt von einem Gast abgelenkt wurde, schob er sich leise und verstohlen durch die Tür.

Er fand sich in einem dunklen Gang wieder. Eine Treppe führte ins Obergeschoss und eine Tür ganz am Ende wahrscheinlich in den Hof der Schenke. Lluis sah sich um und schalt sich einen Narren. Wahrscheinlich war die Frau längst fort, aber er wollte sich dessen wenigstens vergewissert haben, bevor er sein Geld endgültig abschrieb.

Behutsam näherte er sich der ersten Tür und lauschte. Da sich nichts dahinter regte, wagte er es, die Türklinke zu bewegen – aber die Tür war offenbar verschlossen und ebenso die nächsten beiden auf dieser Seite des Ganges.

Er schob die Hintertür auf, die wirklich in einen ummauerten Hof führte. Dort waren Kisten gestapelt, überall lag Abfall herum, und in der Ecke stand ein baufälliger Schuppen.

Lluis nahm sich die Türen auf der anderen Seite des Ganges vor, aber auch sie waren allesamt verschlossen. Er sah voller Unbehagen die Treppe an. Es schmeckte ihm nicht sonderlich, das Obergeschoss erkunden zu müssen. Er setzte gerade einen Fuß auf die unterste Stufe, als sich die Tür zum Gastraum öffnete und Licht in den dunklen Gang fiel. Lluis huschte so schnell und leise wie möglich die Treppe hoch und kauerte sich oben neben dem Geländer zusammen.

Entsetzt hörte er schwere Tritte die Stufen emporstapfen. Er schob sich von der Treppe weg und griff nach einer Türklinke, die er in seinem Rücken spürte. Er rechnete damit, dass auch diese Tür verschlossen sein würde, aber zu seiner Erleichterung öffnete sie sich und er schlüpfte hastig in das dunkle, leere Zimmer. Mit klopfendem Herzen hörte er die Schritte vorübergehen. Dann öffnete und schloss sich eine andere Tür, und es wurde wieder still.

Lluigolf wartete eine Weile, dann trat er aus dem Zimmer und schlich zur Treppe. Er war fast da, als erneut jemand aus dem Gastraum in den Flur kam. Lluis schob sich langsam rückwärts die Treppe hoch, hinaus aus dem Licht, das aus der Tür fiel. Der andere ging in den Hof hinaus, wobei er beide Türen offen ließ. Lluis hörte, wie draußen Kisten gerückt wurden. Dann kam der Mann schweren Schrittes zurück, eine leise klirrende Kiste in den Armen. Die Tür zur Schankstube schlug zu.

Gerade als Lluis erleichtert aufatmete, öffnete sich die Tür am oberen Treppenabsatz. Das Licht,

das aus dem Zimmer fiel, ließ ihm keine Möglichkeit, ungesehen zu verschwinden.

»Wer ist da?«, rief eine Stimme. Lluis ergriff die Flucht, aber ehe er an der Tür war, hatte ihn sein Verfolger schon gepackt und zerrte ihn fluchend die Treppe hinauf.

Erst als er sich in einem Zimmer inmitten einer Gruppe finster blickender Männer wiederfand, hörte er auf, sich gegen den schmerzhaften Griff zu wehren. Die Männer, die gespenstisch beleuchtet in dem dunklen Zimmer um einen Tisch versammelt saßen, starrten ihn zornig an. Der Imposanteste von ihnen, ein wahrer Hüne mit rotblondem Vollbart und mächtigen Fäusten, grollte: »Warum belauschst du uns, Bürschchen? Und überlege gut, was du sagst, denn wenn deine Antwort mir nicht gefällt, bist du Hundefutter.«

»Ich habe euch nicht bespitzelt«, erwiderte Lluigolf. »Und es tut mir leid, wenn ich euch belästigt habe. Aber ich bin auf der Suche nach jemandem, man hat mich heute Abend hier bestohlen, und ich will mein Hab und Gut zurück.«

Einen Augenblick lang herrschte verblüfftes Schweigen, die Männer starrten Lluigolf ungläubig und aufgebracht an. Er fragte sich, was er Falsches gesagt haben mochte, und dachte voller Unbehagen an die Aussage des Hünen, ihn zu Hundefutter zu verarbeiten.

Plötzlich lachte jemand leise und amüsiert. Ein Mann, der entspannt an der Schmalseite des Tisches saß, lehnte sich vor ins Licht. Ein sanftmütiges Gesicht mit kurzsichtigen Augen hinter einer randlosen Brille blickte Lluigolf an, der das Lächeln des Mannes unwillkürlich erwiderte.

»Weißt du überhaupt, mit wem du es hier zu tun hast?«, fragte der Mann.

Lluigolf schüttelte den Kopf. »Ich bin erst seit Kurzem in der Stadt und kenne niemanden hier«, erwiderte er. Dann fiel ihm etwas ein. »Hadmut«, sagte er unwillkürlich.

Eine Bewegung ging durch die Versammelten, der rotbärtige Hüne hob den Kopf und starrte erst Lluigolf, dann den Unscheinbaren fragend an. Wieder war es der kleine Mann, der sprach: »Hadmut?«, fragte er. »Was ist mit Hadmut?«

»Ihn kenne ich. Er sagte mir, ich solle hier nach ihm fragen, wenn ich Hilfe brauche.«

Der Unscheinbare tippte nachdenklich mit dem Zeigefinger gegen seine Lippe. Seine grüngoldenen, etwas vorstehenden Augen fixierten Lluis mit unergründlichem Blick.

»So«, sagte der Mann nach einer Weile. »Das hat *er* zu dir gesagt?« Wieder glitt ein Lächeln über sein Gesicht. Er gab dem Kerl, der Lluis festhielt, einen Wink. Der nickte und ging hinaus. Lluis fühlte sich immer unbehaglicher. Der starre Blick des kleinen Mannes und seine sanftmütige Miene waren nicht zu deuten und ausgesprochen beunruhigend.

Die anderen Männer saßen reglos um den Tisch. Es war offensichtlich, dass der Unscheinbare hier das Sagen hatte – aber wobei? Lluis musterte die Versammelten, die nicht gerade nach ehrbaren Bürgern der Stadt aussahen.

Die Tür in seinem Rücken öffnete sich. »Du hast nach mir geschickt, Vibol?«, fragte eine kecke helle Stimme.

Der Unscheinbare winkte ungeduldig. »Dieser Bursche behauptet, dass er dich kennt«, sagte er.

Lluis drehte sich um und erblickte Hadmut, der die Hände in die Hüften gestemmt hatte und ihn musterte. »Ah. Hallo, Lluigolf. Was machst du denn hier?«, fragte der Bursche gleichgültig.

»Ach du meine Güte«, sagte Lluigolf verdutzt. Er hörte, wie der Unscheinbare – Vibol – leise

lachte. Hadmut warf den langen, dunklen Zopf über die Schulter und legte den Kopf schief. Lluis fragte sich, wie er sie für einen Jungen hatte halten können. Gut, es war dunkel gewesen und der Zopf hatte wohl in ihrem Jackenkragen gesteckt. Und ihre Kleider waren die eines Mannes, das hatte ihn getäuscht. Aber hier, selbst im schwachen Schein der Lampe, war es unverkennbar, dass in der abgetragenen Hose und der groben Jacke ein schmaler Frauenkörper steckte, und das dreieckige Gesicht mit dem energischen Kinn gehörte ebenso offensichtlich zu einer jungen Frau wie die großen Augen mit den langen Wimpern.

»Also gut«, sagte Vibol, »dann klären wir alles Weitere unter uns.« Er wandte sich an die Umsitzenden. »Meine Herren, ich denke, wir haben alles besprochen. Wir sehen uns dann in der nächsten Woche, wenn nichts Unvorhergesehenes geschieht.«

Die Männer erhoben sich. Der rotbärtige Hüne blieb jedoch, als alle gegangen waren, neben der Tür stehen und verschränkte mit finsterer Miene die Arme vor der breiten Brust.

»Lanto, du kannst ruhig hinuntergehen«, sagte Vibol. »Ich denke nicht, dass der junge Mann vorhat, mich zu meucheln.« Der Riese nickte knapp und ging hinaus. Kurz darauf hörte Lluigolf seine schweren Schritte die Treppe hinunterpoltern.

Vibol lehnte sich zurück und faltete die Hände unter dem Kinn. Sein Blick wanderte von Lluis zu der lässig dastehenden Hadmut. »Erzähl mir, woher ihr euch kennt«, forderte er sie auf. Sie hockte sich auf die Tischkante und begann, ein Tabakstäbchen zu drehen, während sie kurz berichtete. Vibol lauschte konzentriert und sah gelegentlich zu Lluigolf hinüber.

»Warum war die Wache überhaupt hinter dir her?«, fragte er.

Hadmut stieß ein wenig Rauch durch die Nase, und Vibol wedelte ihn fort.

»Sie haben mich gesehen, als ich aus dem Lager kam.« Hadmut verdrehte die Augen und pflückte einen Tabakkrümel von der Lippe. »Ich hätte ja stehen bleiben und sie meine Taschen durchsuchen lassen können, aber ich hatte keine Lust dazu, mich aufhalten zu lassen. Ich dachte, ich schaffe es, sie abzuhängen.«

Vibol runzelte die Stirn. »Das war dumm und unvorsichtig«, tadelte er mit seiner sanften Stimme. »Sie hätten dich gehen lassen.«

Hadmut zog die dunklen Brauen zusammen. »Ich hatte einfach keine Lust dazu«, wiederholte sie störrisch.

Vibol starrte sie an, und sie erwiderte den Blick, ohne die Augen zu senken. Er lächelte und klopfte auf ihr Knie. »Du bist dickköpfiger als jeder meiner Männer. Aber ich bitte dich, Kleines, sei in Zukunft klüger. Ich brauche dich und ich möchte dich nicht aus dem Arbeitshaus holen müssen, weil sie dich wegen Widerstands gegen die Wache eingesperrt haben.« Er wandte sich Lluigolf zu, und auch Hadmut drehte den Kopf, um ihn anzusehen. Er fragte sich, ob die beiden wohl Vater und Tochter sein mochten.

»So, junger Freund«, sagte Vibol. »Jetzt berichte mir noch einmal genau, worüber du dich bei mir beklagen wolltest.«

Lluigolf sah ihn fragend an. Vibol machte eine ungeduldige Handbewegung. »Du hast doch Klage führen wollen, weil man dich hier in meinem Gebiet bestohlen hat. Also – du wendest dich an den Richtigen. Was kann die Kröte für dich tun?«

Lluis verstand gar nichts mehr. Hilfesuchend sah er Hadmut an, die breit grinsend neben Vibols Stuhl stand. »He, Kröte, er weiß nicht, wer du bist«, sagte sie, als das Schweigen lange genug gedauert hatte.

Vibols kugelige Augen schienen noch ein wenig weiter hervorzuquellen. Er nahm die Brille ab und putzte sie sorgfältig mit einem Tüchlein, das er aus der Tasche seiner Weste gezogen hatte. Lluis wartete geduldig darauf, dass einer der beiden ihn aufklärte.

»Soso«, murmelte Vibol endlich. Er verschränkte die Hände über dem Bauch. »Also, dann wollen wir dich auch nicht mit allzu viel unnützem Wissen belasten, junger Freund. Vielleicht reicht es, wenn ich dir sage, dass ich über die Möglichkeiten verfüge, dir dein gestohlenes Gut wiederzubeschaffen. Was hat man dir also entwendet?«

Lluigolf erzählte von seinem verschwundenen Geldbeutel und den beiden unliebsamen Begegnungen im und vor dem *Einäugigen*. Vibol hörte ihm mit sich verfinsternder Miene zu, und als Lluigolf seinen Bericht schloss, klatschte er aufgebracht mit der Hand auf den Tisch. »Hol mir Lanto herauf«, sagte er scharf. Hadmut ging, und Vibol und Lluigolf warteten schweigend. Lluis betrachtete seinen unverhofften Wohltäter unter gesenkten Lidern, um ihn nicht allzu aufdringlich anzustarren. *Die Kröte* hatte er sich genannt. Der Name schien wenig schmeichelhaft, aber wirklich besaß er, wie er so brütend dasaß, eine gewisse Ähnlichkeit mit diesem Tier. Nicht von der Statur her, denn Vibol war eher zierlich als plump gebaut. Wahrscheinlich war sein beinahe kahler Schädel mit den kugeligen Augen für die Namensgebung ausschlaggebend gewesen.

Lluigolf hörte die Treppe unter den schweren Schritten Lantos ächzen, dann trat der Hüne ein und sah Vibol fragend an. Der erwachte aus seiner starren Haltung und sagte: »Lanto, such mir Audar Triefauge und den Stinker und prügele aus ihnen heraus, ob sie den Jungen hier bestohlen haben. Falls ja, weißt du, was du zu tun hast.«

Lanto nickte und ging. Vibol sah Lluigolf an. »Wo kann ich dich finden?«

Lluigolf hob die Schultern und sah Hadmut hilfesuchend an. »Ich weiß nicht, wo ich heute Nacht bleiben kann«, sagte er. »Ich habe kein Geld mehr, um mir einen Schlafplatz zu mieten, und ich möchte nicht noch einmal der Wache in die Arme laufen.«

Vibol nickte. »Hadmut wird sich darum kümmern.« Er machte Anstalten aufzustehen, und das Mädchen sprang an seine Seite, um ihm zu helfen. Auf einen Stock gestützt hinkte die Kröte zur Tür und sagte im Hinausgehen zu ihr: »Wir sehen uns dann morgen wegen der Bücher, Kind. Schlaf wohl.«

Hadmut stand neben der Tür und sah Lluigolf aus zusammengekniffenen Augen an. »Was mach ich jetzt mit dir? Ich kann dich schlecht mit nach Hause nehmen.« Sie seufzte und drehte ihren Zopf zu einem Knoten zusammen.

»Vielleicht sollte ich den Wirt fragen, ob er mir Obdach gibt?«, schlug Lluigolf vor.

Hadmut nickte erleichtert. »Das ist eine gute Idee«, sagte sie. »Komm, wir sagen ihm, dass die Kröte es so wünscht. Dann macht Roske keine Zicken.«

Sie gingen nebeneinander die schmale Treppe hinunter. Lluis bemerkte, dass Hadmut ihn von der Seite ansah. »Wer ist Vibol?«, fragte Lluigolf. »Warum springen alle, wenn er befiehlt?«

Hadmut öffnete die Tür zum Schankraum. »Frag ihn das morgen selbst«, beschied sie ihm knapp.

»He, Roske! Überraschung! Du hast einen Schlafgast!«

Roske, der Wirt, hatte gleichmütig auf die angebliche Anweisung der Kröte reagiert, Lluis einen Schlafplatz zu geben. In der Gaststube sei Platz genug, wenn man keine großen Ansprüche an Bequemlichkeit stelle, brummte er. Doch als Lluigolf ihm half, die Tische abzuräumen und den Boden zu fegen, stellte Roske ihm noch einen herzhaften kalten Imbiss hin und gab ihm eine zweite Decke. Lluis war froh darüber, denn der Wirt hatte gründlich ausgelüftet und auch von dem gestampften Lehmboden stieg empfindliche Kälte auf.

Er rückte zwei Bänke zusammen und rollte sich darauf in seine Decken. Dann lag er da und starrte zu den geschwärzten Balken hinauf. Es war still, bis auf das leise Trippeln und Rascheln der Mäuse in den Ecken des Gastraumes, und stockdunkel, nachdem das Feuer völlig erloschen war. Seine Augen brannten vor Müdigkeit, aber die Gedanken wollten nicht zur Ruhe kommen. Seine improvisierte Bettstatt erlaubte es ihm nicht, sich hin- und herzuwälzen, also lag er nur da, starrte ins Dunkel und dachte. An Siiran. An ihre kalten Lippen. An die eingefallenen, bleichen Züge mit den riesigen Augen. Daran, wie federleicht sie in seinen Armen gelegen hatte bei ihrer letzten Umarmung, als wäre mit ihrem Tod ihre körperliche Substanz geschwunden. An ihr Flehen, er möge sie befreien. Ihre Stimme, ihr Atem an seiner Wange. An ihr kaltes, kaltes Fleisch …

Er ächzte und setzte sich auf. Kälteschauer schüttelten ihn, und gleichzeitig jagte fiebrige Hitze durch seine Glieder. Mit zitternden Händen fuhr er sich durchs Gesicht. Der Ring an seinem Finger war glühend heiß und eisig kalt zugleich. Ihm war, als ginge ein matter Schein von dem schmalen Reif aus. Grünlich glänzte das Silber in der Dunkelheit, rot wie Glut unter der Asche schimmerte der Stein. Lluis zog mit klappernden Zähnen die Decke fester um die Schultern. Ganz gewiss hatte ihn der Nasse Wind oder ein Kriecher erwischt. Er konnte sich nicht daran erinnern, jemals in seinem Leben krank gewesen zu sein, aber er hatte erlebt, wie seine Brüder und auch seine Mutter gelegentlich das Bett hüten mussten. Sicher war das der Grund, warum er sich so elend fühlte.

Irgendwann war die Nacht vorüber. Draußen krähte ein Hahn in einem Hinterhof, auf der Straße rollten rumpelnde Karren vorüber und raue Stimmen riefen Morgengrüße.

Mit schweren Gliedern und sandscheuernden Augen schob Lluigolf die Bänke wieder an ihren Platz und tappte zur Tür. Im Hinterhof hatte er eine Pumpe gesehen, die würde ihm dabei helfen, einen klaren Kopf zu bekommen.

Als der Wirt die Treppe hinunter kam, hatte Lluis bereits Feuer im Kamin gemacht und die Läden geöffnet, um Licht und Luft einzulassen.

Roske war erfreut und drückte Lluis den Sack mit Sägemehl in die Hand, damit er die Gaststube frisch einstreuen konnte. Dann begab er sich in die Küche, um ein kräftiges Frühstück zu bereiten, das sie einträchtig neben dem Küchenofen vertilgten.

Ohne dass einer von beiden darüber ein Wort verloren hätte, ging Lluis dem Wirt auch noch für den Rest des Tages zur Hand. Er schaffte leere Flaschen und Gefäße in den Hof, füllte die Regale hinter der Theke auf, schleppte Zuber mit Wasser von der Pumpe in die Küche und half beim

Bedienen der Gäste. Die Arbeit machte ihm Spaß, obwohl er die schlaflose Nacht noch in seinen Knochen spürte. Aber zumindest das fiebrige, kranke Gefühl war verschwunden und hatte einer matten Zerschlagenheit Platz gemacht.

Am frühen Abend, er lieferte gerade ein hochbeladenes Tablett mit Bierkrügen, Braten und Brot an einem Tisch ab, sah er aus dem Augenwinkel eine kleine, hinkende Gestalt zur Tür hereinkommen. Er sah, wie Roske zu ihr eilte, ihren Mantel nahm, sie zur Hintertür geleitete und insgesamt eine Eilfertigkeit an den Tag legte, wie Lluigolf sie an dem schweigsamen Wirt den ganzen Tag nicht beobachtet hatte. Er führt sich auf, als wäre der Markgraf zu Besuch gekommen, dachte Lluis amüsiert und ein wenig beklommen.

Die Kröte, unauffällig in einen guten, aber durchaus schlichten dunklen Rock und ebensolche Kniehosen gewandet, drehte sich noch einmal um, ehe er den Gastraum verließ, und sah Lluigolf an. »Komm zu mir«, formten seine Lippen, dann schlug die Tür hinter ihm zu.

Lluis lieferte noch zwei Bestellungen aus, dann wischte er seine Hände an der Schürze trocken und band sie ab. Er fuhr sich durch die Haare und biss sich zornig auf die Lippen, als er bemerkte, was er tat. Wie ein errötender Jüngling vor seinem ersten Rendezvous, dachte er. Kurz zuckte Schmerz in ihm auf, den er eilig von sich schob. Er öffnete die Hintertür und stieg die alte Treppe empor, deren Stufen unter seinen Schritten keinen Laut von sich gaben.

Als er die Tür zu dem Zimmer öffnete, in dem er Vibol vermutete, saß dieser mit gefurchter Stirn über einen Stapel Papier gebeugt. Er blickte auf und musterte Lluis mit erstauntem Interesse. »Ich habe dich gar nicht kommen hören«, sagte er und deutete auf einen Stuhl. »Setz dich. Ich bin gleich für dich da.« Er versenkte sich wieder in seine Papiere, raschelnd und leise brummelnd. Lluis versuchte einen Blick darauf zu erhaschen, sah aber nur, dass die Blätter vor allem mit Zahlen bedeckt waren. Vibol kritzelte mit einem Bleistift darin herum, seufzte hin und wieder und schob endlich Stift und Blätter energisch beiseite. Er rückte die Brille höher auf die Nase und faltete die Hände vor dem Bauch. »Bist du immer so leise, wenn du dich bewegst?«, fragte er.

Lluigolf zuckte mit den Schultern. »Ich denke, ja.« Was für eine seltsame Frage. Er brannte vor Ungeduld, etwas über den Verbleib seines Geldbeutels zu erfahren, und die Kröte interessierte sich für seine Art der Fortbewegung!

Vibol sah ihn unverwandt an. »Wie geschickt bist du mit den Händen?«, wollte er wissen.

Lluis sah ihn ratlos an. »So geschickt wie jeder, will ich meinen.«

Vibol grinste humorlos. »So.« Er rückte die Brille noch einmal zurecht, hüstelte und warf ihm mit einer blitzschnellen Bewegung den Bleistift zu, der gerade noch auf dem Papierstapel gelegen hatte. Lluis schnappte danach und hielt ihn Vibol hin. »Ich habe gar nicht gesehen, wie du ihn genommen hast«, sagte er.

»Und trotzdem hast du ihn gefangen«, sagte Vibol zufrieden schmunzelnd. »Gut, sehr gut. Komm her zu mir. Siehst du meine Westentasche?« Lluis nickte. »Stell dich neben mich. Jetzt zieh mir das Schnupftuch aus der Tasche, ohne dass ich etwas spüre. Nein, warte, halte die Finger so.« Er machte mit Zeige- und Mittelfinger eine Scherenbewegung.

Lluis gehorchte mit fragender Miene. Er zog das Tuch aus Vibols Tasche, danach eine Uhr aus der anderen und musste sich schließlich noch einmal die Treppe und den Gang hinunter- und wieder

hinaufstehlen, während Vibol bei geöffneter Tür lauschte.

Als Lluis – diesmal mit einer kleinen Kiste aus dem Hinterhof – zum wiederholten Male die Treppe erklomm, die verfluchte knarrende sechste Stufe überlistete, sich bemühte, das Treppengeländer nicht in Schwingung zu bringen und dabei den klirrenden Inhalt der Kiste ruhig zu halten, erschien Hadmut im Gang. »Was treibst du denn da?«, fragte sie verdutzt.

»Hadmut, Kind, störe jetzt nicht«, rief Vibol unwirsch von oben. Lluigolf schnitt eine Grimasse, brachte den Rest des Parcours hinter sich und sank mit einem Stöhnen auf einen Stuhl nieder.

»Was treibt ihr hier?«, fragte Hadmut, als sie hinter Lluigolf zur Tür hereinkam.

Vibol lächelte wie ein zufriedener Großvater. »Das ist jetzt nicht wichtig. Schön, dass du da bist, Kind. Ich habe gleich ein paar Fragen zu den Abrechnungen.« Er deutete auf den Papierstapel.

Hadmut flegelte sich auf einen Stuhl »Hat er sein Geld wieder?« Sie deutete mit dem Kinn auf Lluis.

»Ah, sein Geld«, Vibol schlug sich gegen die Stirn. »Wo hab ich nur meinen Kopf. Warte …« Er angelte seinen Rock von der Stuhllehne und suchte in den Taschen herum. »Da«, sagte er zufrieden und warf Lluis ein Beutelchen zu.

Lluigolf griff danach und erkannte es als das seine. Mit bebenden Fingern öffnete er es und schüttete den mageren Inhalt auf den Tisch. Ein paar Münzen kullerten heraus und ein blutiges Etwas, das er mit leisem Ekel als einen ausgeschlagenen Zahn identifizierte.

Hadmut lachte auf. »Lanto hat ihm einen Denkzettel verpasst, wie ich sehe.«

Vibol lächelte schmal. »Das war auch nötig. Ich habe ausrichten lassen, dass er das nächste Mal nicht so billig davonkommt. Wer die Regeln verletzt …«

Hadmut sah Lluigolf mitleidig an, der zum dritten Mal mit unglücklicher Miene die Münzen durchzählte. »Das war vorher mehr, hm?«

Er nickte verbissen und schob das Geld in den Beutel zurück. Dann erhob er sich und dankte Vibol für seine Hilfe. Immerhin hatte er jetzt wieder ein wenig Barschaft, und alles andere würde sich ergeben.

»Halt, halt«, sagte die Kröte gut gelaunt. Er rieb sich die Hände. »Setz dich wieder hin. Ich habe dir einen Vorschlag zu machen.«

»Oh, Kröte«, stöhnte Hadmut, die offensichtlich ahnte, worauf Vibol hinaus wollte. »Lass den Jungen gehen. Er hat ein viel zu ehrliches Gesicht!«

»Ja, ja!«, erwiderte Vibol ungeduldig. »Genau das hat er. Und er ist leise, sogar leiser als du, meine Meisterschülerin. Er hätte mir vorhin ein Messer an die Kehle setzen können, ich habe ihn nicht gehört, bis er zur Tür herein war. Sogar bei dir knarrt die sechste Stufe – bei ihm noch nicht einmal, wenn er eine Last trägt. Seine Finger sind flink – gut, jedes unserer Kinder ist jetzt noch geschickter als er, aber wenn Megin ihn erst einmal ausgebildet hat, wird er der Beste sein.«

Hadmut zog eine missvergnügte Schnute, aber ihre Handbewegung sagte: Mach, was du für richtig hältst. Sie lehnte sich gegen den Türpfosten und begann, ein Tabakstäbchen zu drehen.

»Darf ich erfahren, worüber ihr sprecht?«, fragte Lluigolf höflich, aber mit leisem Ärger in der Stimme.

»Was hast du vor, mein Junge? Wie sehen deine Pläne für die Zukunft aus?«

Lluis klopfte mit säuerlicher Miene auf seine Tasche. »Ich muss eine Arbeit finden«, sagte er. »Und eine Unterkunft. Alles Weitere ergibt sich dann.«

Vibols Lächeln wurde noch breiter, noch jovialer und großväterlicher. »Ah, das leidige Geld«, schnurrte er.

Hadmut stieß einen unmutigen Laut aus, schwieg aber verbissen, als Lluigolf sie fragend ansah. Offensichtlich war sie nicht einverstanden mit dem, was die Kröte plante, aber sie hielt sich zurück.

»Mein Junge, was würdest du dazu sagen, wenn ich beides für dich hätte: eine Unterkunft und eine Ausbildung, die es dir ermöglichen wird, gutes Geld zu verdienen?«

Lluigolf sah ihn misstrauisch an. »Das klingt sehr verlockend«, sagte er. »Aber wo ist der Haken?«

Vibol lachte und schlug auf den Tisch. »Haken! Kein Haken, Junge, oder sehe ich aus wie ein Fischer? Nein, du bekommst eine solide Ausbildung von einem Meister seines Faches, ein Dach über dem Kopf, geregelte Mahlzeiten – und später, wenn du auf eigenen Beinen stehst, zahlst du mir die Kosten dafür nach und nach zurück. Na? Ist das ein Wort?« Er hielt Lluigolf die Hand hin, aber der schlug nicht ein.

»Das ist ein sehr freundliches Angebot, und ich danke dir dafür. Darf ich wissen, worum es bei dieser Ausbildung geht? Ich eigne mich sicherlich nicht für alles …«

Vibol war nicht böse. »Hierfür eignest du dich bestens, mein Wort darauf«, erwiderte er gut gelaunt. »Sieh dir Hadmut an. Sie hat sich an meinem Kollegium ausbilden lassen – macht sie den Eindruck, als wäre sie unglücklich?«

Lluigolf schaute sie an, und Hadmut verdrehte die Augen. Sie stieß ein erbostes Rauchwölkchen aus, schwieg aber immer noch.

»Also gut«, sagte Lluigolf zögerlich. Das Wort »Kollegium« hatte ihn neugierig gemacht und auch beruhigt – es klang ausgesprochen solide. »Ich denke, ich … danke, ich nehme das großzügige Angebot an.«

Vibol lachte freudig auf und übertönte damit Hadmuts Stöhnen. Er reichte Lluis die Hand und sagte: »Also abgemacht! Ich freue mich, dass wir in Zukunft oft miteinander zu tun haben werden. Hadmut, bist du so freundlich und bringst unseren jungen Freund hinüber zum Kollegium? Du kannst ihm auf dem Weg dann auch gleich das Nötigste erklären.«

Das Mädchen zertrat den Rest seines Stäbchens unter dem Absatz ihres Stiefels und öffnete die Tür. »Die Abrechnung?«, fragte sie.

»Ach, die hat noch Zeit«, winkte Vibol ab. »Kümmere dich nun erst einmal um Lluigolf. Wir sehen uns dann morgen.«

Lluis folgte Hadmut hinaus. Hinter der Theke griff er sich rasch sein Bündel und verabschiedete sich mit einem Winken von Roske. »Danke, Junge«, rief der, »kannst immer herkommen, wenn du einen Platz zum Schlafen brauchst!«

Draußen war es dunkel geworden. Lluis wanderte hinter der verbissen schweigenden Hadmut durch die belebten Gassen des Viertels, das, wie er von Roske erfahren hatte, der Schweinekoben genannt wurde. »Keine feine Gesellschaft hier«, hatte der Wirt grinsend gesagt. »Die Herrschaften, die sich was drauf einbilden, in der Residenz zu wohnen, würden uns am liebsten alle davonjagen. Aber wir leben länger hier als die … sie sollen es nur mal versuchen!«

Wirklich schienen die schmalen Häuser und schiefen Buden, die die winkligen Gassen säumten, aus einem anderen Jahrhundert zu stammen als die sauberen, hübschen Fachwerkhäuser im Marktviertel – und aus einer völlig anderen Welt als die prächtigen Stadthäuser und Villen zwischen Parks und lichten Alleen, an denen er während seiner Botengänge vorübergekommen war.

Hadmut ging schnell, und er musste aufpassen, sie nicht zu verlieren, während er sich umsah. Immer wieder drängten sich Menschen zwischen sie. Händler mit ihren Karren oder Bauchläden, Lastenträger, raubeinige Männer, die nach Wasser, Fisch und Wind rochen – Lluis erinnerte sich, dass Raakus einen großen Flusshafen besaß –, Scharen zerlumpter Kinder, die an seinen Kleidern zerrten und um Süßigkeiten und Geld bettelten, Frauen, die ihm zuzwinkerten oder eine Kusshand zuwarfen, Fuhrknechte und Musikanten. Das bunte Treiben machte den Eindruck, als wäre helllichter Mittag und nicht später Abend, der nur von Fackelschein und offenen Feuern vor den Buden und Garküchen erhellt wurde.

Ein- oder zweimal sah Lluis nur um Haaresbreite noch, wie Hadmut in eine Querstraße abbog und folgte ihr mit klopfendem Herzen. Wenn er sie hier in dem Gewimmel verlor, hätte er wahrscheinlich sogar Mühe, wieder zum *Einäugigen* zurückzufinden, deshalb beschleunigte er seine Schritte, um zu ihr aufzuschließen.

»He«, sagte er ein wenig atemlos, »wolltest du mir nicht etwas über die Ausbildung erzählen?«

Hadmut hielt so abrupt an, dass Lluigolf schon ein paar Schritte weitergelaufen war, ehe er es bemerkte. »Ausbildung!«, fauchte sie. Ihre blaugrünen Augen schienen Funken zu sprühen. »Was für ein Dorfdepp muss man denn sein, um nicht zu kapieren …« Sie schnaufte aufgebracht.

»Dankeschön«, sagte Lluis eingeschnappt. »Der Dorfdepp hält das angesichts seines schmalen Geldbeutels für eine gute Gelegenheit. Zumal du ja anscheinend diese Ausbildung auch absolviert hast – *Meisterschülerin*!«

Ihre starrsinnig hochgezogenen Schultern sanken herab. »Tut mir leid«, sagte sie. »Das war nicht nett von mir. Aber du bist ein feiner, anständiger Kerl – glaube ich zumindest. Es gibt so viele andere Möglichkeiten, sein Geld zu verdienen.«

»Was ist in deinen Augen so falsch an dieser?«

»Ach, Trollscheiße und Orkhintern«, fluchte Hadmut. »Komm jetzt. Wir sind gleich da.«

Den Rest des Weges legten sie in verstimmtem Schweigen zurück. Das Haus, vor dem Hadmut schließlich anhielt, stand ein wenig abseits von seinen Nachbarn und war von einer hohen, abweisenden Mauer umgeben.

Hadmut betätigte einen Klingelzug. Dann warteten sie. Nach einer ganzen Weile knarrten die Angeln des Tores, und es schwang ein Stück weit auf. Ohne sich nach Lluigolf umzusehen, marschierte Hadmut hinein, und er beeilte sich, ihr zu folgen. Neugierig sah er sich um. Der Pförtner war ein halbwüchsiges Mädchen, das Hadmut mit einem Nicken begrüßte und Lluigolf ohne großes Interesse musterte.

»Neuzugang«, sagte Hadmut kurz. »Ist der große Meister da?«

»Sie sind alle oben«, sagte das Mädchen und schloss das Tor. »Ihr findet ja hin.« Sie nickte und verschwand in einem Nebengebäude.

»Wir gehen jetzt erst einmal ins Haupthaus, zu Meister Ingwin«, sagte Hadmut. »Er weiß

schließlich noch nicht, dass er einen neuen Lehrling bekommt.«

Das Haupthaus wirkte wie eine Festung. Lluigolf sah schwere Holzladen, eine massive Holztür mit eisernen Schlössern, Balustraden, die vergittert und mit starrenden Stacheln versehen waren, eine Fassade, die abweisend und trutzig jeden ungebetenen Gast aufzufordern schien, unverrichteter Dinge wieder den Rückzug anzutreten. »Hier wohnt wohl jemand, der Angst vor Einbrechern hat«, murmelte Lluis.

Hadmut sah ihn verblüfft an und brach in Gelächter aus. Immer noch lachend öffnete sie die vor Riegeln starrende Haustür, die seltsamerweise nicht verschlossen war, und führte Lluis ins Haus.

Sie durchquerten eine düstere Halle und stiegen die breite Treppe hinauf, deren Stufen sogar unter Hadmuts leichten Tritten erbarmungswürdig quietschten und knarzten. Das Haus hatte offensichtlich einmal bessere Zeiten gesehen, der mächtige Leuchter und die spitzbogigen Fenster in der Halle zeugten ebenso von vergangener Pracht wie die durch viele Füße zerschlissenen Teppiche und die ausgeblichenen, stockfleckigen Tapeten, über deren seidige Oberfläche Lluis sacht mit den Fingern strich, als sie den oberen Gang entlang gingen.

Hadmut klopfte an eine dunkle, reich mit Schnitzereien versehene Tür. Sie sah Lluigolf an und nickte ihm dann beruhigend zu. »Keine Sorge. Meister Ingwin hat bisher noch keinen seiner Lehrlinge gefressen. Du wirst es also überleben.« Dann öffnete sie die Tür, obwohl Lluis keinen Laut von drinnen vernommen hatte.

Das Erste, was ihm ins Auge fiel, war ein großes, bis zum Boden reichendes Fenster, das auf einen kleinen Garten hinausblickte. Lluis, dessen Augen in den letzten Tagen begonnen hatten, Bäume und Sträucher, Gras und Blumen zu vermissen, atmete tief ein und erfreute sich an dem würzigen Duft, der durch das offene Fenster drang. Er sehnte sich plötzlich schmerzhaft nach seinem Zuhause.

»Hadmut«, riss ihn eine Stimme aus seinen Betrachtungen. »Wen bringst du uns da mit?«

»Einen neuen Schüler«, erwiderte Hadmut. »Mit schönem Gruß von der Kröte.« Sie schob Lluis in die Zimmermitte und ging hinaus.

Drei Männer und eine Frau saßen um einen kleinen Tisch, auf dem Weingläser und eine Karaffe standen. Lluis blickte sie beklommen an. Der Älteste, ein Achtung gebietender, hochgewachsener Mann mit silbergrauem Haar und einem scharfgeschnittenen Gesicht, drehte das rotfunkelnde Glas zwischen langen, eleganten Fingern und erwiderte seinen Blick weder freundlich noch unfreundlich. Das musste Meister Ingwin sein. Die anderen: ein jüngerer Rothaariger mit sommersprossigem Gesicht, ein dickbäuchiger, freundlich lächelnder Mann und eine grauhaarige Frau mit strengem Knoten, sahen ihn interessiert an.

»Schon ein bisschen alt für einen Lehrling«, bemerkte die Frau säuerlich.

»Ach, wenn die Kröte ihn schickt, wird er schon Talent haben«, erwiderte der Dickbäuchige. Er hob sein Glas und prostete Lluigolf zu. »Willkommen an Bord, Junge. Ich bin Jazep.«

Lluigolf machte eine ungeschickte Verbeugung. »Lluigolf, Sohn der Rialinn. Ich danke für das freundliche Willkommen, Herr Jazep.«

Der Dicke lächelte. »Wohlgesetzte Worte, aber Jazep reicht, mein Junge. Ich bin kein Herr.«

»Wohl wahr«, knurrte die Frau, »du bist ein alter Schwätzer.«

»Dieses freundliche Wesen ist Caledrain, die dir erst in deinem zweiten Lehrjahr das Leben zur Hölle machen wird«, sagte Jazep, der sich seine gute Laune nicht verderben ließ. »Und dort neben ihr siehst du Rutilo, den Meister der Masken und Liebling der Damenwelt.« Der elegante ältere Mann neigte leicht den Kopf. Lluigolf sah verdutzt auf den dünnen Rothaarigen. Dann war dies …

»Ingwin«, sagte der Rothaarige kurz. »Caledrian hat recht, du bist ein Schwätzer, Jazep.« Er beugte sich ein wenig vor. »Warum schickt Vibol dich her?«

»Er versprach mir eine Ausbildung«, sagte Lluigolf.

Ingwin sah ihn nachdenklich an. »Warum glaubt Vibol, dass du geeignet sein könntest? Du wärst der Älteste unter unseren Novizen.«

Lluigolf hob die Hände. »Ich weiß es nicht«, sagte er. »Er hat mich allerlei Dinge machen lassen – ich musste Treppen steigen und Sachen schleppen – und das hat ihn anscheinend überzeugt, dass ich ihm nützlich sein könnte.« Kurz rang er mit sich, ob er fragen sollte, um was für eine Ausbildung es sich handelte, aber diese Blöße wollte er sich dann doch nicht geben.

Ingwin sah die anderen an. Die Frau zuckte mit den Schultern. »Wenn die Kröte Wert darauf legt«, sagte sie gleichgültig. »Immerhin finanziert er den Laden hier.«

Jazep nickte. »Wir haben noch Platz für einen hoffnungsvollen Novizen. Wenn er es mit den Kleinen aushält, habe ich damit kein Problem.«

»Rutilo?«

Der Ältere nickte. »Vielleicht stellt er sich ein bisschen gescheiter an als die anderen, die ich unterrichte«, sagte er mit klangvoller Stimme. »Aus all dem kleinen Kroppzeug wird nichts Gescheites, erinnert euch an meine Worte!«

»Gut.« Magister Ingwin erhob sich und reichte Lluigolf die Hand. »Dann sei uns willkommen. Ich rufe gleich einen Schüler, der dich auf dein Zimmer führt. Die Hausordnung und alles Weitere erfährst du morgen, ich erwarte dich nach dem Frühstück in meinem Arbeitszimmer.«

Wenig später stand Lluis in einer winzigen Kammer unter dem Dach des großen Hauses. Der schlacksige Junge, der ihn hergeführt hatte, war mit dem Hinweis gegangen, dass ein paar der älteren Schüler noch im Aufenthaltsraum zu finden seien, und hatte ihm eine gute Nacht gewünscht. Jetzt lag sein Bündel auf der schmalen Liege, und Lluigolf begutachtete sein neues Domizil. Es war so eng, dass er sich kaum umdrehen konnte, gerade groß genug für die Liege und eine Kiste, die als Ablage und Aufbewahrungsort für seine Habseligkeiten dienen konnte. Aber es war ein Schlafplatz, den er ganz für sich allein hatte, und damit hatte er nicht zu rechnen gewagt.

Anscheinend gab es hier auch Schlafräume, die sich mehrere Lehrlinge teilen mussten, aber man hatte ihm mitgeteilt, dass alle Betten dort belegt seien, die Gemeinschaftsräume seien nämlich begehrter als die Einzelkammern.

Warum auch immer, dachte Lluigolf und streckte sich auf der Liege aus. Der Waschraum war in der Etage unter ihm. Er würde ihn gleich aufsuchen und sich den Staub eines langen Tages abwaschen, aber jetzt wollte er erst einmal für einen Moment die Augen schließen …

Der durchdringende Klang einer Glocke riss ihn aus seinen Träumen. Er fühlte sich matt, fiebrig und

zerschlagen, und als er sich gähnend durchs Gesicht fuhr, bemerkte er Feuchtigkeit auf seinen Wangen, als hätte er im Schlaf Tränen vergossen. Er sah zur Dachschräge auf und erinnerte sich, wo er war. Durch die Fensterluke fiel helles Sonnenlicht, und im Haus war das Trappeln von Füßen und ein Durcheinander heller Stimmen zu hören.

Lluigolf schlüpfte in seine nicht allzu sauberen Kleider – er musste unbedingt herausfinden, wo er sie waschen konnte – und stand dann ratlos vor der Tür seiner Kammer. Meister Ingwin erwartete ihn nach dem Frühstück in seinem Arbeitszimmer, aber Lluis wusste weder, wo er das eine bekam, noch, wo das andere zu finden war.

Er folgte den Stimmen die Treppe hinab und durch verwinkelte Korridore, bis er zu einer halb offen stehenden Flügeltür gelangte, hinter der er Gelächter und das Klappern von Geschirr hörte. Der Duft von geröstetem Brot zog in seine Nase, und sein Magen begann zu knurren. Er trat in einen großen, hellen Raum, in dem Tische standen. An der Schmalseite des Raumes schenkte eine rundliche junge Frau aus einer großen Emailkanne Tee in Tonbecher. Neben ihr standen Körbe mit Brotscheiben, Äpfeln und aufgeschnittenem Käse, und vor dem Tisch reihte sich ein knappes Dutzend Kinder mit hölzernen Tellern in den Händen in eine Schlange ein.

An den Tischen saßen bereits die älteren Schüler und vertilgten schwatzend ihr Frühstück. Lluigolf sah zehn oder elf Jungen und zwei Mädchen, alle zwischen 12 und vielleicht 15 Jahren alt. Es stimmte, er war mit Abstand der Älteste hier. Er grinste. Wie groß der Altersunterschied wirklich war, wusste außer ihm keiner, und er hatte auch nicht vor, darauf hinzuweisen.

Als die kleineren Schüler alle versorgt waren und an ihrem Tisch saßen, ging er zu der jungen Frau, die sich die Hände an ihrer Schürze abwischte und ihn freundlich anlächelte. »Du bist neu hier? Da ist ein Teller, nimm dir, was du magst.«

Er dankte ihr und nahm sich Brot und Käse. In einem kleinen Krug war süßer Sirup, davon tat er etwas in seinen Becher mit Tee und ging dann zu einem Tisch, an dem nur zwei ältere Jungen saßen.

»Darf ich mich zu euch setzen?«, fragte er. Beide nickten stumm und sahen ihn neugierig an, als er sich niederließ.

»Du bist der Neue, von dem Borro erzählt hat«, stellte der eine fest. Er hatte dunkles Haar, das ihm stachlig vom Kopf abstand, ein mageres Gesicht und sah ein bisschen aus wie eine freundliche Ratte.

»Wo kommst du jetzt her?«, fragte der andere, ein rundlicher Blonder, der leicht schielte. »Sonst werden die Novizen doch immer im Frühjahr aufgenommen, damit der alte Kesselbauch die Übersicht nicht verliert.« Beide lachten über den Scherz, den Lluigolf nicht verstand.

»Die Kröte hat mich hergeschickt«, sagte er und biss in sein Brot.

Die beiden Jungen lachten, als hätte er einen erstklassigen Witz gerissen. »Die Kröte, klar!«, kicherte der Blonde. »Und wahrscheinlich hat dich Hadmut persönlich hergebracht.«

»Stimmt, woher weißt du das?«, fragte Lluis verdutzt.

Die beiden brachen in eine neue Lachsalve aus. Der Dunkelhaarige boxte Lluigolf fest gegen die Schulter. »Du bist eine Nummer«, sagte er.

Eine Glocke ertönte, und der Lärm, mit dem einige Dutzend Stuhlbeine über den gefliesten Boden scharrten, übertönte jedes weitere Wort. Auch Lluigolfs Tischgenossen erhoben sich und nahmen ihre leeren Teller und Becher.

»Könnt ihr mir sagen, wo ich Meister Ingwins Arbeitszimmer finde?«, fragte Lluigolf eilig.

Der rattengesichtige Junge stellte sein Geschirr noch einmal ab und zeichnete eine schnelle Skizze in eine Lache vergossenen Tee. Lluis prägte sich den Weg ein, der über eine Treppe führte, die er noch nicht gesehen hatte, und verzehrte dann ohne Hast sein Frühstück.

Im Korridor war es still, als er den Speiseraum verließ. Irgendwo über ihm hörte er gelegentlich ein dumpfes Poltern, als würde eine schwere Last zu Boden geworfen, und aus einer anderen Ecke drang Gelächter, das von einer tiefen Stimme unterbrochen wurde.

Er durchquerte die obere Halle und fand die Treppe, die ins darunterliegende Geschoss führte. Die Tür zu Meister Ingwins Arbeitszimmer stand halb offen, und Lluigolf klopfte höflich an den Rahmen, bevor er den Kopf ins Zimmer steckte. Es war klein und überraschend gemütlich eingerichtet, und der Meister war nirgendwo zu sehen.

Lluis blieb neben der Tür stehen und sah sich um, während er wartete. Am Fenster, das in den Garten hinaus zeigte, stand ein kleiner, vollgestopfter Sekretär. Papiere, Schreibgeräte, ein Teller mit Apfelgehäusen, Bücher, eine ausgestopfte Krähe, einige große Münzen, deren Herkunft Lluis nicht kannte und allerlei anderes Zeug lagen überall im Zimmer herum. In der Ecke stand eine durchgesessene Ottomane, und zwei Schränkchen verbargen ihren Inhalt vor seinem Blick.

Hinter ihm erklang eine Stimme: »Ah, der Novize.« Meister Ingwin trat schwungvoll ein und warf seinen Mantel über einen Sessel. »Setz dich irgendwo hin«, sagte er und ging zu dem Sekretär. »Dein Frühstück, Korv.«

Lluis hockte sich auf die Kante der Ottomane, denn das war die einzige freie Sitzgelegenheit, und fragte sich nach dem Sinn des seltsamen Ausrufs. Die Erklärung dafür lieferte ihm die scheinbar ausgestopfte Krähe auf dem Schreibtisch, die sich unvermutet reckte, die Flügel öffnete und Meister Ingwin auf die Schulter flog. Der fütterte sie mit Brocken von Käse und Brot, die er aus seiner Jackentasche holte, während er Lluigolf eingehend musterte.

»Entschuldige, wie war dein Name? Lluigolf. Nun, Lluigolf, welche deiner Fähigkeiten hältst du für bemerkenswert genug, um dir eine Ausbildung bei uns zu verdienen?«

Lluis sah ihn ratlos an. Ingwin hatte das Füttern seiner Krähe beendet und sich in den Sessel vor seinem Schreibtisch geworfen. Eins seiner langen Beine hing über der Armlehne, und er ließ beiläufig eine der großen, silbernen Münzen über seine Fingerknöchel wandern. Sie tanzte über die Hand, verschwand, tauchte wieder auf, dann waren es plötzlich zwei Münzen, die entgegengesetzt über die Knöchel hüpften, dass Lluis beim Zusehen beinahe schwindelig wurde.

»Nun?«, fragte der Meister ein wenig ungeduldig. Er öffnete die Hände und legte sie auf die Knie. Die Münzen waren verschwunden.

»Ich bin leise«, sagte Lluigolf kurz entschlossen. Das hatte zumindest die Kröte beeindruckt, also musste es irgendwie wichtig sein. »Und ich habe geschickte Finger, auch wenn ich keine Übung habe.« Übung worin – das hatte er bisher nicht ergründen können.

Der Meister lächelte und ließ eine der Münzen wieder erscheinen. Er warf sie Lluis zu. »Lass sie tanzen«, sagte er.

Lluigolf begann zu schwitzen. Er hatte Ingwin beobachtet, aber er wusste beim besten Willen nicht, wie er das nachahmen sollte. Ungeschickt schob er die große, glatte Münze über seinen Zeigefinger

und Ringfinger, dann rutschte sie fort und er musste danach schnappen, damit sie nicht auf den Boden klirrte.

Meister Ingwin lachte. »Lass es gut sein, Junge.« Er legte einen Finger an seine sommersprossige Nase, die durchdringend blauen Augen waren nachdenklich zusammengekniffen. »Was mache ich mit dir? Ich kann dich nicht zu den anderen Novizen stecken. Sie sind zwar jünger als du, aber ich fürchte, sie sind dir ein gutes Stück voraus.« Er hob die Hände und ließ sie wieder sinken. »Verdammte Kröte«, sagte er lachend. »Also gut, Lluigolf. Du bekommst einstweilen Privatunterricht. Lass sehen – Jazep kann gleich heute Mittag mit dir anfangen. Heute Abend meldest du dich wieder bei mir, und morgen könntest du die Exkursion mitmachen. Nur als Zuschauer, aber das schadet nicht.« Er sah Lluigolf erwartungsvoll an, und der dankte beklommen und verfluchte im Stillen Hadmuts Maulfaulheit. Wenn sie ihm doch wenigstens angedeutet hätte, was er hier zu erwarten hatte.

Bis zu seiner ersten Unterrichtsstunde bei dem dicken Jazep wanderte er durch das Haus und den kleinen Garten und erkundete die Örtlichkeiten. Den Grundriss des Hauses hatte er nach der ersten Verwirrung schnell durchschaut. Die Räume des Hauptgebäudes waren rechts und links der großen Treppe angeordnet; die Treppe, die ihn zu Magister Ingwins Arbeitszimmer geführt hatte, verband die Wirtschaftsräume und das Kellergeschoss miteinander. Er hatte einen Burschen beim Fegen der Treppe getroffen, der sich gerne bei der Arbeit unterbrechen ließ, um ihm ein paar Fragen zu beantworten. Der hatte ihm erzählt, dass in dem kleinen Nebengebäude, das ihm bei seinem Eintreffen aufgefallen war, die Schüler wohnten, die kurz vor ihrem Abschluss standen.

Der Garten war klein und verwildert. Er saß lange unter den tiefhängenden Zweigen einer Birke, fühlte das weiche Moos unter seinen Fingern und sehnte sich nach den Wäldern von Weidenheim.

Die Glocke rief ihn zum Haus zurück. Er war aufgeregt wie eine junge Braut vor ihrer Hochzeit – was würde Jazep ihm beibringen?

Der Raum, den Meister Inwgin ihm genannt hatte, war leer bis auf einen Tisch, zwei Stühle und eine Kleiderpuppe, die mitten im Zimmer stand. Lluigolf betrachtete die Puppe, aber sie war und blieb auch bei näherer Betrachtung genau das, was sie auch auf den ersten Blick gewesen war: eine ganz gewöhnliche Kleiderpuppe, in ordentliche, ein wenig abgetragene Kleidung gehüllt – lange Hosen, Hemd und Jacke, eine Weste mit Uhrkette, ein weiter Übermantel.

Lluigolf schüttelte den Kopf. Würde man ihn nach all den seltsamen Prüfungen hier schließlich zum Schneider ausbilden? Die Vorstellung brachte ihn zum Lachen.

»Guter Dinge, mein Junge? Das freut mich«, dröhnte Jazeps jovialer Bass. »Dann wollen wir mal.« Er setzte sich an den Tisch, stellte den Becher ab, den er in der Hand gehalten hatte und deutete auf die Kleiderpuppe. »Zeig mir, was du kannst.«

Lluigolf wandte sich der Puppe zu und verdrehte die Augen. Was sollte er vorführen? Wie man elegant ein Halstuch band? Dann erinnerte er sich an Vibol und daran, wie die Kröte ihn aufgefordert hatte, ein Tüchlein aus seiner Tasche zu ziehen. Also gut. Er fasste in die Westentasche der Puppe und zupfte sacht an dem Zipfel des Schnupftuches, das er ertastete. Etwas klingelte. Verblüfft fasste er die Kleider näher ins Auge und sah, dass sie an verschiedenen Stellen mit kleinen Schellen besetzt waren, die bei der leisesten Bewegung des Stoffes klingelten. Lluigolf runzelte die Stirn und bemühte

sich, das Tüchlein so sanft aus der Tasche zu ziehen, wie es ihm nur möglich war – was ihm nach dem ersten, zarten Klingeln dann auch lautlos gelang. Er drehte sich um und hielt Jazep stumm das erbeutete Tuch hin.

Der dickbäuchige Mann grinste breit und prostete ihm zu. »Ganz gut für den Anfang«, sagte er und trank einen großzügig bemessenen Schluck. Etwas Dunkelrotes spritzte aus dem Becher und tropfte auf seine fleckige Weste. »Lass sehen, wie du den Geldbeutel meisterst. Wo steckt er, was meinst du?«

Lluigolf schluckte schwer. Er musste vollständig blind, taub und schwachsinnig gewesen sein, dass er nicht verstanden hatte, was Vibol von ihm erwartete. Und jetzt stand er hier und sollte allem Anschein nach von diesem freundlichen Dickwanst und seinen Kumpanen lernen, wie man Leute von ihrem Eigentum befreite. Er schloss kurz die Augen, dann drehte er sich wieder der Klingelpuppe zu. Was konnte es schon schaden, ein lebloses Kleidergestell zu bestehlen, wenn er dafür ein Dach über dem Kopf und regelmäßige Mahlzeiten bekam – was die Zukunft bringen würde, musste ihn jetzt nicht bekümmern.

Vanandel ertappte sich dabei, dass sie dem Barden aus dem Weg ging. Sie hatte sich in den letzten Wochen ohnehin kaum im Schloss aufgehalten, dazu war sie einfach viel zu beschäftigt gewesen. Der Magister hatte sich mit dem Imago noch einmal gründlich befasst. Es übernahm inzwischen den größten Teil ihrer Anwesenheitspflichten bei Hofe – und in den Zeiten dazwischen gab sie vor, erschöpft zu sein und viel Ruhe zu benötigen. Magister Davydd zu einer Bestätigung ihres leicht angegriffenen Zustands zu bringen, war ein hartes Stückchen Arbeit gewesen, sie hatte ihn schließlich mehr oder weniger dazu gezwungen, indem sie gedroht hatte, das gemeinsame Täuschungswerk ihrem Vater zu beichten.

Der alte Magister war seitdem merklich kühler, wenn sie ihm begegnete, und Vanandel tat ihr Verhalten ein wenig leid. Sie hatte nicht allzu viele Vertraute bei Hofe – und dem Barden grollte sie aus tiefstem Herzen. Sie fühlte sich von ihm verraten und verkauft und war selbst erstaunt, wie tief der Zorn und die Verachtung saßen und wie weh es tat.

Es war spät am Abend, sie war gerade heimgekehrt, und selbst wenn ihr Hauslehrer und sie noch ein Herz und eine Seele gewesen wären, wäre sie ihm zum jetzigen Zeitpunkt äußerst ungern in die Arme gelaufen. Deshalb huschte sie um die Ecke und drückte sich in eine Vorhangnische. Der Barde kam den Gang hinunter, er pfiff leise vor sich hin und warf alle paar Schritte ein paar glitzernde Bälle in die Luft. Seiner farbenfrohen, schellenbesetzten Kleidung nach war er gerade vor dem Markgrafen und seinen Gästen aufgetreten. Vanandel drückte sich tiefer in die Nische. Er durfte sie nicht sehen, denn das Imago hatte an dem Abendessen teilgenommen – und ihr eigener Aufzug war alles andere als festlich zu nennen.

Sie erstarrte zu völliger Reglosigkeit, denn er kam so dicht vorbei, dass sie den Dunst aus Wein, Tabakrauch und Schweiß riechen konnte, den er ausströmte. Genau vor ihrem Versteck blieb er stehen, rülpste leise und richtete sein leise klingelndes Gewand. Vanandel hörte, wie er murmelte: »Ich bin es leid, mich für diese Affen zum Narren zu machen. Sieh zu, dass du von hier wegkommst, alter Junge!«

Etwas klirrte zu Boden, kullerte in die Nische und stieß gegen Vanandels Fuß. Sie erkannte einen der Jonglierbälle des Barden. Ihre Gedanken rasten. Wenn sie ihn einfach zurückrollte …

Eine Hand tastete unter dem Vorhang über den Boden. Vanandel zog ihren Fuß weg und drückte sich eng an die Wand. Die Hand des Barden stieß gegen ihren Fuß, tastete aber weiter. Vanandel hielt die Luft an. Wenn er den Ball nicht fand, würde er den Vorhang beiseiteschieben – und dann wäre sie in doppelter Erklärungsnot. Hektisch begann sie, mit dem Fuß nach dem Ball zu suchen, ohne dabei den Barden zu berühren. Da war er! Er war hinter ihr in die Ecke gerollt und hing dort fest, doch während sie noch versuchte, ihn in Reichweite des Barden zu treten, berührte er mit einem erstaunten Ausruf ihren Knöchel.

Vanandel bückte sich blitzschnell, schnappte den glitzernden Ball und stürmte aus der Nische, wobei sie den Barden zu Boden stieß. Sie zog ihre Mütze tief in die Stirn und rannte los. Sie hörte,

wie er hinter ihr herrief und beschleunigte ihr Tempo.

Mit einem saftigen Fluch rappelte der Barde sich auf und rannte klimpernd hinter ihr her. »Verdammter Bengel«, hörte sie ihn schimpfen. »Wo kommst du überhaupt her? Au verflucht!« Es schepperte laut, anscheinend hatte ihr Verfolger die Ecke übersehen. Vanandel unterdrückte das Lachen, das ihr trotz der Panik, erwischt zu werden, in der Kehle kitzelte, schleuderte den Ball in seine Richtung und schlug den nächsten Haken. Der Barde war angetrunken und alles andere als reaktionsschnell. Wahrscheinlich würde sie ihn abhängen können, wenn sie nicht … und noch während sie das dachte, rutschte sie auf den glatten Bodenfliesen aus und fiel hart auf ihren Hintern. Mit einem unterdrückten Schmerzenslaut rappelte sie sich wieder auf und lief weiter, aber ihr Sturz hatte den Barden aufholen lassen. Sie hörte seinen keuchenden Atem direkt hinter sich, und kurz vor der Treppe packte er sie am Kragen und riss sie herum. Vanandel nutzte den Schwung aus und versuchte, ihn noch einmal zu überrennen, aber der Barde ließ sich nicht übertölpeln und stand wie ein Fels.

»Lausebengel«, fluchte der Barde und hob die Hand zu einer Maulschelle. Vanandel wand sich wie ein Fisch und ließ den Schlag auf ihrer Schulter abprallen. Dabei rutschte sie halb aus ihrer Jacke, und es gelang ihr, den Ellbogen hochzureißen und den Barden am Kinn zu treffen. Er grunzte überrascht. Sein Griff lockerte sich, sie flutschte aus dem anderen Ärmel und stob davon.

Mit einem lästerlichen Fluch machte sich der Barde erneut an ihre Verfolgung. Jetzt lachte Vanandel nicht mehr, sie konzentrierte sich nur noch darauf, ihn abzuschütteln. Ihre Füße in den Schuhen mit den weichen Sohlen verursachten kaum ein Geräusch auf dem glatten Steinboden. Sie bog um die Ecke, sprang auf Samtpfoten die Osttreppe bis zum ersten Absatz empor und drückte sich dort hastig in die tiefe Fensterlaibung.

Unter ihr stürmte der Barde um die Ecke. Sein dunkler Zopf hatte sich gelöst und eine wirre Mähne umrahmte sein Gesicht, dessen wütender Ausdruck in einem absurden Gegensatz zu seiner närrischen Kleidung stand. Vanandels Herz klopfte hart und schnell, und sie genoss das Gefühl des rauschenden Blutes in ihren Adern. In solchen Momenten fühlte sie sich lebendig – wenn sie hingegen irgendwelche Zeremonien bei Hofe absitzen musste, hatte sie den Eindruck, ebenso blutleer wie ihr Imago zu sein.

Ihr Verfolger stand still und lauschte. Er konnte den türlosen Gang in beide Richtungen einsehen und würde sich denken, dass sie keinesfalls dort entlang gelaufen war, denn dann hätte er sie noch sehen oder hören müssen. Vanandel biss sich auf die Lippe. Jeden Moment würde er die Treppe hinaufkommen und sie entdecken.

Der Barde setzte seinen Fuß auf die erste Stufe, als im Gang Schritte zu hören waren. »Ah, der Narr«, erklang die Stimme ihres Bruders. Vanandel verdrehte die Augen. Der Barde hasste es, so genannt zu werden, und ihr Bruder wusste das genau. Sie konnte sich Wigands selbstzufriedene Miene in diesem Moment nur zu gut vorstellen.

Der gedemütigte Barde verharrte äußerlich ruhig. »Hoheit«, erwiderte er zähneknirschend.

»Was treibst du hier, Narr?« Wigand kam heran und sah sich um. »Deine Kammer ist, soweit ich mich erinnere, drüben im Westflügel.«

»Ich komme – wie Sie auch, Hoheit – aus dem roten Bankettsaal«, sagte der Barde. Seine Stimme

klang leicht gereizt.

»Dieser Gang hier liegt aber mitnichten auf dem Weg vom roten Bankettsaal zum Westflügel, wenn ich mich nicht täusche.« Vanandel hörte förmlich, wie der Prinz eine Augenbraue lüpfte. Sie schauderte. Wigand hatte das vor dem Spiegel geübt, sie hatte ihn einmal dabei beobachtet. »Oder sollte Magister Davydd, während wir tafelten und deinen Künsten lauschten, gar insgeheim die Architektur des Schlosses umgestaltet haben?«, fuhr Wigand fort. Vanandel schauderte erneut. Seine Versuche, sarkastisch zu sein, waren beinahe noch schlimmer.

»Selbstverständlich nicht, Hoheit. Ich habe nur auf dem Weg in meine *Kammer* jemanden durch den Gang huschen sehen, der mir verdächtig erschien.«

»Oho. Einen heimtückischen Meuchler? Sollte ich gar die Schlosswache rufen lassen?« Wigands Stimme verkündete deutlich, dass er besagte verdächtige Erscheinung für eine Ausgeburt der Phantasie – genauer gesagt, des Weinkruges – hielt. Der Barde erwiderte nichts, aber als Vanandel um die Ecke linste, sah sie, dass er sich ein Stück von der Treppe entfernt hatte und ganz offensichtlich versuchte, dem Prinzen zu entkommen.

»Hoheit, wenn ich mich empfehlen darf.«

»Geh nur. Schlaf deinen Rausch aus. Mein Vater wünscht schließlich deine Dienste, wenn die Verlobung gefeiert wird.« Seine Geringschätzung war deutlich zu spüren. Vanandel erschrak bei den Worten ihres Bruders zutiefst. *Verlobungsfeier?*

Sie wartete, bis die Schritte der beiden sich entfernt hatten, dann rannte sie durch die Gänge, immer lauschend, ob ihr der Barde nicht doch noch irgendwo auflauerte. Doch alles blieb ruhig. Sie versteckte sich noch zweimal, weil Bedienstete ihren Weg kreuzten und schloss endlich aufatmend die Tür ihrer Gemächer hinter sich.

»Verlobungsfeier!«, murmelte sie, zog die Mütze vom Kopf und warf sie aufs Bett. »Also, erzähl«, sie drehte sich zu ihrem Imago um, das still in der Ecke saß und sie mit leerem Blick anstarrte.

Es widerstrebte ihr immer noch, das Ebenbild zu berühren, aber es musste sein. Sie legte ihre Finger um das zierliche Handgelenk des Imagos und wartete. Langsam tröpfelten Bilder in ihren Geist – verworren, undeutlich und vor allem stumm.

Sie fluchte lautlos, während sie sich bemühte, die unsortierten Eindrücke zu deuten. Das Bankett war anscheinend doch bedeutender gewesen, als sie geglaubt hatte. Sie sah einige Gäste, die ihr Vater nur zu besonderen Anlässen einlud. Mit steigendem Unbehagen erkannte sie, dass der mittlere Sohn des Langländers – oder war es der älteste? – neben ihrem Imago saß. Seinem konzentriert-dümmlichen Gesichtsausdruck nach zu urteilen, war er unter dem Tisch damit beschäftigt, mit ihr zu füßeln. Vanandel stöhnte leise. Der mondelange Streit des Markgrafen mit dem Herrn des Langen Landes um den exakten Verlauf der Grenze am unteren Brin-Lauf war anscheinend beigelegt worden. Der Grenzkonflikt hatte ihr beinahe einen Umlauf Luft verschafft – aber jetzt wurde es offensichtlich ernst. Sie musste sich etwas überlegen.

Mit einer heftigen Geste ließ sie das Handgelenk des Imagos los und widerstand dem Impuls, sich die Finger abzuwischen. Stattdessen streifte sie den Ring vom Finger und sah zu, wie das Imago schwand. Dieser Vorgang war etwas weniger Übelkeit erregend als das Entstehen der Doppelgängerin, aber sie musste sich dennoch jedes Mal überwinden, nicht die Augen abzuwenden.

Vanandel schlüpfte in ihr bequemstes Kleid und blickte aus dem Fenster. Es war mitten in der Nacht, aber der Magister begab sich selten vor der Morgendämmerung zu Bett. Vielleicht war jetzt der rechte Zeitpunkt, sich mit ihm zu versöhnen.

Die Tür schwang nach ihrem zweiten Klopfen auf. Magister Davydd saß auf einem hochbeinigen Hocker vor dem Tisch und beugte sich über eine Schriftrolle.

»Verehrter Magister«, sagte Vanandel und deutete einen Knicks an. »Ich komme, um mich bei dir zu entschuldigen.«

Seine ungnädige Miene erwärmte sich nicht merklich. »So«, sagte er schlicht.

»Ich habe dich behandelt wie einen Untergebenen«, fuhr Vanandel fort. »Aber du bist mir immer ein väterlicher Freund gewesen, und ich weiß, dass du mir in jedem Fall geholfen hättest, wenn ich dich nur freundlich genug darum gebeten hätte.«

»Hrrrm«, machte der Magister. »Ja, nun.« Er legte die Schriftrolle beiseite und nahm den Kneifer ab. »Kind – Prinzessin – Vanandel«, er räusperte sich, »ich denke, ich … wahrscheinlich habe ich in meiner Sorge nicht bedacht, dass du meiner Hilfe bedarfst. Aber wir sind da in etwas hineingeraten, das ungut ist. Sehr ungut.«

Vanandel umrundete den Tisch und nahm seine Hand. Sie sah ihm ins Gesicht, und der alte Magus zwinkerte verlegen.

»Magister, ich weiß, dass ich dich in eine unangenehme Lage gebracht habe. Aber mein Vater wird von der ganzen Angelegenheit nichts erfahren, wenn wir keinen Fehler machen.« Sie nickte ihm verschwörerisch zu, und der Magister erwiderte es automatisch. »Ich habe mir gerade angesehen, was das Imago heute erlebt hat«, fuhr sie fort. »Aber einiges davon verstehe ich nicht. Gibt es eine Möglichkeit, dass das Ebenbild auch Gehörtes wiedergeben kann?«

Magister Davydd runzelte zweifelnd die Stirn. »Das …«, begann er und wurde durch das Aufschwingen der Tür unterbrochen. Er setzte zu einem ärgerlichen Ausruf an, den er aber hinunterschluckte, als er erkannte, wer sein Allerheiligstes betrat. »Oh, du bist es«, brummte er missmutig.

Vanandel starrte den Neuankömmling verblüfft an. Der Magister erklärte: »Mein neuer Lehrling. Ich hoffe, er stellt sich weniger dämlich an als der letzte«, und widmete sich wieder seiner Schriftrolle. »Mach Feuer«, knurrte er noch.

Der Lehrling nickte Vanandel freundlich zu und wandte sich dem Ofen zu. Vanandel starrte seinen Rücken an.

»Äh«, sagte sie. Die Stimme ihrer Gouvernante, die sich schon lange nicht mehr zu Wort gemeldet hatte, erwachte und sagte spitz: »Mach den Mund zu, Mädchen. Hast du keine Manieren?«

Der Lehrling schloss die Ofenklappe, klopfte die Hände an seiner Hose ab und sagte mit einer tiefen Verbeugung: »Trurre Silberzunge, immer zu Diensten.«

»Vanandel«, erwiderte sie. »Äh, du bist ein Zwerg.« Im gleichen Moment hätte sie die Worte am liebsten gepackt und zurück zwischen ihre Zähne gezerrt. Davydds Lehrling musste sie ja für vollkommen beschränkt halten.

Der Lehrling hustete. »Gut beobachtet«, sagte er höflich.

Jawohl, er *hielt* sie für vollkommen beschränkt. Vanandel bemerkte das Funkeln in seinen nussbraunen Augen und biss die Zähne aufeinander.

Der Zwerg offenbarte zwei blendend weiße Zahnreihen hinter seinem lockigen Bart. Vanandel schluckte und lächelte zurück. »Das war dumm von mir«, sagte sie.

»Einigermaßen«, erwiderte der Zwerg. Vanandel seufzte, und er schlug ihr tröstend auf die Schulter, was sie ein wenig in die Knie gehen ließ. »Nimm's nicht zu schwer«, empfahl er. »Wir sind daran gewöhnt, dass ihr Großen ein wenig langsam im Kopf seid.«

Magister Davydd, der bis dahin in seine Schriftrolle vertieft gewesen war, hob ruckartig den Kopf. »Wie redest du denn mit der Prinzessin?«

Trurre legte den Kopf schief und musterte Vanandel von der unordentlichen Frisur bis zu den derben Stiefeln, die unter einem ausgefransten Rocksaum hervorlugten.

»Soso«, sagte er. »Eure Hoheit«, er verbeugte sich noch tiefer als beim ersten Mal, »verzeihen Sie einem einfachen Zwerg, dass er nicht gleich erkannte, wen er vor sich hat.«

Vanandel lachte und reichte ihm die Hand. »Ich vergebe dir, wackerer Zauberer-in-der-Ausbildung«, sagte sie großmütig.

»Das ist nett«, erwiderte Trurre und drückte ihre Hand. »Wenn du mich mal brauchst, ruf einfach nach mir.«

Magister Davydd schlug auf den Tisch. »Jetzt ist es aber gut! Hinaus mit dir, du unbotmäßiger Lümmel!«

Trurre nickte ungerührt und wünschte allerseits eine gute Nacht.

Der Magister hob entschuldigend die Hände, als der Zwerg hinausgegangen war. »Er ist erst seit Kurzem in der Stadt. Ein ungeschliffener Stein, wie alle diese Stollengräber.« Er wischte sich über die Stirn.

»Warum hast du ihn dann als Lehrling aufgenommen?«, fragte Vanandel interessiert.

Der Magister blickte verkniffen drein. »Dein Vater …«, begann er.

Vanandel winkte ab. »Schon verstanden. Er ist ein Zwerg, und noch dazu einer, der Zauber wirken kann. Ein wahres Schmuckstück in seiner Sammlung.«

»Vom Wirken irgendwelcher Zauber kann da noch lange nicht die Rede sein«, gab der Magus leicht pikiert zurück. »Er hat eine gewisse Begabung, das ist wahr – aber ungeschliffen.«

»Magister«, unterbrach Vanandel hastig, »verzeih mir, aber ich würde deinen interessanten Ausführungen gerne später einmal lauschen. Vielleicht könntest du dich jetzt meiner Frage widmen?«

Davydd hüstelte. »Hilf mir auf die Sprünge, liebes Kind«, sagte er ein wenig verlegen. Er hörte ihr zu und kratzte sich am Kinn. »Das ist schwierig«, sagte er schließlich. »Das Imago hat nur ein begrenztes – wie soll ich es nennen? – *Fassungsvermögen* für die Reize, die es erreichen. Um das zu speichern, was es hört – zusätzlich zu dem, was es sieht – müsste ich dieses Fassungsvermögen vergrößern.« Er verstummte und kratzte sich nun die Nase, sein Blick wurde glasig. Vanandel, die sich inzwischen auf einen Schemel gesetzt hatte, hütete sich, sein Grübeln zu stören und gestattete sich, die Gedanken schweifen zu lassen. Die drohende Verlobung erforderte Maßnahmen, von denen sie gehofft hatte, noch eine Weile keinen Gebrauch machen zu müssen. Sie hatte gehofft, ihrem zukünftigen Ehegespons das Imago unterzuschieben und dann einfach in ihr zweites Leben zu

verschwinden. Aber ihr war bewusst, dass selbst ein Dummkopf wie der Sohn des Langländers das Ebenbild auf Dauer niemals für die echte Vanandel halten konnte. Allein deswegen, weil sie wohl schwerlich einmal ihr Kleid wechseln, etwas essen oder schlafen würde!

Vanandel biss die Zähne aufeinander. Für die Vermählung würde es reichen – sie musste eben zusehen, dass sie gründlich und unauffindbar in den schmutzigen Eingeweiden der Residenz untertauchte. Die Kröte würde ihr dabei sicher helfen.

»Nein, nein, so geht das alles nicht«, rief der Magister aus. Vanandel fuhr zusammen. Magister Davydd sprang auf und eilte zu einer Eichentruhe, um darin herumzuwühlen. Endlich tauchte er aus dem Bauch des hölzernen Ungetüms auf, der Zwicker hing schief auf seiner Nase, und er hielt einen Samtbeutel in der Hand, den er behutsam auf den Tisch legte.

»Das ist Elbenmagie«, sagte er. »Ich habe nie versucht … Nun, wir werden ja sehen, ob es funktioniert.« Er griff in den Beutel und holte einen dunkelgrünen Stein von der Größe einer Kinderfaust heraus, den er in Vanandels Hand legte.

»Festhalten und hineinsehen«, sagte er. Vanandel gehorchte. Sie erwartete, irgendetwas Magisches zu erblicken, aber in der stumpfen Oberfläche des Steines spiegelte sich nur matt das Licht der Lampe.

Der Magister legte seine Hände um ihre Hand mit dem Stein. Vanandels Finger kribbelten leicht und sie hätte sie gerne ausgeschüttelt, aber Davydd hielt sie fest umschlossen. Er murmelte: »Obtinagglut confutal perspektax.« Sie wollte fragen, was das zu bedeuten habe, aber ihre Lippen wollten sich nicht bewegen und ihre Augen weigerten sich, den Blick von dem Stein zu nehmen.

»Ich möchte, dass du hinhörst«, flüsterte der Magister. »Ganz genau hinhörst. Du willst nichts anderes als hören. Du kannst nichts anderes als hören. Deine Sinne sind blind und fühllos – nur dein Gehör ist so wach und scharf wie das einer Eule.«

Ihr Blick verschwamm, ein taubes Gefühl breitete sich von den Fingern über ihren ganzen Körper aus. Sogar der stechend-würzige Geruch des Kräuterbündels, das über ihrem Kopf, wurde matt und dumpfig und verschwand schließlich ganz.

Der Magister bewegte sich, und das Rascheln seiner Kleider war so laut wie ein Gewitter mit kräftigem Wolkenbruch. Sie hörte ein brausendes, kratziges Geräusch und erkannte, dass es sich um seinen Atem handeln musste. Fasziniert lauschte sie dem Branden und Rauschen des Blutes in ihren eigenen Adern, und die raschelnden Bewegungen und trippelnden Füße einer Maus unter dem Regal klangen wie ein Erdrutsch und Trommelwirbel. Ihre gesamte Welt war erfüllt von Geräuschen; es war ihr, als säße sie in einer riesigen Trompete, auf der ein Gigant ein munteres Lied spielte. Sie hätte sich liebend gerne die Ohren verstopft, aber sie konnte sich nicht rühren.

Lärm und Geräusche schwollen an, umklammerten sie, verstopften ihre Sinne, begannen sie zu ersticken …

Stille.

Dröhnende Stille. Ihre Sicht kehrte langsam zurück, sie blinzelte die Tränen fort. »Was war das?«, sagte sie und verstummte. »Ich höre nichts mehr«, stieß sie erschreckt hervor und legte die Hände auf die Ohren.

Magister Davydd fing den Stein auf und hielt ihn hoch. »Keine Angst«, formten seine Lippen.

Vanandel starrte den Stein an, der jetzt in einem kalten grünen Licht leuchtete. Sie streckte die Hand aus und berührte ihn mit den Fingerspitzen. Es knackte schmerzhaft in ihren Ohren.

Davydd verhüllte den Stein sorgfältig und bedeutete ihr, ruhig zu bleiben. Sie seufzte – ihre Erinnerung an die Erschaffung des Imagos war noch unangenehm deutlich – und ließ die sachte Berührung seiner tastenden Finger über sich ergehen. Wieder knackte es laut in ihren Ohren, die sich anfühlten, als seien sie mit Wasser gefüllt.

Sie sah, dass der Magister mit der Zunge schnalzte. Dann bedeutete er ihr, sich zu gedulden, und begann mit allerlei Gerätschaften, Dosen, Tiegeln, einem Mörser und den verschiedensten getrockneten Kräutern und – wie sie befürchtete – Tieren zu hantieren. Sie sah eine Weile zu, wie er Dinge aus kleinen Papierumschlägen in den Mörser schüttete und zu Staub zermahlte, gelegentlich diese und jene Flüssigkeit aus einer Phiole oder kleinen Flasche hinzugab, dann den übelriechenden Brei über einer Flamme erhitzte, wieder eine Zutat beimengte, den Finger hineinstippte und stirnrunzelnd daran roch, alles kopfschüttelnd wegschüttete und von vorne begann.

Vanandel lehnte den Kopf an die Wand und schloss die Augen.

Erst als eine Hand sie an der Schulter rüttelte und sie hochschrak, wurde ihr bewusst, dass sie eingenickt sein musste. Sie unterdrückte ein Gähnen und blinzelte Davydd an, der ihr ein Tiegelchen mit einer schlammbraunen, zähen Flüssigkeit hinhielt.

Schaudernd blickte sie in den Tiegel. Der scharfe Geruch, der von der fragwürdigen Flüssigkeit aufstieg, kitzelte in ihrer Nase. »Muss ich das wirklich trinken?«, fragte sie kläglich.

Der Magister nickte energisch und deutete auf sein Ohr. Vanandel rümpfte die Nase und hob dann entschlossen das Gefäß an die Lippen. Mit einem Schaudern schüttete sie die Flüssigkeit hinunter und bemühte sich, den Kontakt mit ihrer Zunge möglichst kurz zu halten.

Einen Moment lang musste sie würgen, dann war das eklige Zeug unten und blieb zu ihrer Erleichterung auch dort.

Der Magister, der sie aufmerksam beobachtet hatte, schnippte jetzt mit den Fingern und sah sie fragend an. Vanandel schüttelte den Kopf, sie hatte das Schnippen nur gesehen, nicht gehört.

Davydd runzelte die Stirn und betastete wieder ihren Kopf. Dann drehte er sich zum Tisch und griff nach einer Phiole, die mit einem weißen Stoff gefüllt war, der wie Zucker aussah. Er gab ihr die Phiole und wedelte ungeduldig mit der Hand.

Vanandel betrachtete das weiße Zeug misstrauisch. Zumindest roch es nach nichts. Sie schüttete es in ihren Mund und kämpfte eine Weile damit, die staubtrockene, geschmacklose Substanz hinunterzuschlucken. Endlich war das letzte Krümelchen unten. Sie hustete und wischte sich über die Lippen.

»Und jetzt?«, fragte der Magister.

»Ach, endlich«, sagte Vanandel erleichtert. »Ich dachte schon, ich müsste künftig ohne mein Gehör auskommen.«

»Sehr gut.« Der Magister verbarg seine Erleichterung unter einer brummigen Miene. »Dann lass mich jetzt allein. Ich muss sehen, was ich hiermit ausrichten kann.« Er deutete auf den Elbenstein.

Vanandel verkniff sich die Frage, was er damit nun zu tun gedachte. So freundlich der Magister sie auch behandeln mochte – jeglicher Frage nach den Details seiner Arbeit pflegte er äußerst unwirsch

zu begegnen.

Sie wünschte ihm eine gute Nacht und schloss leise die Tür.

Als sie in den Hof trat, stolperte sie über ein Paar Beine. »Hoppla«, jemand griff nach ihrem Ellbogen und bewahrte sie vor einem Sturz. »Entschuldige, das war dumm von mir.«

Vanandel blickte in ein Paar goldbraune Augen und schluckte das Schimpfwort hinunter, das sie dem Trottel, der seine Beine dermaßen schwachsinnig im Durchgang platzierte, ins Gesicht hatte schleudern wollen. »Nichts passiert«, sagte sie stattdessen.

Der zwergische Magierlehrling klopfte einladend auf die Türschwelle. »Ich habe auf dich gewartet«, sagte er.

Vanandel hob die Augenbraue und setzte sich neben ihn. Trurre steckte seine Pfeife wieder zwischen die Zähne und stieß ein blaugraues Wölkchen aus. »Dein Vater ist also der Markgraf?«

Vanandel nickte und zog nach einem Moment des Zögerns den Tabakbeutel aus der verborgenen Tasche in ihrem Unterrock. Der Zwerg sah interessiert zu, wie sie ein Stäbchen drehte und zwischen ihre Lippen steckte. Sie lächelte und fingerte auf der Suche nach dem kleinen Glühstein in dem Beutel herum.

»Darf ich?«, fragte der Zwerg – und ihr Tabakstäbchen begann zu glühen.

»Danke.« Sie stieß ebenfalls ein Rauchwölkchen in den Nachthimmel.

»Was treibt einen Zwerg zur Zauberei?«, fragte Vanandel nach einer Weile.

»Warum läuft eine Prinzessin herum wie ein Küchenmädchen und qualmt wie ein Stallbursche?«, fragte Trurre zurück.

Sie sah ihn an. »Habe ich dich beleidigt? Das wollte ich nicht.«

Er machte eine entschuldigende Handbewegung. »Das war unfreundlich von mir, verzeih. Aber du hast eine empfindliche Stelle getroffen. Orrin schätzt es nicht, wenn eins seiner Kinder Magie ausübt.«

Vanandel erinnerte sich daran, dass der Barde diesen Namen erwähnt hatte. »Verbietet euer Glaube Zauberei?«

Er rutschte unbehaglich hin und her. »Nein, nicht direkt. Aber es ist ungewöhnlich für ein Mitglied meines Volkes. Und was meine Familie angeht …« Er biss so grimmig auf das Mundstück seiner Pfeife, dass Vanandel seine Zähne knirschen hörte.

»Deine Familie ist mit deinem Weg nicht einverstanden?«

Er spuckte etwas aus, von dem Vanandel nicht sagen konnte, ob es ein Stück Pfeife oder ein Stück Zahn war. »*Nicht einverstanden* dürfte es ungefähr treffen«, sagte er.

Vanandel erkannte den galligen Humor in seiner Replik und seufzte. »Frag mich mal nach der Meinung meines Vaters zu seiner Jüngsten«, schlug sie vor.

Trurre nickte und hob resigniert die Schultern.

»Wie bist du an Magister Davydd geraten?«, bohrte Vanandel weiter.

Trurre streckte die Beine aus und starrte seine abgeschabten Stiefelspitzen an. »Welcher angesehene Magus lässt sich schon dazu herab, einen Zwerg auszubilden? Ich bin lange durch das Land gereist, bis ich endlich eurem Hofzauberer über den Weg lief.« Er spuckte aus. »Und jetzt darf ich meiner Liste an Schändlichkeiten noch hinzufügen, dass ich zur Kuriositätensammlung eines

Menschen gehöre. Wenn mein Vater mich nicht sowieso schon enterbt und verstoßen hätte …« Er verstummte und bohrte in einem Riss im Leder herum.

Vanandel musterte ihn mitleidig. Es war schwer, das Alter eines Zwerges zu schätzen, aber Trurre Silberzunge war ganz offensichtlich noch ein Jungzwerg, mit glattem Gesicht und einem Bart, der kurz und lockig war. Und sein Gemüt war ähnlich aufgewühlt wie das ihre, wenn es um seine Familie ging.

»Ich könnte manchmal auch einfach weglaufen«, sagte sie impulsiv.

Er hob die Brauen. »Warum?«, fragte er.

Vanandel verschränkte die Arme vor der Brust. »Ich weiß, dass das albern und kindisch klingt. Und ich bilde mir nicht ein, dass ich glücklich und zufrieden wäre, wenn ich die Tochter eines Seidenhändlers oder einer Putzmacherin wäre. Oder eines Tagelöhners oder Häuslers«, fügte sie nachdenklich hinzu. Sie dachte an die armseligen Hütten, die das westliche Brinufer säumten.

Der Zwerg sog an seiner Pfeife. »Was ist so schlimm an deinem Leben?«

Vanandel lächelte unwillkürlich. Schlimm? Nichts war *schlimm*, natürlich nicht. Sie lebte ein watteweiches, üppiges, bequemes Leben ohne Ecken, Kanten und Stolpersteine.

Trurre lachte auf. »Du machst ein Gesicht, als hättest du einen Frosch in der Suppe gefunden.«

Vanandel grinste und rollte ein neues Tabakstäbchen. »Der Frosch ist mein Vater«, gab sie zu. »Ich bin die jüngste Tochter, meine Geschwister sind alle ein ganzes Stück älter als ich. Und gut verheiratet – meine Schwestern, meine ich.« Sie verzog das Gesicht. »Die dummen Hühner sind damit zufrieden.« Sie schüttelte den Kopf.

»Und jetzt ist es an der Zeit, dass du gut verheiratet wirst«, folgerte Trurre.

Sie seufzte. »Es gibt einen Zeitpunkt, ab dem eine Prinzessin anfängt, leicht modrig zu riechen und an den Rändern zu vergilben und dann taugt sie nur noch für den Hökerkarren – das Gefühl bekomme ich jedenfalls, wenn ich mir das Getue um meine Hochzeit ansehe.«

Der Zwerg lachte und klopfte ihr fest aufs Knie. »Und? Dein Zukünftiger? Was ist er für ein Mann?«

Vanandel spuckte ein Tabakkrümelchen aus. »Der Sohn eines Sammlers!«, sie spuckte erneut aus, aber diesmal vor lauter Grimm.

Trurre nickte, als hätte er verstanden. »Und du?«

»Ich verfolge meine eigenen Pläne.«

»Und die beinhalten weder den Sohn eines Sammlers noch ein Leben als angegilbte ältere Prinzessin«, mutmaßte Trurre.

»Jedenfalls nicht, wenn ich ein Wörtchen mitzureden hätte.«

»Was du nicht hast.«

Sie hob die Schultern. »Das werden wir ja sehen.«

Trurre nickte und drückte mit dem Daumen den Tabak in seiner Pfeife fest. Sein Schweigen ermunterte Vanandel, und sie begann, ihm ihr Herz auszuschütten. Das hatte sie nicht mehr getan, seit der Barde sie so schnöde verraten hatte, und sie merkte, wie gut es ihr tat. Der Zwerg nickte nur oder brummte hin und wieder zustimmend, sog an seiner Pfeife und schickte blaugraue Wölkchen in den Nachthimmel. Sie erzählte ihm, wie sie aufgewachsen war, großgezogen von Kindermädchen und

einer Gouvernante, die unter den Dienstboten des Schlosses für Angst und Schrecken sorgte und vor der sogar der Markgraf den Kopf einzog. Dass es niemanden jemals interessiert habe, was sie selbst wolle, dass es aber auch keine Rolle gespielt hätte, wenn jemand sich dafür interessiert hätte – ihr Lebensweg war schon seit ihrer Geburt genauestens kartographiert, so wie er seit Generationen für jede ihrer Ahninnen festgestanden hatte.

»Sie haben mir einen Hauslehrer zugebilligt«, sagte sie. »Ich soll meinem Ehemann ja später keine Schande machen.« Sie schnaufte empört.

»Wenn du die Älteste wärst«, fragte Trurre, »was wäre dann?«

»Was sollte dann sein? Ich wäre längst verheiratet und hätte drei Kinder. Wie Edigna, meine älteste Schwester.«

Trurre nickte schweigend. Nach einer Weile sagte er: »Ist bei uns nicht anders.« Vanandel sah ihn fragend an. »Die Tochter unseres Königs«, erklärte Trurre. »Gäbe eine erstklassige Thronfolgerin ab, viel fähiger als ihr Bruder.« Er zuckte mit den Achseln und seufzte schwer.

Vanandel nickte und seufzte ebenfalls. Beide sahen sich an und begannen zu lachen.

»Wir sind zwei schöne Trauerweiden«, sagte sie, plötzlich von einer seltsam unpassenden Fröhlichkeit erfüllt.

Der Zwerg grinste und klopfte seine Pfeife aus. Er stand auf und streckte sich, dass die Knochen knackten. »Ich sollte jetzt ins Bett gehen. Wenn ich morgen früh nicht wach und munter bin, verwandelt Magister Davydd mich in einen Menschen.«

»Oh, wie schrecklich!«, sagte Vanandel, und als der Zwerg die Tür öffnete: »Fühlst du dich wohl hier, so weit weg von deiner Heimat?«

Er zögerte. »Ich gewöhne mich daran«, sagte er sanft, nickte ihr zu und ging hinein.

Es gefiel ihr nicht sonderlich, und sie fühlte sich eingesperrt wie ein Fink im Käfig, aber sie musste eine Zeit lang darauf verzichten, ihrem geheimen Leben in der Stadt nachzugehen. Die bedrohlich näher rückende Verlobung mit dem mittleren Sohn des Langländers – Erno heißt er, rief sie sich in Erinnerung – verlangte ihre Anwesenheit im Schloss. Wenn sie wissen wollte, was auf sie zukam, dann musste sie wenigstens einen Teil der Vorbereitungen selbst mitbekommen, denn das, was sie durch ihr Imago sehen konnte, war ungenau und ließ zu viele Fragen offen.

Also biss sie in den sauren Apfel und ließ eine Reihe von festlichen Essen, Sitzungen mit Schneidern und Putzmacherinnen und einige kleinere Bälle über sich ergehen wie die unvermeidlichen Frühjahrsstürme – mit eingezogenem Kopf und ständig auf der Hut vor einem kalten Regenschauer.

Um den Waffenhof machte sie einen großen Bogen, seit ihr Bruder sie dort ertappt hatte. Ein paar Tage nach diesem Zwischenfall war sie zu Groszbarrt gegangen, voller Sorge, dass Wigand den Rudelführer bei ihrem Vater angeschwärzt und dieser ihn bestraft haben könnte.

Groszbarrt saß mit gerunzelter Stirn über einer Abrechnung und kaute methodisch einen Stift in kleine Späne. Als er sie sah, malte sich Erleichterung auf seinem Gesicht, und er rückte einen Stuhl zurecht. »Gut, dass du kommst«, sagte er. »Sieh mal, ich muss irgendwo hier in der Spalte einen Fehler gemacht haben, aber ich finde ihn nicht.«

Das sah nicht so aus, als sei der Rudelführer einer markgräflichen Strafaktion unterzogen worden. Erleichtert rutschte Vanandel an die Seite des Orks und begann zu rechnen.

Der Rudelführer kam weder jetzt noch später jemals auf den Zwischenfall zu sprechen, aber Vanandel riskierte es danach nicht mehr, ihre Übungen mit Groszbarrt wieder aufzunehmen.

Stattdessen saß sie stumm dabei, während ihr Vater und sein zukünftiger Schwiegersohn sich über Uhren, Jagdhunde oder die Schwierigkeit, frische Dracheneier aufzubewahren, unterhielten. Es interessierte sie nicht besonders, dass Dracheneier am besten in einem Becken mit fließendem Wasser gelagert wurden, damit sie nicht gelegentlich in Flammen aufgingen. Sie wusste, dass eine Sammlung versteinerter Dracheneier in einer der markgräflichen Vitrinen ruhte und dass ihr Vater sehr stolz darauf war, die wahrscheinlich größte Sammlung in den Mittländern zu besitzen.

Sie seufzte und stützte das Kinn in die Hand. Erno war ein begnadeter Langweiler – außer, man interessierte sich für Dracheneier, Jagd und gutes Essen.

»Was machst du für ein Gesicht, mein Kind?«, fragte ihr Vater und wandte sich gleich wieder Erno zu, ohne ihre Antwort abzuwarten. Vanandel schnitt den beiden Männern eine Grimasse und wünschte sich nicht zum ersten Mal an diesem Abend, ihr Imago säße an ihrer statt hier. Aber der Magus bemühte sich immer noch, das Zauberwerk nach ihren Vorstellungen zu vervollkommnen, sodass das Imago zeitweilig überhaupt nicht mehr zu gebrauchen war. Heute früh hatte es ein bitterböses Gesicht gezogen und sich geweigert, sich hinzusetzen. Vanandel war sich nicht sicher, ob dieses Verhalten einem der beiden Männer überhaupt aufgefallen wäre, aber ihre Anstandsdame hätte womöglich

Anstoß daran genommen.

Mit einem unhörbaren Seufzer rutschte sie ein wenig bequemer im Sessel zurecht und begann, weiter an ihren Plänen für die Zukunft zu arbeiten. Ihre Verlobung war für den Tag angesetzt, an dem der Langländer auf dem Rückweg von einer Reise in die Östlichen Marschen hier in Raakus Station machte, was voraussichtlich noch in diesem Monat geschehen würde. Danach blieben ihr bestimmt noch eine oder zwei Jahreszeiten, bevor die Hochzeit stattfand. Ihr Vater würde es sich nicht nehmen lassen, den Langländer zu beeindrucken, und das bedeutete einen Haufen Vorbereitungen. Sie verkniff sich ein Lächeln – der dicke Haushofmeister beklagte sich ja jetzt schon über die Vorbereitungen zur Verlobungsfeier, und die Hochzeit würde sicher noch mehr Staub im sonst eher geruhsamen Betrieb des Schlosses aufwirbeln.

Also noch zwei Jahreszeiten, wenn alles seinen Gang ging. In dieser Zeit musste sie es schaffen, sich so in ihrem zweiten Leben einzurichten, dass sie unauffindbar aus dem Schloss verschwinden konnte.

Sie beknabberte gedankenverloren ihren Daumennagel. Magister Davydd würde sie zu beschwatzen wissen – schlimmstenfalls konnte sie ihm damit drohen, ihrem Vater von seinem Anteil an der Täuschung zu berichten. Aber Groszbarrt konnte ihrem Vorhaben gefährlich werden. Er würde die Stadt nach ihr durchkämmen und sicherlich nicht eher Ruhe geben, bis er ihre Spur aufgenommen hatte. Für den Rudelführer musste sie sich noch etwas einfallen lassen. Und sie brauchte eine plausible Geschichte für Vibol, damit er ihr half, in Schönweiler oder Lerneburg Fuß zu fassen.

Die Unterhaltung im Salon war verstummt und alle sahen sie an: ihr Vater, Erno und wahrscheinlich auch die Anstandsdame, denn ihr Nacken kribbelte. Anscheinend hatte jemand eine Frage an sie gerichtet. Vanandel setzte ein verwirrtes, und wie sie hoffte, ein wenig törichtes Lächeln auf und fragte süß: »Wie bitte? Ich fürchte, ich habe gerade nicht zugehört.«

Erno beugte sich zu ihr hinüber, tätschelte ihre Hand und flötete: »Ist sie nicht entzückend?«

Vanandel schenkte ihm ein schmelzendes Lächeln und dachte an Mord.

»Ich habe deinen Verlobten zur nächsten Jagd eingeladen«, erklärte der Markgraf in leicht vorwurfsvollem Ton. »Er hat dich gefragt, ob du dich freust, wenn er an deiner Seite reitet.«

»Oh.« Den Jagdausflug hatte Vanandel vollkommen vergessen – konnte ihr Imago eigentlich reiten? Um Zeit zu gewinnen, lächelte sie Erno noch einmal an, was dieser mit einem gehauchten Handkuss quittierte. Dann hob sie in gespielter Enttäuschung die Schultern und sagte: »Ich weiß nicht, ob ich mich für den Ausflug frei machen kann. Hier ist noch so viel zu erledigen. Meine Garderobe ist in einem erbärmlich lückenhaften Zustand, von meinem Putz und der Wäsche ganz zu schweigen. Und Frau Rotraud braucht Hilfe bei der Planung des Menüs und …«

Ihr Vater hob die Hand. »Verschone uns mit diesen Haushaltsangelegenheiten«, sagte er. »Wozu haben wir Frau Rotraud und unseren Haushofmeister, den Vestiar, den Kellerer …« Er schnappte nach Luft und winkte ab. »Mein lieber Sohn«, sagte er jovial, »wir sollten das Frauenvolk lieber seinen Stickrahmen und Küchenangelegenheiten überlassen und den Jagdausflug ganz unter uns Männern genießen.«

Erno nickte eifrig – er nickte immer eifrig, wenn der Markgraf etwas sagte – und kurze Zeit später lief das Gespräch wieder wie ein murmelnder Bach an dem Stein vorbei, auf dem Vanandel saß.

Vanandel ließ sich nun häufiger bei Groszbarrt in der Wachstube blicken, und sie hatte den Eindruck, dass der Ork sich darüber freute. Gelegentlich wurde er sogar regelrecht gesprächig und erzählte von dem Ort in den Hochlandebenen, an dem sein Rudel lebte. Orks waren Jäger und geschickte Handwerker, die Rudel zogen unstet durch die Östlichen Marschen und die endlosen Wälder des Nordens, sie durchwanderten das Totengebirge – wobei sie meist einen großen Bogen um die Siedlungen und Burgen der Zwerge machten – und schlugen ihre Zelte sogar in der tödlichen Ödnis der Schwarzen Wüste auf. Nur wenige wurden jemals sesshaft, und Vanandel verstand, dass solche Orks als verdächtig, wenn nicht gar verräterisch galten, als ehrlose Gesellen, die ihren Rang im Rudel und damit ihr Gesicht für immer verloren hatten.

Was mochte Groszbarrt bewogen haben, sein Rudel zu verlassen? Vanandel stand im Hof und wartete darauf, dass der grobknochige Wächter, der sich gerade einen Anpfiff wegen seiner unordentlichen Uniform abholte, mit eingezogenem Kopf und hängenden Ohren an ihr vorbeischlich und sie die Wachstube betreten konnte. Sie studierte Groszbarrts ruhiges, schmales Hundegesicht, während er den Ork maßregelte. Dass man ihn hier *Rudelführer* nannte, musste ihm wie der blanke Hohn erscheinen, dachte sie. Er war einer der Ehrlosen ohne Rang und Namen, Anführer einer Horde von ebenfalls Ausgestoßenen.

Sie fragte sich, wie er sich fühlen mochte. Sein Gesicht erschien oft melancholisch oder traurig, aber das musste nichts bedeuten. Weil sie sich oft in der Wachstube aufhielt, hatte sie Muße gehabt, die Orks der Wache bei ihrer täglichen Routine zu studieren, und die Wächter hatten sich so an ihre Anwesenheit gewöhnt, dass sie sich verhielten, als seien sie unter ihresgleichen. Anfangs war es ihr schwergefallen, ihre Mimik zu lesen, aber je vertrauter sie mit den Gesichtern und der rauen Sprache wurde, desto mehr konnte sie aus der Haltung der Ohren, dem Zucken einer Nüster, einem Schnauben oder dem Hochziehen der Lefzen herauslesen.

Der kuhgesichtige Ork namens Hornochs verließ mit einem schüchternen Gruß die Wachstube, und Groszbarrt winkte ihr erfreut zu.

»Vanandel, das passt ja ausgezeichnet! Ich habe hier einen Brief, bei dem du mir helfen könntest.«

Sie setzte sich an seine Seite und nahm den Briefbogen entgegen. Sie überflog ihn und runzelte die Stirn. »Das sind Zwergenrunen.«

»Du kannst sie entziffern«, sagte der Ork hoffnungsvoll.

Sie zwirbelte eine Locke und kniff die Augen zusammen. »Nein«, gab sie zu. »Ich kann hier und da ein Wort lesen, aber Zwergenrunen haben nicht zu meinem Lehrplan gehört.« Sie sah auf und grinste. »Ich werde Garness deswegen wohl rügen müssen.«

Der Ork faltete den Brief wieder zusammen und steckte ihn achselzuckend weg.

»Warte«, sagte Vanandel aufgeregt, »ich weiß, wer ihn dir übersetzen kann!« Sie hielt die Hand auf. »Wieso bekommst du überhaupt Briefe von Zwergen?«

Groszbarrt zog mit einem leisen Knurren die Lefzen hoch, ein deutliches Zeichen für Verlegenheit. Er zögerte, bevor er den Brief wieder aus der Uniform zog und ihr gab. »Du wirst ihn jemandem geben, dem du vertraust«, sagte er.

Vanandel nickte ungeduldig. »Aber ja, Groszbarrt. Ich dachte an Magister Davydds Lehrling. Und ich werde ihm nicht sagen, dass ich ihn von dir habe.«

Der Ork wirkte erleichtert. »Der Zwerg, ich habe ihn vergessen. Ja, das ist gut. Er ist einer von uns.« Er erklärte nicht, was er damit meinte, aber Vanandel glaubte, zu verstehen. Einer ohne Heimat, einer, der von seinem Volk getrennt lebte. Für einen Zwerg war das nicht ganz so undenkbar, wie es einem Ork erschien – aber wahrscheinlich hatte Groszbarrt recht mit seiner Einschätzung.

Vanandel steckte den Brief ein und schabte mit den Fingern über ihren Arm. »Ich bin wieder ganz zerstochen«, klagte sie. »Die Näherinnen scheinen mich mit einer Kleiderpuppe zu verwechseln.«

»Dein Hochzeitsstaat«, mutmaßte Groszbarrt.

Vanandel nickte missmutig. »Der ganze aufgedonnerte und steife Ornat, ja. Und ich dachte schon, die Kleider zur Verlobungsfeier und für den Ball wären schrecklich, aber das Hochzeitskleid …« Sie schauderte.

Der Rudelführer blickte erstaunlich betrübt vor sich hin. »Du wirst bald von hier weggehen.«

Vanandel zuckte zusammen. Hatte Groszbarrt etwa von ihren Plänen Wind bekommen?

»Dein Verlobter«, fuhr er fort, und Vanandel atmete auf. »Er ist ein netter Mann. Du magst ihn.« Der Zweifel in seiner Stimme war nicht zu überhören.

»Nein«, sagte sie heftig. »Nein, ich mag ihn nicht besonders. Er mag nett sein, das kann ich nicht beurteilen, aber er ist auf jeden Fall unglaublich beschränkt – aber selbst wenn er der klügste Mann auf der Welt wäre …«

»Er ist nicht deine Wahl«, ergänzte der Rudelführer.

Vanandel blickte in seine verständnisvollen Augen und schluckte. »Nein, das ist er nicht«, sagte sie leise.

»Du hast einen anderen gewählt«, sagte Groszbarrt.

Das stach wie mit Messern in ihr Herz. Sie ballte ihre Fäuste, vertrieb jeden Gedanken an den treulosen Barden und schüttelte energisch den Kopf. »Nein, Groszbarrt. Nein, da ist niemand, dem mein Herz gehört.«

»Niemand, dem dein Herz gehört«, sagte er leise, und Vanandel wusste nicht, ob dies eine Frage war oder ob er nur ihre Worte wiederholte. Sie sah ihn fragend an, und er erwiderte ihren Blick mit ungewöhnlicher Intensität.

»Du wirst also mit dem Langländer fortgehen und dort hinter dem Berg leben«, sagte er nach einer Weile. »Wir werden uns nicht mehr oft sehen.«

Vanandel seufzte. Einen Moment lang hätte sie ihm am liebsten alles gebeichtet, von der verrückten Hoffnung beseelt, er würde sie verstehen und ihr helfen, dieser Hochzeit zu entkommen. Aber dann biss sie sich auf die Lippe und legte dem Impuls feste Zügel an. Groszbarrt war der Kommandant der markgräflichen Wache, und seine Loyalität galt vor allem dem Haus und seinem Dienstherrn. Sie würde ihn damit wahrscheinlich in einen unlösbaren Konflikt stürzen. Aber es sprach nichts dagegen, ihn in einem gewissen Rahmen für ihre Zwecke zu benutzen – auch wenn sie bei dem Gedanken einen leisen Stich ihres Gewissens verspürte. Zum ersten Mal seit langer Zeit rührte sich die Phantomstimme ihrer Gouvernante wieder und flüsterte ersterbend: *»Aber das tut man doch nicht …«*

Sie schob die Bedenken energisch beiseite und zog ein betrübtes Gesicht. »Nein, wir werden uns dann wohl nur noch sehen, wenn ich zu Besuch hierherkomme. Du siehst ja, wie oft meine Schwestern

sich hierherbemühen.«

Groszbarrt blickte nicht weniger betrübt drein. »Ich werde das sehr bedauern«, sagte er.

Sie beugte sich vor und berührte seine Hand mit den Fingerspitzen, erstaunt über die Wärme seiner Haut. Er zuckte überrascht mit den Lidern. »Groszbarrt«, sagte sie, »du bist wahrscheinlich mein bester Freund hier am Hof.« Er zwinkerte wieder, erstaunt, erfreut, und nickte abwartend.

»Und ich weiß, dass du einer der treuesten Diener meines Vaters bist«, fuhr sie fort. *Vorsichtig*, mahnte sie sich. »Ich denke, du ahnst es selbst – mir wäre es am liebsten, wenn diese Heirat nicht stattfände.« Sie wartete.

Der Ork leckte sich nervös über die Lippen. »Du willst auf etwas hinaus«, sagte er.

Der nächste Schritt war entscheidend. Wenn sie den Rudelführer falsch eingeschätzt hatte, dann bedeutete das das sichere Aus für all ihre Pläne. Sie sah ihn starr an und sagte: »Ich frage mich, was du für mich tun würdest, Groszbarrt. Wie wichtig bin ich für dich?«

Groszbarrt erwiderte ihren Blick. »Mein Leben gehört Ihnen, Prinzessin«, sagte er kaum vernehmbar.

»Das ist weit mehr, als ich mir erhofft hatte«, sagte sie heiser. »Groszbarrt, ich wusste nicht, dass deine Loyalität zu meinem Vater so weit geht …«

»Nein, nicht zu deinem Vater, Vanandel«, unterbrach sie der Ork. Er legte eine Hand auf sein Herz. »Du sagst, du hast niemanden, dem dein Herz gehört«, sagte er. »Ich dagegen …«, er verstummte und wandte sich mit einer hoffnungslosen Geste ab.

Vanandel schloss die Augen. »Es tut mir leid, Groszbarrt«, flüsterte sie. »Es tut mir sehr leid.« Sie stand auf. »Ich sollte besser gehen.«

Seine Hand schoss vor und schloss sich um ihr Handgelenk. »Ich muss mich entschuldigen«, sagte er. »Es war ungehörig von mir. Bitte vergessen Sie meine Worte, Prinzessin. Und was immer Sie von mir verlangen – ich bin Ihr Diener.«

»Nein«, sagte Vanandel, »nein, ich werde deine Worte nicht vergessen. Und ich danke dir.«

Sie standen da und sahen sich verlegen an. »Also gut«, brach Vanandel endlich das Schweigen. »Groszbarrt, ich möchte mich dir so gerne anvertrauen, aber ich fürchte, dass ich dich damit in eine üble Zwickmühle bringe. Sei mir nicht böse, ich muss erst über all das nachdenken.« Sie trat einen Schritt zurück und legte in einer Nachahmung seiner vorherigen Geste die Hände aufs Herz. »Ich bewahre das«, sagte sie ernst. »Es ist mir viel wert. Du darfst niemals denken, dass ich dieses Geschenk verachte, Groszbarrt.«

Er nickte steif und wandte sich ab, und sie floh aus der Wachstube.

Erst als sie wie von Geistern gejagt den kleinen Hof passierte, fiel ihr der Brief ein, den Groszbarrt ihr gegeben hatte. Sie machte kehrt und lief zum Westflügel hinüber. »Magister Davydd«, rief sie ins Souterrain hinunter, »ich brauche deinen Lehrling.«

Es kam keine Antwort, aber dafür hörte sie jemanden die Treppe hinauflaufen. Es war Trurre, der sich die farbig gefleckten Hände an einem Lappen abwischte. »Wir räumen auf«, sagte er zur Erklärung. Er grinste sie fröhlich an. »Danke, dass du mich erlöst hast. Der Ruf der Prinzessin steht glücklicherweise über jeder Pflicht.« Erleichtert folgte er ihr in den Hof.

Vanandel setzte sich auf die Bank unter den Fliederbusch, die vom Haus aus nicht einzusehen war,

und bat Trurre mit einer Handbewegung, sich neben sie zu setzen. Dann zog sie den Brief aus der Tasche. »Kannst du das übersetzen?«

Er entfaltete das Blatt und las mit gerunzelter Stirn. »Hm«, machte er. »Woher hast du das?«

»Kannst du es übersetzen?«, fragte Vanandel ungeduldig.

Trurre ließ das Blatt sinken. »Na, wir sind aber gut gelaunt«, sagte er.

Vanandel schnaufte. »Entschuldigung. Ich hatte einen schweren Tag.«

Trurre nickte und blickte wieder auf den Brief. »Er stammt von einer Zwergin namens Ferun«, begann er und runzelte wieder die Stirn. Irgendetwas schien ihn an dieser Tatsache zu ärgern. »Sie grüßt einen unbenannten Freund und schreibt, dass die Sippe von Eskil Granitherz in diesem Sommer wieder auf Ork-Jagd gehen wird.« Er hob den Kopf und erläuterte: »Das ist eine Zwergensippe aus dem Östlichen Feuergebirge, eine wilde Bande, fast mehr Strauchdiebe und Wegelagerer als anständige Erzhauer und Minenbauer.« Er knurrte. »Ork-Jagd. Das wird ein übles Gemetzel. Nicht, dass die Krummbeine es nicht gelegentlich verdient hätten.«

Vanandel seufzte. Anscheinend erhielt Groszbarrt immer noch Nachrichten aus seiner Heimat – aber wieso schrieb ihm eine Zwergin, und noch dazu in Zwergenrunen, die der Ork nicht lesen konnte?

»Möchtest du mir nicht verraten, woher du diesen Brief hast?«, fragte Trurre.

»Wenn du so nett wärst und ihn dem Empfänger übersetzt.«

Trurre nickte ungeduldig.

»Warum interessiert dich dieser Brief eigentlich?«, konnte Vanandel sich nicht bremsen zu fragen.

Der Zwerg blickte finster. »Ich kenne die Schreiberin.« Sein Mund klappte zu, ganz offensichtlich wollte er sich dazu nicht weiter äußern.

Vanandel fragte nicht weiter, aber ihre Neugier war entfacht. Sie bat Trurre, mit dem Brief zu Groszbarrt zu gehen und schärfte ihm ein, zu niemandem ein Wort darüber zu verlieren.

Trurre zeigte kein Erstaunen, er nickte nur und stand auf. »Entschuldigst du mich bei Magister Davydd?«, bat er noch, dann stapfte er davon. Vanandel sah zu, wie die stämmige Gestalt durch den Torbogen marschierte, dann stieg sie hinunter in des Magiers Reich. Vielleicht hatte Davydd ja inzwischen das Imago wieder gebändigt, das würde ihr erlauben, wenigstens den morgigen Tee mit ihrem Verlobten zu schwänzen.

Der Magister empfing sie allerdings recht ungnädig und reagierte gereizt auf ihre Frage nach dem Imago, deshalb zog sie sich eilig wieder zurück. Für heute hatte sie genug Stoff zum Nachdenken und keine Lust auf noch eine Auseinandersetzung.

Sie stand ein wenig unschlüssig im Hof herum. Wenn sie sich in ihre Gemächer begab, war die Gefahr groß, dass ihre Zofe, die Putzmacherin, eine der Schneiderinnen oder Frau Rotraud sich die Gelegenheit zunutze machte, sie noch ein wenig zu quälen. Vanandel schüttelte sich. Keine Anproben, keine Nadeln, keine weitere Menüfolge oder Gästeliste mehr!

Kurz entschlossen raffte sie ihre seidenen Röcke und stapfte quer über den Matsch des Pferdehofs hinüber zu den Stallungen. Sie nickte dem Stallburschen zu, der ihr auf eine Mistgabel gestützt verdutzt nachsah, und betrat den kleinsten Stall an der äußeren Mauer. Dort wurden erkrankte Pferde von den anderen getrennt versorgt, und sie wusste vom Stallmeister, dass er momentan leer stand. Sie

betrat die Box, die am weitesten vom Eingang entfernt war. Hier würde sie ihre Ruhe haben. Zufrieden schob sie das herumliegende Stroh zu einem Haufen zusammen und legte sich hinein.

Sie steckte einen Halm zwischen die Zähne und biss darauf herum. Groszbarrt. Was sollte sie nur tun? Es stand außer Zweifel, dass er sie nicht verraten würde, weder an ihren Vater noch an sonst jemanden. Aber welchen Preis würde sie dafür bezahlen müssen? Und hatte sie überhaupt das Recht, etwas von ihm zu verlangen, wofür sie nicht zu zahlen bereit war? Erbittert trat sie gegen die hölzerne Trennwand. Warum musste immer alles so schrecklich kompliziert sein? Warum konnte sie nicht einfach so leben, wie es ihr passte, ohne dass jedermann ihr hineinredete? Und jetzt auch noch das – ein verliebter Ork. Wenn sie nicht das Objekt seiner Gefühle gewesen wäre, hätte sie den Gedanken durchaus erheiternd finden können – so aber knirschte sie vor Erbitterung mit den Zähnen. Was bildete er sich eigentlich ein? Und was bildete der verfluchte Barde sich ein, *nicht* in sie verliebt zu sein? Waren die Männer denn alle vollkommen verblödet? Sie trat noch einmal gegen die Trennwand und wünschte sich von Herzen, es wäre Garness' Hintern.

Irgendwann musste sie eingeschlafen sein, denn es war dämmrig und ihr Magen knurrte. Sie rappelte sich auf, klopfte ihr Kleid ab, so gut es ging, und zupfte einige Strohhalme aus ihrem Haar. Sie hoffte, ungesehen in ihre Gemächer schlüpfen zu können, aber im Tordurchgang lief sie ausgerechnet ihrem Vater und Erno in die Arme. Sie duckte sich hastig hinter einen Karren mit Pferdemist, wobei sie ihr Kleid noch mehr beschmutzte, aber ihr sonst so geistesabwesender Vater hatte sie bereits erspäht und tadelnd ihren Namen gerufen.

»Hallo, Vater«, sagte sie. »Erno.« Sie nickte beiden zu und wollte sich vorbeidrücken, aber ihr Vater ergriff ihren Arm.

»Wie siehst du aus? Hat man dich überfallen, ist dir etwas geschehen?«

»Es ist alles in Ordnung«, murmelte Vanandel. »Ich habe mich in den Ställen umgesehen, weiter nichts.«

»Und gleich beim Ausmisten geholfen?«, fragte der Markgraf ungläubig und hielt sie eine Armlänge von sich. »Du siehst aus wie ein Bettlermädchen.« Er fuhr mit dem Finger über einen Schmutzfleck an ihrer Wange und zog einen Halm aus ihrer ramponierten Frisur, den sie übersehen hatte. »Und dein schönes Kleid ist ganz und gar ruiniert, Kind. Wie konntest du nur so unachtsam sein!«

»Ich habe doch so viele Kleider«, entgegnete Vanandel scharf. Sie hasste es, dass ihr Vater sie – noch dazu vor ihrem blöde grinsenden Verlobten – herunterputzte wie ein kleines Mädchen.

»Sei nicht frech«, erwiderte der Markgraf. »Denkst du auch einmal darüber nach, was dein zukünftiger Gatte von deinem Aufzug halten mag?«

Vanandel verkniff sich eine spitze Bemerkung und warf Erno einen warnenden Blick zu. Wenn er es wagte, in das gleiche Horn zu stoßen, würde er zum ersten Mal erleben, dass das Original wesentlich scharfzüngiger und weitaus weniger gefügig war als das Imago.

Aber Erno lächelte nur stupide und sagte: »Sie ist entzückend. So natürlich. Außerdem bin ich sehr glücklich darüber, dass meine Verlobte Pferdeverstand hat.«

Du hast selbst den Verstand eines Pferdes, dachte Vanandel, aber sie zwang sich, ihn anzulächeln. Immerhin war er nicht zickig, das hätte ihr im Moment noch gefehlt.

Ihr Vater schaute unzufrieden drein, wollte aber seinem Schwiegersohn in spe nicht widersprechen.

Also sagte er nur: »Geh, zieh dich um. Und verhalte dich in Zukunft wie eine Prinzessin – wenn du erst einmal verheiratet bist, kannst du dir solche Extravaganzen schließlich auch nicht mehr leisten!«

Vanandel drehte sich wortlos um und stapfte davon. Es wurde höchste Zeit, dass Magister Davydd ihr Imago wieder flott bekam, damit sie nicht noch mehr solche Tage wie heute durchstehen musste.

Es war trügerisch still im Haus, fast, als wäre es verlassen. Aber Lluigolf wusste, dass sich irgendwo im oberen Geschoss jemand aufhielt, denn während er das Haus beobachtet hatte, war in einem der Fenster Licht zu sehen gewesen. Es war dann vor einer Weile gelöscht worden, und er hatte abgewartet, doch nichts hatte sich mehr geregt.

Im Stillen verfluchte er die Idee, ausgerechnet in der Nacht dort einzusteigen. Am Tag fielen kleine Geräusche nicht weiter auf, aber nachts war schon das leiseste Klirren ein Alarmsignal, das seine Entdeckung nach sich ziehen konnte.

Er schob sich an der Hauswand entlang und prüfte die Fensterläden. Wie erwartet waren alle fest verschlossen, er fand nicht einmal einen Spalt, in den er sein Messer hätte schieben können. Gleiches galt für die Haustür, und auch die Hintertür sah auf den ersten Blick wenig einladend aus. Er begutachtete das Schloss, das aussah, als wäre es problemlos zu knacken. Er zog einen sorgfältig gebogenen Draht hervor und ließ ihn in das Schloss gleiten. Behutsam bewegte er ihn hin und her und kurz darauf ertönte ein kaum hörbares Knacken und die Tür ließ sich aufdrücken. Lluigolf wartete. Als sich nichts regte, ließ er die Tür einen Spaltbreit geöffnet und huschte an der Hauswand entlang, bis er unter einem der Fenster im oberen Geschoss stand. Er rüttelte prüfend an dem kräftigen, mehr als armdicken Efeustamm, der an der Hauswand empor bis zum Dach rankte. Er war Lluigolf gleich bei der ersten Umrundung des Hauses aufgefallen, und da er dicht an einem der Fenster vorüberführte, sprach das dafür, über das Obergeschoss einzudringen.

So leise und schnell wie möglich, kletterte er an dem Efeu empor. Er tastete nach dem Fenster, das Messer griffbereit, um es damit aufzustemmen, aber wie erwartet, waren die oberen Fenster weniger stark gesichert – und dieses hier war noch nicht einmal verschlossen. Er schob es vorsichtig auf, jederzeit seine Entdeckung fürchtend, und kletterte über das Fensterbrett ins Innere.

Die Kammer dahinter war zu seiner Erleichterung leer. Es standen nur einige eingestaubte Möbel herum. Sie diente anscheinend als Abstellraum. Lluigolf wartete wieder einige Atemzüge lang, durchquerte dann den Raum und legte das Ohr an die Tür, bevor er sie öffnete.

Der Gang war dunkel und still. Lluis schlich zu der Tür, hinter der er das Licht gesehen hatte, und verharrte reglos. Dann drückte er behutsam die Klinke herab und schob die Tür langsam und lautlos auf. Er wartete, lauschte auf die gleichmäßigen, leise schnarchenden Atemzüge. Lluis schob sich durch den Türspalt und huschte zum Bett. Weindunst hing wie eine Wolke darüber. Er sah auf den Schlafenden hinab und runzelte die Stirn. Dann wandte er sich ab und begann, das Zimmer zu durchsuchen, ohne allzu viel Mühe darauf zu verwenden, keinen Lärm zu machen.

Er fand nicht, was er suchte. Kurz zögerte er, ob er den Überrock, der über dem Stuhl hing, inspizieren sollte, dann schüttelte er ein wenig ärgerlich den Kopf und ging aus dem Zimmer. Das obere Geschoss hatte er schnell durchsucht, die Räume waren genauso leer und unbewohnt wie die Kammer, durch deren Fenster er eingestiegen war. Dann nahm er sich das Erdgeschoss vor. Die Treppe hinunter war tückisch, alt und von der hinterlistig knarrenden Sorte. Er meisterte sie, wenn er

auch ein wenig mehr Zeit darauf verwenden musste.

Unten sah er sich gründlich, wenn auch vorsichtig um. Er nahm nicht an, dass außer dem schnarchenden Weinschlauch in der oberen Etage noch jemand im Haus war, aber es wäre fatal, von dieser Annahme auszugehen und unerwartet einem Bewohner in die Arme zu rennen.

Doch das Haus war leer. Dann entdeckte er endlich in einem großen Salon das Gesuchte. Der Schrank war gut verschlossen und verlangte Fingerspitzengefühl sowie einen gut sortierten Satz Dietriche. Lluis öffnete ihn, wobei er ein wenig ins Schwitzen geriet, und entnahm das Beutelchen, hinter dem er her war. Zufrieden steckte er es in seine Tasche, sah sich den restlichen Inhalt des Schrankes an – uninteressantes Zeug – und packte sein Werkzeug zusammen. Sein Auftrag war erledigt, jetzt musste er nur noch unentdeckt von hier verschwinden.

Die Hintertür stand einen Spalt offen, wie er sie von außen hinterlassen hatte. Zufrieden grinsend musterte er den Turm an Töpfen, Geschirr und Besteck, der hinter der Tür auf sein Eintreten gelauert hatte, und begann, ihn so lautlos wie möglich abzubauen. Dann zögerte er, die Hand am Türknauf.

Mit einem leisen Fluch ließ er ihn los, drehte sich um und lief die Treppe wieder hinauf.

Er betrat die Schlafkammer, in der der Schläfer immer noch behaglich sägte, und beugte sich über ihn. »He«, flüsterte er und rüttelte ihn an der Schulter. »He, wach auf.« Lluis gab ihm einen unsanften Klaps auf die Wange.

»Hng?«, machte der Schläfer. »Mmmh. Hrrr…aua, hör auf!«

Lluis hielt ihm den Mund zu und beugte sich zu seinem Ohr herab, wobei er den Weingeruch, den der Mann ausströmte, so gut es ging ignorierte. »Ich war hier und ich habe es mitgenommen«, flüsterte er. »Hast du verstanden?« Er sah den Mann eindringlich an.

Der starrte zurück, verständnislos. Dann verdrehte er die Augen und stöhnte leise. Lluigolf wartete sein Nicken ab, dann ließ er ihn los und legte noch einmal den Finger auf die Lippen. Der andere nickte erneut, ächzte und richtete sich mühsam auf. Lluis machte ihm ein Zeichen, noch zu warten, und schlüpfte aus dem Zimmer, die Treppe hinab und durch die Hintertür.

Im Hof des Hauses holte er tief Luft und stemmte die Arme auf die Knie. Ihm war ein wenig schwindelig, als wäre er sehr lange sehr schnell gelaufen.

Eine Hand berührte ihn am Arm. Er richtete sich auf und sah in Meister Ingwins Gesicht. Mit einem Nicken holte er das Beutelchen aus der Tasche und reichte es dem Meister.

»Gut gemacht, Junge«, sagte der zufrieden. »Was sagen die anderen?«

»Soweit es mich betrifft, hat er alles richtig gemacht«, erscholl die Stimme Rutilos, der entspannt auf der Bank neben der Haustür saß.

»Warum bist du oben eingestiegen?«, fragte Caledrain, gewohnt mürrisch. »Du hattest damit begonnen, die Hintertür zu öffnen. Was ein Fehler gewesen wäre, keine Frage.«

»Ich hatte kein gutes Gefühl mit der Tür«, sagte Lluis. »Alle Eingänge unten waren perfekt gesichert, nur diese Tür hatte ein auffällig minderwertiges Schloss. Das roch nach einer Falle.«

Caledrain nickte und sah sich um. »Wo ist – ah, da kommt er ja.« Aus dem Haus näherte sich schlingernd die massige Gestalt Jazeps.

»Alles gut gemacht«, schnaufte er und warf Lluis einen hastigen, dankbaren Seitenblick zu. »Er war so leise, dass ich ihn fast nicht gehört hätte. Und er hat alles gründlich untersucht. Exzellent

bestanden.«

»Gut, du hast bestanden«, sagte Meister Ingwin. »Ich beglückwünsche dich, Geselle. Deine erste Prüfung hast du geschafft. Und jetzt ab ins Bett mit dir.« Er blickte die anderen Lehrer an. »Wir sehen uns noch auf einen Schlummertrunk?«

Jazep blieb ein wenig zurück und drückte Lluigolfs Schulter. »Du hast mir den Hintern gerettet«, murmelte er verlegen. »Junge, du hast wirklich was gut bei mir.«

Lluis schüttelte den Kopf. »Lass gut sein«, sagte er leise. »Du hast mir eine Menge beigebracht. Das war ich dir schuldig.«

Der Ältere schnaufte bekümmert und wischte sich übers Gesicht. »Ingwin hätte mich rausgeschmissen«, gestand er. »Ich bin sozusagen auf Bewährung. Wenn noch mal was passiert, was mit meinen – nun – kleinen Angewohnheiten zusammenhängt, dann kann ich meine Sachen packen.«

Lluis wusste nicht, was er erwidern sollte. Er räusperte sich unbehaglich. »Ist schon gut, Jazep«, murmelte er. »Von mir wird keiner was erfahren.«

Jazep klopfte ihm stumm auf die Schulter. Bis zum Kollegium schwiegen sie, dann trennten sie sich mit gemurmeltem Gruß. Lluigolf sah Jazep nach, der mit schweren Schritten die Treppe hinaufstapfte. »Ab ins Bett?«, murmelte er. Es brachte durchaus den einen oder anderen Nachteil mit sich, in menschlichen Augen wie ein Halbwüchsiger zu wirken. Er fühlte sich aufgekratzt und ruhelos. Kurz entschlossen machte er kehrt und ging zum Tor hinaus. Es mochte sein, dass er dafür morgen eine Rüge kassierte – aber als frischgebackener Geselle durfte er sich das heute einmal leisten.

Roske, der Wirt des *Einäugigen*, begrüßte ihn: »Geh gleich hinauf. Du wirst erwartet.«

Lluigolf grinste erfreut. Er hatte nicht damit zu rechnen gewagt, aber anscheinend musste er seinen Erfolg heute nicht alleine feiern.

»Sieh an, sieh an«, wurde er von Vibols sonorer Stimme empfangen. »Da kommt er ja. Sprich, nahst du geschlagen oder als Sieger?«

Vibol saß mit seinen Hauptleuten um den Tisch, auf dem die Reste eines üppigen Abendessens standen. Lluigolf nickte dem mürrischen Lanto zu, der neben der Tür lehnte und mit einem Span seine Zähne reinigte, und breitete übermütig die Arme aus. »Was denkst du?«, fragte er.

Vibol lachte und hob sein Glas. »Danke, meine Herren«, wandte er sich dann an die Männer.

Hadmut, die im Hintergrund gesessen und geraucht hatte, hockte sich während des allgemeinen Aufbruchs auf die Tischkante. »Und?«, fragte sie leise.

»Danke für deine Tipps«, murmelte Lluigolf. »Da war tatsächlich eine Falle hinter der Tür. Ich wäre ganz sicher hineingerannt.«

Hadmut schnaubte und zertrat ihre Kippe. »Wärst du nicht. Du bist schließlich nicht dämlich. Aber dass die immer noch diesen alten Trick versuchen – der große Meister wird bequem.« Sie musterte ihn scharf. »Da war noch was, ich seh es dir an der Nasenspitze an.«

Lluigolf vergewisserte sich, dass Vibol ihnen nicht zuhörte, und flüsterte: »Jazep. Er war so bezecht, dass er eingeschlafen ist. Ich habe ihn wecken müssen, damit er die Prüfung nicht verpasst.«

Hadmut verdrehte die Augen. »Dieses alte Weinfass. Ingwin hätte ihm die Haut abgezogen.« Sie nickte ihm grimmig zu. »Das hast du gut gemacht. Jazep ist ein unerträglicher Schwätzer, aber die

Kinder hängen an ihm. Und er ist ein guter Lehrer.«

»Was habt ihr zwei da zu tuscheln?« Vibols Stimme klang sanft, aber Lluis und Hadmut fuhren auseinander. Die Kröte mochte es nicht, wenn man Geheimnisse vor ihr hatte. »Klatsch«, erwiderte Hadmut geistesgegenwärtig. »Caledrain soll mit einem Mann in der *Grünen Jungfer* gesehen worden sein.«

Vibol lachte entzückt. »So ein dummes Zeug.« Er schob Lluigolf ein Glas und eine halbvolle Weinflasche hin. »Feiern wir deine bestandene Prüfung, Lluigolf. Wie ich gehört habe, willst du dich noch weiterbilden?«

Lluigolf nickte, wobei er Hadmuts Blick auswich. Aus Gründen, die er nicht kannte, missbilligte sie seine Pläne. Sie selbst hatte die Schule in allerkürzester Zeit beendet, war in allen Finessen der am Kollegium gelehrten Künste unterwiesen worden, sprang sogar gelegentlich für einen der Lehrer ein, wenn es nötig war. Am Kollegium munkelte man, dass Ingwin Hadmut angesprochen habe, ob sie als Ersatz für Jazep an die Schule kommen wolle. Warum also nahm sie es Lluigolf so übel, dass er nicht minder großen Ehrgeiz entwickelte? Die Ausbildung entsprach seinen Fähigkeiten und Talenten – und alles – die strenge Zucht und Disziplin des Kollegiums, Meister Ingwin und die anderen Lehrer, Vibol selbst – machte einen solch respektablen, anständigen Eindruck, dass Lluigolf sich keine Gedanken mehr darüber machte, dass er mit dieser Ausbildung eine Laufbahn als Verbrecher anstrebte.

Nur Hadmuts Missbilligung ließ den Gedanken gelegentlich in ihm hochkommen. Aber dann dachte er an den Mann in seinem herrschaftlichen Palast, der ihn um seinen Lohn betrogen und von seinen Lakaien in die Gosse hatte befördern lassen, und jeder Anflug von Skrupeln erstickte im Keim. Er hatte versucht, das Hadmut zu erklären und von ihr zu erfahren, warum sie ihm nicht gönnte, was sie selbst besaß – aber sie weigerte sich, mit ihm darüber zu sprechen. »Ich halte es für falsch«, so oder so ähnlich lautete jedes Mal ihre magere Antwort, und Lluis musste sich damit zufriedengeben.

Die Kröte riss ihn aus seinen Überlegungen. »Gut so«, sagte er. »Ich mag es, wenn junge Leute zielstrebig sind und Ehrgeiz zeigen. Weißt du was, Junge? Ich habe einen Auftrag für dich, den ich gerne demnächst mit dir besprechen würde.« Er hob sein Glas. »Auf eine glorreiche Zukunft in unserer anspruchsvollen Kunst«, sagte die Kröte. »Und auf eine gedeihliche Zusammenarbeit.« Sein Blick wanderte von Lluis zu Hadmut, und er schmunzelte. Lluis sah aus dem Augenwinkel, dass Hadmut eine säuerliche Miene zog. Sie tranken, dann erhob sich das Mädchen und zog seine abgetragene Männerjacke an. »Ich muss los«, sagte sie. »Wir sehen uns morgen, Kröte.«

Vibol sah ihr mit einem undeutbaren Ausdruck nach. »Wo kommt sie her? Wohin verschwindet sie jeden Abend?«, sagte er wie im Selbstgespräch. »Ich habe ihr eine schöne Wohnung angeboten – hier oder in einem meiner Häuser. Das wäre für uns alle bequemer. Aber sie schlägt mein Angebot aus und verschwindet jeden Tag ins Nirgendwo.« Lluigolf fröstelte unter seinem Blick. Wenn die Freundlichkeit aus dem Gesicht der Kröte schwand, was selten genug vorkam, war dies ein erschreckender Anblick. »Weißt du, wo Hadmut immer hingeht?«

Lluis schüttelte den Kopf. Niemand wusste das. Es erstaunte ihn allerdings, dass dieses eine Mal Vibol, der ungekrönte Herrscher der Residenz, auch nicht schlauer war als seine Untertanen.

Vibol saß brütend in seinem Stuhl. Er schien Lluis vollkommen vergessen zu haben. Erst als der

rotbärtige Lanto eintrat, hob die Kröte den Kopf. »Gut«, sagte er zusammenhanglos. »Gut, gut. Geh noch mal einen Moment hinaus, Lanto.« Vibol wartete, bis sich die Tür geschlossen hatte, und zog dann Lluigolf zu sich hinunter. »Ich möchte, dass du für mich herausfindest, wo Hadmut ihren Unterschlupf hat«, murmelte er.

Lluigolf schüttelte unwillkürlich den Kopf. Vibols Griff um seinen Arm wurde fester. »Du weigerst dich?« Sein Tonfall war weder drohend noch unfreundlich, aber Lluis ließ sich davon nicht täuschen. Keiner widersetzte sich Vibol und niemand käme je auf den Gedanken, einen seiner als Bitte formulierten Befehle nicht auszuführen.

Aber Lluigolf widerstrebte es zutiefst, Hadmut hinterherzuspionieren. »Kann das nicht jemand anderes …«, begann er.

Vibol fixierte ihn. Sein Blick war neugierig, beinahe amüsiert. Lluigolf bemerkte, dass er anfing zu schwitzen.

»Nun«, sagte Vibol langsam. Er lehnte sich zurück und faltete die Hände vor dem Mund. »Lass sehen. Wen sollte ich deiner Meinung nach mit einer solch delikaten Mission betrauen?«

Lluigolf rieb die schweißnassen Hände an der Hose ab. Er wusste nicht, was er sagen sollte, aber Vibol wartete geduldig auf eine Antwort. »Lanto?«, brachte er hervor, als das Schweigen erdrückend wurde.

Die Kröte legte den Kopf schief. »Lanto«, wiederholte er nachdenklich. »Das wäre allerdings ein interessantes Experiment. Aber meinst du nicht, dass unser guter Lanto für eine solche Aufgabe ein wenig zu – auffällig wäre?«

Lluigolf kapitulierte unter dem eisern-freundlichen Blick der Kröte. »Ich mache es«, sagte er heiser. »Aber …«

»Aber?« Vibols Stimme war seidenweich und sein Lächeln veränderte sich nicht im Geringsten.

»Ich mache es.« Lluigolf stand so hastig auf, dass sein Stuhl umfiel.

Die Kröte nickte zufrieden. »Brav, mein Junge. Lass dir ruhig Zeit, ich habe es nicht eilig. Wir wollen doch nicht, dass unsere Freundin Wind davon bekommt. Sei nun so gut, und ruf mir Lanto herein, wenn du gehst.«

Lluigolf setzte sich mit weichen Knien zu Roske, der in dem inzwischen leeren Gastraum seine Abrechnung machte. Der Wirt sah Lluigolfs Gesicht und schenkte ihm stumm zwei Finger hoch aus dem Krug ein, der vor ihm stand. Lluis kippte das scharfe, klare Getränk und atmete tief ein und aus. Der Wirt nickte ihm zu und beugte sich wieder über seine Kasse, zählte die Münzen und stapelte sie zu kleinen, ordentlichen Türmchen. »Ärger?«, fragte er.

Lluigolf sah zur Hintertür. »Nein«, sagte er. »Nein, kein Ärger. Nur ein schwieriger Auftrag.«

Roske sah ihn nicht an. »Sei vorsichtig«, sagte er. Er schob die Hälfte der Türmchen klirrend in einen Beutel, den er sorgfältig zuschnürte. Lluigolf bemerkte, dass er den Atem anhielt. Roske redete nicht viel, und man musste die Geduld aufbringen, seine langen Pausen abzuwarten.

»Die Kröte liebt dich wie einen Sohn.« Wieder eine Pause. Lluis runzelte verblüfft die Stirn.

Roske verfuhr mit der anderen Hälfte der Münzen genauso und beschriftete die beiden Beutel sorgfältig. »Aber die Kröte neigt gelegentlich dazu, ihre Kinder aufzufressen«, fuhr er in

gleichmütigem Ton fort.

Roske sah ihn an. Das lange, düstere Gesicht wurde höchst selten einmal von einem Lächeln erhellt, aber jetzt vertieften sich die Falten in seinen Augenwinkeln ein wenig. »Du bist ein schlauer Bursche. Schlaue Burschen lassen sich nicht fressen.«

»Ich werde mich vorsehen«, murmelte Lluigolf unsicher.

»Tu das. Und wenn du es schaffst, von deinen Verpflichtungen entbunden zu werden – oder das mir überlässt, wie ich dir schon einmal angeboten habe, kannst du jederzeit bei mir anfangen.« Der Wirt schüttete sich eine großzügige Portion seines Klaren ein und bedeutete Lluigolf, er möge sich bedienen. Für heute hatte er genug geredet, den Gedanken sah man seinem verschlossenen Gesicht deutlich an.

Von seinen Verpflichtungen entbinden … Lluis kaute darauf herum wie auf einem zähen Knorpel. Roskes großzügiges Angebot, ihn bei der Kröte auszulösen, zeugte davon, dass der Wirt keine Ahnung von der Summe hatte, um die es inzwischen ging.

Vibol hatte ihn zum Kollegium geschickt. Die Schüler wohnten und aßen dort, bekamen ein kleines Taschengeld und bei Bedarf Kleidung und Schuhwerk. Die Lehrer und das Personal mussten bezahlt werden. All das wurde von der Kröte gestellt, und er erwartete von seinen Schülern die Rückzahlung ihrer Schulden, sobald sie vom Kollegium abgingen. Auch Lluigolf hätte jetzt damit beginnen müssen, Geld zu verdienen und es bis auf eine kleine Summe, die er für sich behalten konnte, bei Vibol abzuliefern. Er half Hadmut gelegentlich bei den Abrechnungen für Vibol und wusste daher, wie lange er für die Kröte würde Frondienste leisten müssen, bis er wirklich frei war. Durch seine Entscheidung, weiter zur Schule zu gehen, erhöhte er den Schuldenberg natürlich, aber dafür hoffte er, später schneller an größere Summen zu kommen, um sich etwas zügiger freizukaufen. Aber auch so – die Kröte würde ihn noch eine erkleckliche Summe von Jahren als Leibeigenen behandeln dürfen. Die meisten Diebe, Betrüger, Einbrecher und sogar einige Meuchelmörder der Residenz standen in Vibols Schuld, und dieser Umstand trug in nicht geringem Maße dazu bei, seine Stellung so unangreifbar zu machen.

Die Hintertür ging auf, und Vibol hinkte in die Gaststube, gefolgt von seiner mürrischen Ordonnanz. »Ab ins Bett, mein Junge«, sagte die Kröte zu Lluigolf und nickte Roske zu, der den Gruß ebenso stumm erwiderte. Die Vordertür klappte, und Lluigolf erhob sich. »Das habe ich heute schon mal gehört«, murmelte er. Roske zuckte gleichmütig mit den Achseln und begleitete ihn zur Tür, um hinter ihm abzuschließen.

In der folgenden Zeit mied Lluis den *Einäugigen*. Seine Lehrer belegten ihn zu sehr mit Beschlag, sagte er sich, und das stimmte auch durchaus. Vor allem der distinguierte Rutilo fand großes Vergnügen daran, Lluigolf in die höheren Weihen seiner Kunst einzuführen.

An einem schönen Frühlingstag empfing er Lluis in seinem Studio – so nannte er den großen Raum unter dem Dach, in dem er eine unglaubliche Vielfalt von Verkleidungen, ein Arsenal an Schminktöpfen und alle denkbaren Varianten von Perücken und Bärten verwahrte. »Heute machen wir die Probe aufs Exempel«, sagte Rutilo. »Ich habe dir ein paar Kleider herausgesucht, zieh dich bitte

um.«

Lluigolf musterte die Kleidungsstücke misstrauisch. Auf seinen bisherigen Ausflügen hatte er sich unter Rutilos kritischen Augen als Schiffsjunge, Fischer und kleiner Höker durch das Viertel bewegt. Er hatte mit Marktfrauen gefeilscht, mit den Flussschiffern in ihren Schenken getrunken und gewürfelt, sich mit Fischern über die Qualität ihres Fanges unterhalten – aber diese Kleider hier sahen zu edel aus, um einem Vertreter der unteren Stände zu gehören. Er hob den dunkelgrünen Rock auf und musterte die samtene Kniehose, die darunter lag. Sein Blick veranlasste seinen Lehrer zu einem Schmunzeln. »Zieh dich um«, sagte Rutilo. »Ich komme auch gleich.« Er verschwand im Nebenzimmer.

Lluigolf schlüpfte in die Kleider. Die weiche Seide des Hemdes schmeichelte über seine Haut, der steife Kragen des Rockes kratzte ein wenig, die Schuhe mit den silbernen Schnallen hatten einen kleinen Absatz. Er schritt auf dem knarrenden Dielenboden auf und ab und versuchte, den hochmütigen Gang der Edelleute zu imitieren, die er auf dem Markt beobachtet hatte.

»Schon nicht schlecht«, unterbrach ihn die Stimme seines Lehrers. »Du musst den Rücken sehr gerade halten, aber nicht steif. Schau her.« Lluigolf betrachtete Rutilo, der deutlich weniger prächtig gekleidet an seiner Seite aufgetaucht war. Der Lehrer schritt einige Male vor ihm auf und ab und korrigierte dann Lluigolfs Bewegungen. »Mach weniger große Schritte. Und rudere dabei nicht mit den Armen. Den Kopf gerade halten.« Dann öffnete er die Tür und deutete hinaus.

Zu Lluigolfs Erstaunen erwartete sie vor dem Haus eine Kutsche. Sie stiegen ein, und das Gefährt rumpelte über die holprigen Straßen des Schweinekobens hinauf in den Nordteil der Residenz. Während der Fahrt instruierte Rutilo seinen Schüler: »Ich bin dein Hauslehrer, du nennst mich Magister Rutilo.« Er lächelte. »Und du bist der jüngste Sohn des Herrn von Waldner aus Weidenheim.«

»Es gibt in Weidenheim keinen Herrn von …«, begann Lluigolf und unterbrach sich. »Entschuldigung«, murmelte er. Rutilo nickte kurz. »Wir sind gestern in der Residenz eingetroffen und logieren im Stadthotel. In den nächsten Tagen hast du eine Audienz beim Markgrafen, ansonsten siehst du dir die Sehenswürdigkeiten der Residenz an.«

Lluigolf nickte ergeben. »Wohin fahren wir?«

»Das wirst du schon sehen.«

Die Straßen wurden breiter und waren von immer hübscheren Häusern gesäumt. Auf einem kleinen, von Linden umstandenen Marktplatz machte die Kutsche halt, und *Magister* Rutilo stieg aus, um den Kutscher zu entlohnen. Lluigolf sah sich gespannt um. Diesen Platz kannte er nicht, denn er war erst einmal so weit in den Norden der Stadt gekommen, und das war an seinem ersten Tag gewesen. Der große Markt musste irgendwo hier in der Gegend sein.

Die Kutsche ratterte davon, und Rutilo wandte sich an seinen Schüler. »Dort drüben«, deutete er, »siehst du das Gasthaus?«

Es war ein schmuckes Bürgerhaus mit einem ebenso schmucken Wirtshausschild, das ein Lämmchen zeigte, das zwischen den Pranken eines Löwen schlummerte.

»Das *Löwe und Lamm*«, Rutilo rieb sich vergnügt die Hände. »Dort verkehrt nur feines Volk. Unsere Kundschaft, mein Lieber. Oder wem möchtest du künftig die Beutel schneiden – den armen

Fischern im Schweinekoben?«

Lluigolf schüttelte stumm den Kopf. Wenn sie bisher zu Übungszwecken die Bewohner des Viertels rund um den *Einäugigen* beraubt hatten, so hatten diese ihr mageres Eigentum hinterher immer zurückbekommen. Es war ein ungeschriebenes Gesetz, dass die Absolventen des Kollegiums ihren Arbeitsbereich in andere Stadtviertel zu verlegen hatten. Vibol legte großen Wert darauf, dass sein Viertel sauber blieb – nur so konnte er sicher sein, dass niemand die Büttel der Stadtwache oder gar die markgräflichen Orks auf ihn hetzte.

Also ging es für ihn jetzt darum, sich unter das *feine* Volk zu mischen und dabei nicht allzu sehr aufzufallen. Seine Finger würde er am heutigen Tag noch bei sich behalten, das kam später.

Er straffte die Schultern und schritt beherzt auf das Wirtshaus zu.

Der Gastraum war halb gefüllt, und Lluigolf bemühte sich, nicht allzu sehr zu gaffen. Vom Dielenboden bis zu den getäfelten, mit Gemälden behangenen Wänden, von den nahezu glänzend geschrubbten Tischen und bequem gepolsterten Stühlen bis zur polierten Theke war der Raum ein Schmuckkästchen und glich eher dem Salon eines Edelmannes als einer Kneipe. Auch die Gäste erschienen Lluis beinahe zu vornehm, um sich in einem profanen Wirtshaus aufzuhalten.

Aber dort neben dem Kamin saßen zwei kleine Gesellschaften, die es sich offensichtlich schmecken ließen, auch wenn das Geschirr aus Zinn und nicht aus Porzellan war – hübsch, aber keineswegs erlesen. Und an der anderen Seite, neben dem Fenster, an einem kleinen runden Tisch mit grüner Filzdecke, spielten zwei Männer Karten, tranken und rauchten dazu – ganz wie im *Einäugigen*. Auch die staubbedeckten Männer an der Theke, die ganz offensichtlich eine längere Reise hinter sich hatten und deren Gepäck sich neben der Eingangstür stapelte, lachten und unterhielten sich nicht anders als Roskes Gäste – wenn auch leiser und weniger unflätig.

Lluigolf fasste sich ein Herz und trat ein. Ein paar Schritte hinter ihm folgte sein Lehrer und wartete bescheiden neben der Tür. Lluis wählte einen kleinen Tisch an der Fensterwand und nickte Rutilo zu, der mit eingezogenem Kopf und schüchtern verschränkten Händen neben ihm Platz nahm. »Bestell uns etwas zu trinken«, murmelte er.

Hinter der Theke werkelte eine dralle Frau mit einem adretten Häubchen auf dem dunklen Haar, und ein junger Bursche bediente den Tisch mit den beiden älteren Paaren. Der Junge fing seinen suchenden Blick auf und nickte ihm zu. Lluis lehnte sich zurück und fragte leise: »Was möchtest du trinken, Magister?«

»Ein dunkles Bier«, erwiderte Rutilo. »Hier hast du Geld.« Er schob Lluigolf unter dem Tisch einen Beutel in die Hand.

»Was darf ich den Herrschaften bringen?«

»Ein dunkles Bier und ein Glas Weißwein. Und bring uns auch etwas Brot«, erwiderte Lluigolf, wobei er darauf achtete, sorgfältig und langsam zu sprechen und seinen Weidenheimer Zungenschlag im Zaum zu halten, wie Rutilo es ihm eingetrichtert hatte.

Der Lehrer nickte beifällig, als der Schankbursche zur Theke ging. »Du klingst fast wie ein Städter«, sagte er. »Ein bisschen Dialekt ist nicht weiter schlimm, es sind viele Landedelleute hier in der Stadt. Die sprechen oft wie Bauernburschen.« Er schnaubte abfällig, und Lluis seufzte.

»Warum muss ich mich dann derart plagen?«

»Weil meine Schüler sich auf keinen Fall anhören werden wie Bauerntrampel«, erwiderte Rutilo scharf. »Wenn ich mit dir fertig bin, kannst du dich bei Hofe blicken lassen, ohne aufzufallen.«

»Und wenn Caledrain mit mir fertig ist, sind sie unter Umständen schneller tot, als sie meinen Bauerntrampel-Dialekt überhaupt bemerkt haben«, bemerkte Lluigolf bissig.

»Wenn dein Ehrgeiz dahin geht – bitte«, gab Rutilo schmallippig zurück. »Ich hatte allerdings bisher den Eindruck …« Er unterbrach sich, weil der Schankbursche ihre Bestellung brachte. Rutilo wartete, bis der Junge sich entfernt hatte und ergriff den großen Zinnbecher mit schäumendem Bier. Dann fuhr er ungerührt fort, »dass deine Talente sich eher in meinem Fachgebiet zu Hause fühlen. Verzeih einem alten Mann, wenn er sich einmischt, aber für einen Meuchler mangelt es dir meines Erachtens ein wenig an Kaltblütigkeit.«

Lluigolf nippte an seinem kühlen Wein und griff nach dem Brot, das in einem geflochtenen Körbchen auf dem Tisch stand. Hier war alles hübsch und adrett, sauber und geleckt. Es ging ihm ein wenig auf die Nerven. Wahrscheinlich kam sofort ein Mädchen mit dem Wischmopp herangelaufen, wenn ein Gast auf den Boden spuckte.

Er sah sich neugierig um. An der Theke standen kleine Messinggefäße auf dem Boden.

Er fragte Rutilo nach dem Zweck der Gefäße. »Spucknäpfe«, bestätigte der Lehrer seinen Verdacht. Lluigolf verschluckte ein Lachen.

Der Gastraum hatte sich inzwischen gefüllt. Lluigolf, der seine Befangenheit abgelegt hatte, sah sich neugierig um. Das Publikum war durchaus gemischt. Er erkannte Kaufleute, die er auf dem Markt gesehen hatte, ein Mann in schmutzigen Stiefeln war sicherlich ein Fuhrmann, an dem langen Tisch in der Mitte lachte und trank eine Schar junger Bürgersleute, ein Tisch etwas abseits beherbergte zwei ältere Männer, die höfische Beamte sein mochten.

Er sah, wie hin und wieder ein Gast durch die Hintertür ging und nach einer Weile wiederkehrte. Wahrscheinlich war dort irgendwo der Abtritt.

»Also, mein Schüler«, sagte Rutilo unvermittelt. Er hatte seinen Becher fast geleert und lehnte sich nun behaglich in seinem Stuhl zurück. »Ich würde vorschlagen, du mischst dich unters Volk. Sieh dich ein wenig um.«

Lluigolf erhob sich und ging zur Hintertür. Seine Blase drückte ohnehin, und so hatte er einen Grund, an den anderen Tischen vorbeizuschlendern.

Als er aus dem Hof zurückkehrte, gesellte er sich zu zwei jungen Männern, die sich von ihrem Tisch entfernt und an eine Ecke der langen Theke gestellt hatten. Er lauschte eine Weile und entnahm ihrem Geplauder, dass sie allesamt Zöglinge eines Institutes waren, an dem Söhne der angeseheneren bürgerlichen Familien auf Verwaltungsaufgaben bei Hofe und auf den großen Gütern vorbereitet wurden. Eines der weniger beliebten Unterrichtsfächer war die Buchhaltung, und Lluigolf schmunzelte bei dem Gedanken, dass Hadmut sich darüber aufs Trefflichste mit diesen beiden jungen Herren hätte austauschen können. Nicht zum ersten Mal fragte er sich, wo sie dieses Wissen erworben haben mochte.

Eine Gesprächspause nutzend, räusperte er sich höflich und wandte sich an den neben ihm Stehenden: »Verzeih mir meine Aufdringlichkeit, aber ich bin gerade erst in der Residenz eingetroffen. Du kannst mir sicher ein paar wertvolle Hinweise geben, was es hier Sehenswertes

gibt?«

Der junge Mann stellte sein Bier ab und sah seinen Nachbarn an. Der lehnte sich vor und musterte Lluigolf vom Kopf bis zu den Füßen. »Wo kommst du her?«, fragte er mit schwerer Zunge. »Du hörst dich an wie ein verdammtes Landei!«

Lluigolf schluckte die Beleidigung und gab die Geschichte wieder, die Rutilo ihm eingetrichtert hatte. Die beiden jungen Männer lauschten nicht besonders interessiert und beschrieben ihm dann den Weg zu ein paar Plätzen in der Stadt. Ein Aussichtsturm in der Nordstadt war dabei, die Gärten des Stadtpalastes, die gelegentlich auch Besuchern offen standen, der große Markt, eine Reihe von Gasthäusern und natürlich der große Flusshafen mit seinen Speicherhäusern. Mit gedämpfter Stimme und nachdem er sich umgesehen hatte, ob auch kein fremdes Ohr lauschte, hatte sein Nachbar ihm auch noch die Adresse eines sehr empfehlenswerten und in seinem Gewerbe durchaus respektablen Hurenhauses genannt und ihm empfohlen, sich bei einem Besuch auf ihn, Bruno, zu berufen.

Lluigolf machte sich einige Notizen, bedankte sich artig und gab den beiden jungen Männern ein kleines Bier aus. Seine Feuerprobe hatte er bestanden – bisher zweifelte niemand daran, dass er in diese Gesellschaft gehörte.

Sie tranken ihr Bier und schwatzten über Nichtigkeiten. Brunos bezechter Freund ließ keine Gelegenheit aus, sich über Lluis und seine ländliche Sprechweise lustig zu machen. Lluis machte gute Miene zum bösen Spiel und nahm den Spottvogel genauer unter die Lupe. Da hing ein Schnupftuch halb aus der Jackentasche, die sich recht unschön beulte. Das wollte er einmal aus der Nähe betrachten. Er schob sich zwischen die beiden jungen Männer und klopfte ihnen auf die Schultern, wobei er sich angetrunken gebärdete. Er rief der Wirtin lautstark eine neue Bestellung für sich und seine neuen Freunde zu und hakte dabei den Spottvogel zutraulich unter. Der ließ es sich gefallen, bis das Bier vor seiner Nase stand, dann machte er sich mit einem rüden Scherz über besoffene Bauerntölpel frei.

Lluigolf zog sich zurück, wobei er sich beleidigt gab, und setzte sich schließlich schmollend ans Ende der Theke. In seiner Jackentasche ruhte ein Beutelchen von verheißungsvoller Schwere.

Kurz zog er in Erwägung, auch Bruno um seinen Beutel zu erleichtern, aber das ungute Gefühl, dass jemand ihn beobachtete, ließ ihn den Gedanken verwerfen.

Er drehte sich um und lehnte sich lässig gegen die Theke. Rutilo saß still in seinem Stuhl und schien ein Nickerchen zu machen. Ganz sicher war nicht er es, von dem Lluigolf sich observiert fühlte. Er ließ langsam, wie absichtslos den Blick schweifen und fand schließlich, was er suchte. Aus der Ecke, in der die beiden Männer beim Kartenspiel saßen, beobachtete ihn ein Paar nussbrauner Augen mit einem gleichermaßen erstaunten wie amüsierten Blick.

Lluigolf erwiderte den Blick, wobei sein Magen einen kleinen Salto schlug. Sein Gegenüber zwinkerte kurz und deutete mit dem Kopf zur Tür. Lluigolf nickte unbehaglich. Er sah zu, wie der andere den Gasthof verließ und ging dann eilig zu Rutilo. »Ich habe das hier genommen«, flüsterte er und ließ das Beutelchen in Rutilos Hand fallen. »Es hat sich angeboten. Aber ich bin entdeckt worden – jemand, der mich kennt. Er will mich draußen vor der Tür treffen.«

Der Blick seines Lehrers war scharf und kalt. Er nickte, steckte das Beutelchen ein und drückte Lluigolf im Gegenzug etwas anderes in die Hand. »Ich weiß, dass du nichts davon hältst«, murmelte

er. »Aber im Zweifelsfall weißt du hoffentlich, was du zu tun hast! Viel Glück.«

Lluigolf verbarg beklommen das scharfe kleine Messer in seiner Hand und wandte sich zur Tür.

Der Zwerg hockte auf dem Mäuerchen, das Gasthaus und Hofeinfahrt abtrennte, und stopfte seine Pfeife. Als Lluigolf sich näherte, rückte er ein Stück beiseite und setzte den Tabak in Brand. Zwischen seinen Beinen klemmte ein derber Stock.

Trurre paffte ein blaugraues Wölkchen und sagte: »Hallo, Freund Lluis.« Sein Tonfall war freundlich und neutral.

Lluis setzte sich neben ihn und wartete, während er das Messer in seiner Tasche fest umklammert hielt. Ein wachsamer Blick des Zwerges traf ihn. »Was hast du nun vor? Willst du den Zeugen zum Schweigen bringen? Du überraschst mich, Freund. Ich wusste nicht, dass ich Blidas Karren mit einem Beutelschneider und Meuchler geteilt habe.«

Der Zwerg hatte keine Angst, stellte Lluigolf fest. Dabei war er ganz offensichtlich nicht bewaffnet, wenn man von seinem einfachen Stock absah. Er war in gutes, aber schlicht verarbeitetes braunes Tuch gekleidet und trug keine Axt, kein Schwert, kein Messer, noch nicht einmal einen Helm. Für einen Zwerg war er geradezu nackt.

Lluigolf blickte in Trurres Augen und schluckte. Dann zog er die Hand aus der Tasche und hielt sie Trurre hin. Der schlug schweigend ein und lehnte seinen Stock gegen die Mauer. Beide sahen zum dämmernden Abendhimmel auf.

»Ich absolviere derzeit eine etwas ungewöhnliche Ausbildung«, sagte Lluigolf.

Der Zwerg lachte rollend. »Ich auch«, erwiderte er vergnügt. »Mir scheint, wir beide sind nicht gerade die Freude unserer Väter, was unsere Berufswahl angeht, was?« Er lachte wieder und sprang von der Mauer. »Ich habe nichts gesehen«, sagte er. »Der Dummkopf, den du gerade beraubt hast, hat mich vorhin einen *axtschwingenden Troglodyten* geschimpft und sich laut darüber ausgelassen, was für Pack sie inzwischen im *Löwe und Lamm* bedienen.« Seine Augen funkelten gefährlich. »Ich bin sehr erfreut, dass du ihn um seine Barschaft erleichtert hast. Sonst hätte ich ihm doch noch meinen Stock überziehen müssen.«

Lluigolf atmete auf. »Danke, dass du dichthältst«, sagte er. »Das hätte mir eine verdammt schlechte Note eingebracht, wenn ich bei meinem ersten Einsatz hier im Norden gleich aufgeflogen wäre.«

Trurre grinste und deutete dann auf den Eingang der Gastwirtschaft. »Trinkst du mit mir und meinem Begleiter noch ein Glas?«, fragte er. »Wir bringen dich danach auch nach Hause.«

»Ich muss meinen Lehrer fragen.«

»Tu das. Du weißt ja, wo ich sitze.« Trurre steckte seine Pfeife zwischen die Zähne und verschwand nach drinnen. Lluigolf schnappte noch einmal nach Luft, sein Herz schlug plötzlich schnell und schwer. Das hätte ungut ausgehen können. Hätte er es über sich gebracht, dem Zwerg sein Messer in die Seite zu rammen? Der wachsame Blick Trurres und sein handfester Stock fielen ihm ein. Hätte Trurre das überhaupt mit sich geschehen lassen? Irgendetwas sagte Lluigolf, dass ihn möglicherweise eine böse Überraschung erwartet hätte.

Er kehrte zu Rutilo zurück, der inzwischen leicht beunruhigt dreinschaute. »Alles in Ordnung«, sagte er hastig. »Wir haben uns friedlich geeinigt. Er hat mich eingeladen, noch etwas mit ihm zu trinken. Wäre es in Ordnung, wenn ich später ins Kollegium nachkomme?«

Rutilo spitzte die Lippen. »Na gut«, sagte er nach einer Weile. »Fürs erste Mal hast du dich recht wacker geschlagen – auch wenn du unvorsichtig warst. Man muss sich seiner Umgebung immer bewusst sein. Du hättest wissen müssen, wer hier im Gastraum sitzt, wo sich jeder aufhält und ob jemand dabei ist, der dein Gesicht kennt. Das hätte übel daneben gehen können!« Er erhob sich und lächelte auf Lluigolf herab. »Amüsier dich noch ein wenig«, sagte er. »Deinen Anteil hieran«, er klopfte auf seine Tasche, »gebe ich dir morgen, sobald ich mit Ingwin abgerechnet habe.«

Lluis geleitete ihn noch zur Tür und kehrte dann zu dem Tisch zurück, an dem Trurre mit seinem Begleiter saß. Er grüßte den anderen Mann und zog sich einen Stuhl heran.

»Du bist also Lluis«, sagte der großgewachsene Fremde mit einer erstaunlich wohltönenden Stimme, die gar nicht recht zu seinem Äußeren passte. Lluis betrachtete ihn, während der Mann nach dem Schankjungen winkte. Er war kräftig gebaut und wirkte wie ein Soldat. Sein scharfgeschnittenes Gesicht wäre auch ohne die schiefe, wohl einmal gebrochene Nase eher hässlich zu nennen gewesen. Das dunkle, glatte Haar trug der große Mann zu einem nachlässigen Zopf gebunden, und er steckte wie Trurre in gut geschnittener, aber nicht übermäßig vornehmer Kleidung in gedeckten Farben. Wahrscheinlich war er der Leibwächter eines Adligen oder ein Soldat der Stadtwache.

»Garness«, sagte der Mann, der Lluigolfs Blick auffing, und lächelte, was seinem Gesicht mit den katzengrünen Augen etwas überaus Anziehendes gab.

Trurre, der versunken dasaß und Rauchringe in die Luft schickte, schrak hoch. »Bei Orrins Eiern, was bin ich nur für ein unhöflicher Zwerg«, sagte er ärgerlich. »Lluigolf, Garness – ihr habt euch ja gerade selbst bekannt gemacht, fürchte ich.«

»Sehr erfreut«, sagte Lluis und deutete im Sitzen eine kleine Verbeugung an.

»Das Vergnügen ist ganz auf meiner Seite«, erwiderte der andere mit blitzenden Augen.

Trurre lachte. »Los, Männer, gebt mir was zu trinken.«

Der Schankjunge hatte gerade das Tablett mit Krügen bei ihnen abgeladen, und Garness schob dem Zwerg einen davon hin. »Denk dran, du kannst dir morgen keinen schweren Kopf leisten«, mahnte er. »Magister Davydd reißt mir das eine oder andere Körperteil ab, wenn ich seinen Lehrling bei unseren Ausflügen beschädige.«

»Ah, bah!«, Trurre machte eine abfällige Handbewegung. »Ich verfüge über ein paar Mittelchen, die den Kater vertreiben. Also zum Wohl, meine Herren!«

Es war erstaunlich, wie viel so ein Zwerg vertragen konnte, ohne Anzeichen von Trunkenheit zu zeigen, dachte Lluigolf. Auch dem Haudegen Garness schien es an gut geübter Trinkfestigkeit nicht zu mangeln.

Er selbst hatte einige Humpen zuvor begonnen, sich etwas zurückzuhalten. Die Lehrer des Kollegiums legten Wert darauf, nüchterne Schüler zu unterrichten – nun, zumindest die meisten Lehrer. Und morgen erwartete ihn ein Unterrichtstag bei Caledrain, die allerhöchste Konzentration und Hingabe von ihren Schülern erwartete.

Er war überrascht, wie sehr er es genoss, sich mit jemandem zu unterhalten, der nichts mit dem Kollegium oder mit Vibol und seinem Gewerbe zu schaffen hatte. Vor allem Garness entpuppte sich als unerschöpflicher Quell an Geschichten, witzigen Begebenheiten, unzüchtigen Reimen und Wortspielereien. Er schien einer langen, angesehenen Reihe von Herren gedient zu haben, nicht nur hier in der Mark Raakus, sondern auch in entlegenen Regionen wie den Östlichen Marschen und dem Langen Land, und wusste von all dem unterhaltsam zu erzählen.

Lluis hatte immer noch nicht herausgefunden, was die Profession des großen Mannes war, aber seine ursprüngliche Einschätzung schien der Sache recht nahe zu kommen, denn Garness erzählte von Händeln, die er ausgetragen hatte, und seine Augen funkelten dabei so kalt und wild wie die einer großen Katze.

Trurre war recht schweigsam, rauchte eine Pfeife nach der anderen und lauschte. Lluigolf, dessen Beobachtungsgabe und Aufmerksamkeit während seiner Lehrzeit geschärft worden waren, fiel irgendwann auf, dass er niemals den Moment mitbekam, in dem der Zwerg seine Pfeife entzündete. Das amüsierte und befremdete ihn, und als Trurre das nächste Mal zu seinem Tabakbeutel griff, behielt er die Finger des Zwerges genau im Auge. Der Augenblick nahte, da der Tabak gut festgedrückt war und Trurre nach seinem Glühstein greifen musste … ob Caledrain ihn wohl morgen mit der Liste von Giftpflanzen traktieren würde, die sie ihm zu lernen aufgetragen hatte?

Mit einem Ruck rief er seine abschweifenden Gedanken zur Ordnung, doch Trurre schickte bereits ein blaues Wölkchen zur getäfelten Decke. Lluigolf schüttelte den Kopf und lächelte.

Garness gähnte und reckte sich. »Auf«, sagte er. »Mein Bett ruft nach mir.«

Trurre klopfte seine gerade erst in Brand gesetzte Pfeife aus, trank den Becher leer und verkündete: »Ich kümmere mich um die Kutsche.«

Lluigolf bemerkte, wie müde er war. Er fingerte nach seinem Beutel, um seine Zeche zu begleichen, aber Garness hielt seine Hand fest. »Lass deine so mühsam erarbeiteten Münzen stecken. Ich lade euch Lehrburschen ein.«

»Danke, das ist sehr freundlich von dir«, sagte Lluigolf. Der herzliche Druck der großen Hand verstärkte sich noch ein wenig, dann ließ Garness mit einem Lächeln los und ging zur Theke.

Trurre war noch nicht wieder zurück, als sie vor die Tür traten. Garness setzte sich auf das Mäuerchen, auf dem Lluis und der Zwerg am frühen Abend gehockt hatten, und faltete die langen

Hände vor dem hochgezogenen Knie. Er summte eine melancholische Weise, und als er Lluigolfs Gesicht sah, öffnete er den Mund und sang leise die Worte eines schwermütigen Liebesliedes. Lluigolf wunderte sich ein wenig über den erstaunlich samtigen Bariton des rauen Kämpen, aber bald lauschte er nur noch berührt.

»Die Laute schweigt, verstummt das Lied,
Vor Kummer ist mein Auge blind.
Mein Lieb geht fort, sieht sich nicht um.
Ihr Mund, so rot und wonnenvoll,
Schweigt mir und lächelt fremdem Aug.
Ihr Blüh'n, einst meiner Hände Freude,
Entzieht, verbirgt sich meinem Blick.
Ach, Liebste, hör des Sängers Klage
Dein Ohr, das mir verschlossen, lausche,
Dein steinern Herz erweiche, dein Aug sich wende
Dem armen Sänger wieder zu.«

Jäh unterbrach rohes Geschrei das schwermütige Lied. »Da hockt der Bauernlümmel«, brüllte eine trunkene Stimme. »Und wo habt ihr euren geschrumpften Kumpan versteckt? Hat er sich irgendwo im Keller unter den Kartoffeln verkrochen?« Grölend umringte sie eine Gruppe junger, überaus betrunkener Männer, unter denen Lluigolf auch den von ihm bestohlenen Grobian erkannte.

Garness erhob sich ohne Hast. »Wenn ihr Streit sucht, solltet ihr euch lieber einen Gegner suchen, der euch nicht in kleine Stückchen zerlegt«, mahnte er beinahe väterlich.

Lluigolf sah die glasigen Blicke der Burschen und seufzte. An dieser Auseinandersetzung führte ganz offensichtlich kein Weg vorbei. Er tastete in der Tasche nach Rutilos kleinem Messer.

Der mutigste – oder der betrunkenste – der Gesellen stürzte sich mit lautem Gebrüll auf Lluigolf. Immerhin hatte er noch so viel klaren Verstand, dass er um den kampferprobt wirkenden Garness einen kleinen Bogen schlug. Dann folgten die anderen Raufbolde. Lluigolf fand sich alsbald in einem schreienden, prügelnden und nach Schnaps stinkenden Haufen auf dem Boden wieder und mühte sich redlich, seine Haut teuer zu verkaufen.

Kurz darauf wurde es ruhiger um ihn, denn anscheinend hatte Garness in den Kampf eingegriffen und pflückte unbeirrt Gegner um Gegner von Lluis herunter, versetzte wirkungsvolle Ohrfeigen und Tritte und schickte einen nach dem anderen in die Gosse.

Dann wendete sich der Kampf endgültig, denn Trurre traf mitsamt einer Mietkutsche am Ort des lautstarken Geschehens ein und ließ seinen derben Knüttel zielsicher und dumpf auf Köpfen und Körperteilen landen.

Schwer atmend und zerrauft, mit Schrammen und blauen Flecken, saß Lluigolf schließlich auf dem Mäuerchen und sah zu, wie Garness und der Zwerg die Angreifer vom Platz jagten. Sich gegenseitig stützend und laute Drohungen ausstoßend, hinkten die letzten beiden Burschen eilig in eine der Gassen, dann war es wieder ruhig. Garness und Trurre kehrten zu Lluis zurück, der sie mit einem

breiten Grinsen auf dem zerschlagenen Gesicht empfing.

»Ich hole uns noch ein Bier auf den Kampf«, sagte der Zwerg, winkte dem Kutscher, er möge warten und verschwand im Gasthaus. Garness hockte sich wieder neben Lluigolf und holte einen Tabakbeutel aus der Tasche. Er begann ein Stäbchen zu drehen, was er mit seinen großen, langen Fingern ebenso geschickt und flink bewerkstelligte wie Hadmut.

Ein paar Häuser weiter öffnete sich eine Tür und entließ Gelächter und Stimmen. Fackelschein erhellte ein Portal, aus dem eine in helle Gewänder gehüllte Gruppe trat und zu einer wartenden Kutsche ging. Lluigolfs Blick wurde von einer Frau gefangen, die einen weißen Umhang mit weiter Kapuze trug, unter der beinahe ebenso helles Haar hervorlugte.

Er schauderte. Um sein dumpf schlagendes Herz legte sich unvermittelt ein enger Reif, der schmerzhafte Hitze durch seinen Körper jagte. Der Hitze folgten Kälteschauer und durch das Rauschen in seinen Ohren hörte er Garness besorgt fragen: »Was hast du? Ist dir übel?«

Lluigolf wollte etwas sagen, aber ihm fehlte die Luft. Funken tanzten vor seinen Augen, und dennoch konnte er den Blick nicht von den hellen Gestalten abwenden. Die blonde Frau und einer ihrer Begleiter waren bereits in die Kutsche eingestiegen, aber die letzte, ein hochgewachsener Mann, blickte in ihre Richtung. Lluigolf fühlte den Blick wie Nadelstiche in seinem Gesicht. Er wollte sich erheben, wollte zu dem Mann gehen, wollte um Gnade flehen, wollte sich ihm zu Füßen werfen, wollte … sein Blick verdunkelte sich und ihm schwanden die Sinne.

»… wahrscheinlich ein Schlag auf den Kopf«, hörte er eine Stimme sagen, als die Welt für ihn wieder zu existieren begann. Eine sanfte, kundige Hand kühlte seine Stirn und seine Schläfen mit einem feuchten Tuch. Er schlug die Augen auf und blickte in die besorgten Mienen Trurres und seines Freundes, in dessen Schoß sein Kopf ruhte.

»Hallo«, sagte der Zwerg. »Wieder da?«

»Hast du Schmerzen? Eine Beule oder eine weiche Stelle am Kopf?« Die ruhige Stimme des großen Kämpen war wie Balsam für seine Seele, die sich ebenso geschunden anfühlte wie sein zerschlagener Leib. Er stöhnte leise und setzte sich auf, wobei Garness ihm behilflich war. »Ho, langsam«, sagte er. »Du bist ganz grün im Gesicht. Nicht, dass du uns gleich wieder umkippst.«

Trurre kniete neben ihnen, die Hände um seinen Stock gelegt. »Sollten wir ihn nicht besser zu einem Heiler bringen?«, fragte er besorgt.

Garness nahm Lluigolfs Gesicht zwischen die Hände und sah ihm in die Augen. Dann tastete er behutsam seinen Schädel ab. Als seine erstaunlich sanften Finger die Ohren des Halbelben berührten, weiteten sich seine Augen erstaunt. »Was, bei allen Dämonen?«, murmelte er und ließ Lluigolfs Kopf los, als hätte ihn etwas gestochen.

Lluis schlug beschämt und zornig die Augen nieder. »Ich bin in Ordnung«, nuschelte er und kam wackelig auf die Beine. »Bringt ihr mich noch zum Schweinekoben oder …«

Garness berührte ihn leicht an der Schulter. »Verzeih, mein Freund. Ich wollte dich nicht beleidigen. Du siehst nur nicht aus wie ein Elbe. Ich war überrascht, das ist alles.«

»Ich bin kein Elbe«, erwiderte Lluis kurz angebunden. Ihm war immer noch leicht übel und sein

Kopf brummte heftig. Wahrscheinlich hatte er wirklich einen Schlag abbekommen, der ihn mit Verzögerung zu Boden geschickt hatte. Er wollte nichts weiter als in sein schmales Bett kriechen und die dünne Decke über den Kopf ziehen.

Trurre schüttelte den Kopf, als Garness etwas erwidern wollte, und deutete auf die wartende Kutsche. »Wir bringen ihn jetzt nach Hause«, sagte er bestimmt. Dann schob er seine breite Schulter stützend unter Lluigolfs Hand und legte seinen Arm um dessen Hüfte. »Einfach nur nach Hause?«, fragte er. »Oder sollen wir dich noch bei einem Heiler vorbeibringen?«

Lluigolf hinkte mit seiner Hilfe zur Kutsche und stieg hinein. »Nach Hause«, murmelte er. »Danke.«

Die Kutsche polterte, rüttelte und schaukelte über das unebene Pflaster. Lluigolf war froh, als endlich der *Einäugige* in Sicht kam. Er zeigte seinen Begleitern das Wirtshaus und sagte: »Nicht ganz so vornehm wie euer *Löwe und Lamm*. Aber der Wirt ist in Ordnung.«

Trurre beugte sich interessiert hinaus. »Gutes Bier?«, fragte er.

»Selbstgebraut«, antwortete Lluigolf und schloss die Augen.

»Schaffst du es alleine?«, fragte der Zwerg, als die Kutsche anhielt.

Lluigolf winkte ihm zu und rang sich ein Lächeln ab. »Kein Problem. Danke. Wir sehen uns sicher irgendwann wieder.«

»Im *Einäugigen*«, verkündete Trurre und rieb sich die Hände.

Lluigolf schleppte sich auf sein Zimmer – inzwischen war er in das Nebengebäude umgezogen, in dem die älteren Schüler wohnten – und fiel auf sein Bett. Ihn schüttelten abwechselnd Hitze- und Kälteschauer, und immer noch glaubte er die Nadelstiche zu spüren, die der Blick des Fremden ihm verursacht hatte. Er fiel in einen unruhigen Dämmerschlaf, und zum ersten Mal seit Langem träumte er wieder von Siiran. Er sah ihr lächelndes Gesicht und spürte ihren Kuss auf den Lippen, der ihn weich und schwach zurückließ. Ihre sanften Hände streichelten sein Gesicht und hielten seinen schmerzenden Kopf. Sie flüsterte seinen Namen, gab ihm süßen Wein zu trinken und kühlte seine hämmernden Schläfen mit duftendem Moos.

Er sah zu ihrem lieblichen Gesicht auf. Katzengrüne Augen voller Sorge, eine schiefe Nase und glänzendes dunkles Haar. Wasserhelle Augen, die stachen wie Nadeln. Ein Gesicht ohne Züge, nur nebliger Dunst und stechende Augen, die bohrten und zerrten und riefen … Er schlug die Hände beiseite, die seine Stirn kühlten. Doch die Hände hielten ihn fest, so sehr er sich auch wehrte.

Er ergab sich, aber die Furcht vor den Augen ließ ihn tiefer und noch tiefer in das schützende Dunkel der Bewusstlosigkeit fliehen.

Dann war da Sonnenlicht, kalt und klar. Eine Stube, die er nicht kannte, ein fremdes Bett. Lluigolf drehte den Kopf, erstaunt über seine Schwäche. Auf einem Schemel hockte Hadmut, den Kopf an die Wand gelehnt und die Augen geschlossen. Lluigolf rief sie leise an, und sie schrak hoch.

»Lluis«, sagte sie mit deutlicher Erleichterung. »Junge, du hast uns ganz schön Sorgen gemacht!« Sie kam an seine Seite und half ihm, sich aufzusetzen.

»Was ist eigentlich los?«, fragte er. »Ich fühle mich, als hätte mich eine Herde Kühe niedergetrampelt.«

Hadmut grinste. »So hast du vorgestern auch ausgesehen. Bist in eine arge Keilerei geraten, was?« Sie wurde wieder ernst. »Caledrain glaubt, dass du einen Schlag auf den Kopf bekommen hast, der …«

»Vorgestern?«, unterbrach sie Lluigolf, der Mühe hatte, ihren Worten zu folgen. »Was meinst du mit *vorgestern*?«

»Du bist vorgestern nicht zum Unterricht erschienen. Caledrain hat einen der Schüler geschickt, und der hat dich in deinem Bett gefunden. Du hast gestöhnt und um dich geschlagen und wirres Zeug geredet.« Sie schüttelte den Kopf. »Junge, du hast ihm einen mächtigen Schrecken eingejagt. Caledrain hat dich gleich hier in ihr Quartier bringen lassen.« Sie lachte. »Der Albtraum eines jeden hier – eine persönliche Behandlung durch die Meisterin der Tränke!«

Lluigolf lächelte gequält. »Und was machst du hier?«, fragte er und versuchte, die Beine aus dem Bett zu schwingen.

Hadmut sah ihm interessiert zu. »Caledrain hat meinen Unterricht in ihr Quartier verlegt, solange du hier bist. Ich bekomme noch ein paar Lektionen über spezielle Gifte.«

Lluigolf schüttelte sich. Caledrains Spezialgebiete gehörten nicht zu seinen Lieblingsfächern.

Er kam wackelig auf die Beine und angelte nach seinen Schuhen, die halb unter dem Bett standen.

»Was treibst du da?«

»Ich stehe auf. Hast du das noch nie gesehen?«, erwiderte Lluigolf unwirsch. Er fühlte sich matt, aber sein Kopf war wach und klar, und er hatte keine Schmerzen.

Die Tür öffnete sich und Caledrain trat ein. »Was denn?«, sagte sie verblüfft und eilte an Lluigolfs Seite. »Wirst du dich wohl wieder hinlegen, du Bengel? Das gibt es doch nicht! Gerade eben fieberst du und kennst deinen eigenen Namen nicht und jetzt hüpfst du schon wieder herum – bist du noch gescheit?« Schimpfend schob sie Lluis zurück aufs Bett und nahm ihm die Schuhe aus der Hand.

Dann holte sie ein Fläschchen aus der Rocktasche und füllte etwas daraus in ein Glas mit Wasser, das sie ihm unter die Nase hielt. »Trink!« Lluis sah hilfesuchend zu Hadmut, dann griff er nach dem Glas und trank es aus. »Hinlegen«, sagte Caledrain drohend. Lluis streckte sich aus.

»Aber …«, protestierte er schwach.

»Kein Aber«, erwiderte Caledrain. »Heute Abend werden wir sehen, ob du aufstehen kannst. Hast du Hunger?«

Lluis schüttelte den Kopf. Er spürte, wie seine Augenlider schwer wurden. »Nicht hungrig …«, murmelte er und schlief ein.

Als er erneut erwachte, war es dunkel vor seinem Fenster. Auf dem Tisch stand eine Öllampe und beleuchtete mit ihrem ruhigen, gelben Licht das strenge Gesicht und die Hände Caledrains, die in einem Buch las und sich nebenbei Notizen machte. Sie blätterte um und bemerkte, dass er wach war.

»Ah«, sagte sie und legte das Buch beiseite, nachdem sie sorgsam einen Wollfaden zwischen die Seiten gelegt hatte. »Du bist wach. Wie steht es, möchtest du etwas essen?«

Lluigolf wollte verneinen, aber sein Magen knurrte vernehmlich. Caledrain nickte und brachte ihm ein Tablett mit etwas Brot und einer inzwischen erkalteten Gemüsebrühe, die ihm dennoch vortrefflich mundete.

Caledrain stand neben dem Bett und sah auf ihn nieder. Als er den letzten Krümel Brot und den letzten Tropfen Suppe vertilgt hatte, nickte sie und nahm das Tablett fort.

»Wie fühlst du dich?«

»Gut«, sagte Lluis zögernd. Er horchte in sich hinein, aber da war nichts, was ihn schmerzte. Er nickte bekräftigend: »Gut.«

Caledrain nahm seine Hand und fühlte seinen Puls. »Zunge«, befahl sie, dann schaute sie in seine Augen.

»Ich habe keine Kopfverletzung finden können«, erklärte sie, während sie ihn untersuchte. »Was ist vorgefallen an diesem Abend? Du hattest eine Schlägerei, richtig?«

Lluis berichtete von dem Überfall durch die betrunkenen Burschen. Caledrain rümpfte die Nase.

»Du erinnerst dich an keinen Schlag auf den Kopf?«

»Ich habe ganz sicher keinen abbekommen. Eine Menge Prügel, ja. Aber nicht auf den Kopf.«

Sie nickte unzufrieden. »Das ist auch mein Eindruck. Also war es wohl doch ein Gift.« Sie nahm das Buch wieder zur Hand. »Ich muss zugeben, dass ich mich bisher nur wenig mit der Wirkung der Gifte auf Elben beschäftigt habe.« Lluigolfs entsetzte Miene ließ sie innehalten. Sie lächelte, wodurch sie sehr viel jünger aussah. »Ich habe niemandem etwas gesagt«, beruhigte sie ihn. »Allerdings bin ich neugierig – du siehst nicht aus wie ein Elbe. Hin und wieder bekommt man hier in der Residenz Angehörige deines Volkes zu sehen, aber sie wirken weniger – weniger menschlich als du.«

»Weniger gewöhnlich, wolltest du sagen«, erwiderte Lluigolf ein wenig aufsässig. Er konnte nicht sagen, warum es ihn störte, dass andere von seiner Herkunft wussten. Erst Trurre, dann sein Freund Garness, jetzt die gestrenge Caledrain. Bald konnte er einen Aushang machen: »Seht her, Lluigolf ist beinahe ein Elbe!«

Caledrain musste etwas davon in seinem Gesicht gelesen haben. Sie schüttelte sacht den Kopf. »Wenn du nicht darüber reden möchtest, dann ist das deine Sache. Aber um dich zu behandeln und um herauszufinden, womit man dich vergiftet hat …«

Lluis hob die Hand. Jetzt erst drangen ihre Worte richtig in sein Bewusstsein. »Gift?«, fragte er ungläubig. »Wer sollte mich denn vergiften wollen?«

Darauf wusste Caledrain natürlich keine Antwort, aber es schien sie auch nicht sonderlich zu interessieren. Ihre Neugier galt vor allem der Frage, welche Substanz Lluis' Anfall ausgelöst hatte. Und ihrem Forschergeist sei dank natürlich auch, wie Elben oder Halbelben auf die gängigen Gifte und Medizinen der Menschen reagierten. Lluigolf erkannte mit einiger Unruhe, dass er sie in Zukunft kaum würde davon abhalten können, allerlei Tränke an ihm auszuprobieren.

Sie ging, damit er sich ausruhen konnte, und er lag da, die Hände hinter dem Kopf gefaltet, und grübelte darüber nach, ob er sich ernstlich jemanden zum Feind gemacht hatte. Aber selbst wenn, wäre es dann nicht einfacher, ihm ein Messer zwischen die Rippen zu jagen oder ihn in einer dunklen Gasse zu erschlagen? Warum so kompliziert und dabei so unberechenbar?

Das Grübeln führte zu nichts, es sorgte nur dafür, dass er schließlich ruhelos und gereizt Decken und Kissen von sich trat und aufstand. Es war mitten in der Nacht, aber er war zu aufgewühlt, um zu schlafen. Außerdem hatte er das Gefühl, für den Rest der Woche bereits genug geschlafen zu haben.

Im Garten sang eine Nachtigall, die Luft war süß und mild. Er atmete in tiefen Zügen und spürte,

wie sich sein Verstand klärte. Wahrscheinlich hatte Caledrain mit ihrer Vermutung unrecht, vielleicht hatte er nur etwas Verdorbenes gegessen. Er erinnerte sich daran, dass sein Bruder Megin einmal am Ende des Winters beinahe gestorben wäre, weil er verdorbenes Pökelfleisch gegessen hatte.

Der Morgen dämmerte, und Lluis erhob sich von der kleinen Bank, auf der er gesessen hatte. Drinnen klapperte schon Geschirr und der Duft frisch gebackenen Brotes zog durch die Luft. Sein Magen knurrte schon wieder, das Frühstück kam ihm jetzt gerade recht.

Der Auftrag der Kröte, den er bisher erfolgreich verdrängt hatte, begann Lluigolf zu kratzen und nagte an seinem Gewissen wie ein lästiges kleines Tier.

Caledrains hartnäckige Versuche, ihn, wann immer sie ihn traf, mit widerlich schmeckenden Tränken und Tinkturen zu traktieren, brachten ihn schließlich dazu, sich so oft wie möglich außerhalb des Kollegiums aufzuhalten, sobald sein Unterricht beendet war. Dieser Umstand und die Befürchtung, dass Vibol früher oder später sehr viel energischer auf die Erledigung des Auftrages drängen würde, bewog ihn dazu, sich endlich, wenn auch halbherzig, eines regnerischen Abends an die Verfolgung Hadmuts zu wagen. Er hatte nicht vor, sie an die Kröte zu verraten, aber zumindest würde er nicht lügen müssen, wenn Vibol ihn fragen sollte.

Hadmut verließ das Kollegium spät, weil sie noch mit Caledrain gearbeitet hatte, und Lluis wusste, dass sie an diesem Abend nicht mehr im *Einäugigen* einkehren würde. Sie hatte ihm erzählt, dass sie am Abend zuvor lange mit Vibol über den Büchern gesessen und festgestellt hatte, dass einer seiner Hauptleute ihn seit Monaten um seinen Anteil betrogen haben musste. Lluigolf schauderte bei dem Gedanken, was diesem tollkühnen Mann für ein Schicksal blühen mochte.

»Roske hat sich nach dir erkundigt«, hatte Hadmut gesagt. »Er fragt, ob du ihm untreu geworden bist – und er hat mir eine Nachricht für dich mitgegeben.« Sie grinste, als sie ihm das Briefchen reichte. »Du hast mir nie erzählt, dass du eine Freundin hast.«

Lluis starrte ratlos auf den Umschlag, der seinen Namen in einer schwungvollen, weiblich anmutenden Schrift trug. Achselzuckend steckte er ihn ein und erwiderte Hadmuts erwartungsvollen Blick mit undurchdringlicher Miene.

Jetzt lief er hinter ihr her durch die schmutzigen Gassen des Schweinekobens, die ihm inzwischen so vertraut waren wie der Wald von Weidenheim. Das Gewimmel von Menschen und Schweinen, Hühnern, Hunden und Eseln zwischen den engstehenden Häusern und heruntergekommenen Buden, der allgegenwärtige Lärm und der Gestank, der sich aus den Ausdünstungen menschlicher und tierischer Leiber, Fäkalien, Garküchen und Gerbereien zusammensetzte, betäubte Augen, Ohren und Nase gleichermaßen.

Hadmuts jungenhafte Gestalt schlängelte sich vor ihm so geschmeidig durch das Gewimmel der krummen Gassen, dass er Mühe hatte, ihr zu folgen. Er blieb so dicht auf ihren Fersen wie nur möglich, aber zweimal hatte er sich schon ducken müssen, weil sie plötzlich stehen geblieben war und sich umgedreht hatte, als hätte sie ihren Verfolger gespürt.

Je weiter sie nach Norden kamen, desto dünner wurde der Strom der Menschen, durch den sie sich drängen mussten. Lluigolf fiel etwas zurück, auf die Gefahr hin, sie aus den Augen zu verlieren. Die dunklen Straßen wurden breiter und ordentlicher, und irgendwann waren sie beinahe menschenleer. Lluigolf huschte dicht an den Häuserwänden vorbei und lauschte auf den Klang ihrer Schritte, der ihm verriet, wie weit sie vor ihm war. Wohin führte sie ihn nur? Der Schweinekoben lag schon weit hinter ihnen, dies hier war ein weitaus wohlhabenderes Viertel der Residenz.

Hadmut blieb stehen und sah sich um. Lluis drückte sich in einen Hauseingang und hielt die Luft an, als Hadmut ein paar Schritte in seine Richtung tat. Sie blieb stehen und sah sich in alle Richtungen um, bevor sie weiterging.

Die Straße stieg leicht an und mündete schließlich in einen großen Platz mit einem prächtigen Brunnen. Lluigolf wartete, bis Hadmut ihn überquert hatte, wobei er von einem gut gekleideten Pärchen, das hinter ihm auf die Straße trat, misstrauisch gemustert wurde. Er lächelte sie freundlich an, woraufhin die beiden ihre Schritte beschleunigten. In ihrem Windschatten überquerte er ebenfalls den Platz und tauchte in die dämmrige Allee ein, in die Hadmut verschwunden war.

Zwischen den Bäumen war es dunkel. Blätter rauschten im steten Wind, aber nichts davon schien von menschlichen Schritten verursacht zu sein. Lluis lief die Allee entlang und strengte alle Sinne an, aber Hadmut war verschwunden.

Ein Hund bellte, als er vor einer hohen Gartenmauer stehen blieb. Er ging eilig weiter und begegnete einem Diener in Livree mit einer Laterne in der Hand, der ihn so gründlich musterte, als wolle er sich sein Gesicht für alle Zeiten einprägen.

An der nächsten Straßenecke schaute er sich nach allen Seiten um, ohne einen Schatten von Hadmut zu erspähen. Er hatte sie verloren. Aber was mochte Hadmut in dieser Gegend gesucht haben? Dass sie möglicherweise wegen eines Raubzugs unterwegs war, schloss er aus – ihre Kleidung schien dazu nicht geeignet und sie hatte ihren Rucksack mit den Utensilien nicht bei sich gehabt. Womöglich spähte sie nur in Vibols Auftrag ein Anwesen aus, das sich für einen Einbruch eignete.

Entmutigt wanderte er noch eine Weile umher und betrachtete die schönen Stadthäuser und großen Gärten, bevor er sich auf den langen Rückweg machte.

Am nächsten Abend wagte er sich erneut an die Verfolgung. Sie waren spät unterwegs, denn heute hatte Hadmut sich zuerst mit Vibol getroffen, während Lluigolf vor dem *Einäugigen* auf sie gewartet hatte.

In seiner Tasche knisterte der Brief in der schönen Handschrift, den sie ihm überbracht hatte. Er hatte ihn in seinem Zimmer gespannt geöffnet und die formvollendete Begrüßung gelesen. Der Brief fuhr fort: *Unser geschätzter zwergischer Freund und ich fragen uns voller Bangen, ob du den unliebsamen Zwischenfall wohl gut überstanden haben magst. Wir haben uns an einigen Abenden in der von dir bevorzugten Lokalität eingefunden, aber auch der freundliche, wenn auch wortkarge Wirt konnte uns über deinen Verbleib nicht weiter aufklären.* Dann schlug er einen Tag für ein erneutes Treffen im *Einäugigen* vor und schloss: *Auf immer dein dir sehr ergebener – GARNESS*

Der kampferprobte Recke schrieb also nicht nur eine schwungvolle Handschrift, wenn er jemandem ein blaues Auge verpasste. Das war erstaunlich, ebenso erstaunlich wie die gefühlvolle Singstimme des Kämpen.

Endlich erschien Hadmut, und das Spiel vom Vortag wiederholte sich. Dieses Mal verlor er sie schon früher aus den Augen, als sich eine prügelnde und schreiende Menge zwischen ihn und Hadmut schob. Als er den Aufruhr umrundet hatte, war von ihr nichts mehr zu sehen. Er ging noch weiter, den gleichen Weg, den er am Abend zuvor genommen hatte, in der Hoffnung, ihre Spur wieder aufnehmen zu können, aber das Glück schien ihm nicht gewogen.

Er lief zurück durch die verwinkelten Gassen des Schweinekobens, passierte den *Einäugigen* und lief an der nächsten Ecke einem wahren Fels von Mensch in die Arme. »Du«, knurrte Lanto, Vibols rotbärtiger Leibwächter. »Er will mit dir sprechen.«

Lluigolf rutschte das Herz in die Hose. Wenn die Kröte seine Ordonnanz nach ihm suchen ließ, verhieß das nichts Gutes.

Vibol wartete wie gewöhnlich im Obergeschoss der Schenke auf ihn. Er saß da, die Hände auf dem Knauf seines Stockes gefaltet, als wolle er gerade aufbrechen, und betrachtete seine Fingernägel.

Lanto schob Lluigolf in die Mitte des Raumes und schloss dann die Tür von außen. Vibol sah nicht auf, und Lluis trat unbehaglich von einem Fuß auf den anderen. Er wagte es nicht, sich einen Stuhl heranzuziehen, und stand da wie ein Schuljunge, der eine Strafpredigt oder Schlimmeres erwartet.

Endlich hob Vibol den Kopf. »Nun?«, sagte er nicht unfreundlich. »Was möchtest du mir berichten?«

Lluis erzählte ihm von seinen vergeblichen Versuchen, Hadmut zu verfolgen. Die Kröte hörte ihm zu und schob unzufrieden die Unterlippe vor.

»Du musst dir mehr Mühe geben«, sagte er. »Lass dich nicht abhängen. Kleb an ihren Fersen wie Pferdemist.«

»Sie bemerkt mich, wenn ich ihr zu nahe komme«, wandte Lluis ein.

Vibol stampfte mit seinem Stock auf. »Das ist mir gleich«, zischte er. Seine sonst so gelassene Miene war zornig, ein erschreckender Anblick. »Das Mädchen führt mich an der Nase herum, und das kann ich mir nicht bieten lassen! Wenn sie mit dem Pferdegesicht paktiert, muss ich das wissen. Du wirst beim nächsten Mal an ihr dran bleiben, verstanden? Spätestens in der nächsten Woche erwarte ich deinen Bericht.«

Er stand auf, wartete, bis Lluigolf ihm die Tür geöffnet hatte, und hinkte hinaus. Lluis hörte, wie seine unregelmäßigen Schritte die Treppe hinabholperten und Lanto ihn unten empfing.

»Geh nach Hause«, hörte er Vibol noch sagen. Dann klappte die Tür und schnitt das Stimmengewirr aus dem Gastraum ab.

Lluigolf entließ den angehaltenen Atem und sank auf einen Stuhl. Also verdächtigte die Kröte Hadmut, sich mit dem Pferdegesicht eingelassen zu haben. Das war einer von Vibols Männern, der zu gierig geworden war und versucht hatte, die Kröte vom Thron zu stürzen. Das war ihm nicht gelungen, und er hatte aus der Residenz fliehen müssen, um Vibols Rache zu entgehen. Gerüchten zufolge war er aber zurückgekehrt und versteckte sich irgendwo im nördlichen Teil der Stadt.

Lluigolf stöhnte und legte den Kopf in die Hände. Wenn Vibol Hadmut im Verdacht hatte, war sie in großer Gefahr. Er würde sie es nicht spüren lassen, dazu war er zu verschlagen, aber wenn er die Beweise für ihren Verrat hatte, würde er sie ohne mit der Wimper zu zucken von einem seiner Männer umbringen lassen – oder es selbst tun. Er würde sie warnen müssen. Oder besser noch den Beweis erbringen, dass die Kröte sich irrte.

In den nächsten Tagen tauchte Hadmut nicht im Kollegium auf. Lluis wartete abends im *Einäugigen* vergeblich auf sie. Und auch Vibol blieb seinem Quartier fern.

Dann kam der Abend, den Garness ihm für ihr Treffen genannt hatte. Lluigolf verbannte alle Gedanken an Hadmut und die Klemme, in der sie beide steckten, und freute sich darauf, Trurre und den großen Kämpen wiederzusehen.

Roske hatte ihm seinen besten Tisch in der ruhigen Ecke neben der Tür reserviert. Als Lluigolf eintraf, sah er Trurre dort schon gemütlich seine Pfeife schmauchen, während sein hochgewachsener Freund sich mit einigen von Roskes Stammgästen im Pfeilspiel maß.

»Die armen Hunde haben keine Chance«, murmelte Trurre, als Lluis sich ihm gegenüber auf die Bank schob. »Er gewinnt immer. Ein kleiner Rat unter Freunden: Ich würde an deiner Stelle nicht mit ihm spielen.«

Lluis versprach es ihm und ließ sich das Bier schmecken, das Trurre für sie bestellt hatte.

Nach einer Weile kam Garness an ihren Tisch und setzte sich neben Lluigolf, griff nach seinem Becher und trank durstig in langen Zügen. »Es gefällt mir hier.« Er sah sich wohlwollend um, ehe er sich Lluigolf zuwandte und ihn musterte. »Alles wieder in Ordnung mit dir? Du siehst aus, als läge dir etwas auf dem Magen.«

Lluis schüttelte den Kopf. Der intensive Blick, mit dem Garness ihn musterte, machte ihn unsicher. »Alles in bester Ordnung. Ich habe nur ein paar anstrengende Abende hinter mir.«

»Soso«, sagte Garness anzüglich. Trurre schnaubte amüsiert, und Lluigolf trank einen großen Schluck, um seine Verlegenheit zu verbergen. Er merkte, dass das starke Bier schon Wirkung zu zeigen begann und schob den Becher von sich.

»Sag«, wandte er sich an den Zwerg, »du hast mir noch nicht erzählt, was dein Lehrmeister für ein Bursche ist. Ist er freundlich?«

Trurre wechselte einen Blick mit Garness und schmunzelte verhalten. »Ist Magister Davydd freundlich?«, wiederholte er.

Garness stieß die Luft durch die Nase und grinste. »Es gäbe andere Bezeichnungen, dir mir da einfielen.«

Lluigolf hob die Brauen. »Du kennst seinen Lehrmeister?«

»Notgedrungen«, erwiderte Garness. »Wir dienen demselben Herrn.« Er drehte sich um, weil sein Name gerufen wurde. Zwei Männer standen vor dem Pfeilspiel, winkten mit den Pfeilen und grinsten einfältig. »Noch zwei Opfer«, murmelte Garness und erhob sich. »Ihr entschuldigt mich, meine Herren. Ich muss meinen Sold aufbessern.«

Trurre streckte die Beine aus und schüttelte den Kopf. »Er ist ständig pleite – Orrin weiß, wo er sein Geld lässt. Nicht, dass wir nicht großzügig entlohnt würden!«

»Ich dachte, du lernst das Schmiedehandwerk«, platzte Lluigolf heraus.

Trurre sah ihn großäugig an. »Was?« Er hob die Hände, die bei aller Knorrigkeit keine nennenswerten Schwielen aufwiesen. »Ich? Sehe ich aus wie jemand, der Vergnügen daran hat, mit einem Hammer auf rotglühendem Eisen herumzuprügeln?« Seine Empörung war nur teilweise gespielt. »Oder sollte ich deiner Meinung nach meine Zeit lieber in irgendwelchen Stollen verbringen, wie sich das für einen anständigen Zwerg gehört?« Sein Bart sträubte sich ebenso empört wie seine buschigen Augenbrauen.

Lluigolf entschuldigte sich sofort. Er hatte anscheinend Trurres empfindliche Stelle getroffen.

Der Zwerg biss ergrimmt in das Mundstück seiner Pfeife. Er grummelte und brummelte und schnaubte noch eine Weile beleidigt vor sich hin, dann beruhigte er sich und hielt Lluis mit einer weit ausholenden Bewegung seine Pranke unter die Nase. »Vergeben«, sagte er großmütig. »Du konntest es ja nicht wissen. Du hast einen Zwerg gesehen und Zwergisches gedacht. Schwamm drüber.«

Lluigolf drückte gerührt die Hand des anderen. Beide tranken verlegen einen Schluck.

»Aber – was machst du denn nun wirklich?«, wagte Lluigolf nach einer Weile zu fragen.

Trurre schnaubte wieder, aber dieses Mal klang es nicht empört, sondern eher verlegen. »Sagen wir, ich arbeite eher mit dem Kopf als mit den Händen«, murmelte er. »Es ist ein bisschen schwierig zu erklären.« Er sah erleichtert auf, denn jemand rief Lluigolfs Namen.

Es war Hadmut, die gerade hereingekommen war und Lluigolf entdeckt hatte. »Lluis, ich habe dich gesucht«, sagte sie atemlos. »Kannst du mir morgen die Novizen abnehmen, ich …«, sie verstummte und starrte den Zwerg an. Ihr Gesichtsausdruck brachte Lluigolf zum Lachen. »Oh«, machte sie und wollte sofort wieder davonstürmen.

Lluigolf griff nach ihrem Ärmel und hielt sie fest. »He, setz dich hin«, sagte er. »Das ist Trurre, ein Freund. Trurre, das ist Hadmut. Ich habe dir von ihr erzählt.«

Sie sank mit einem Gesichtsausdruck auf den Stuhl, als hätte der Zwerg sie gebissen. »Sehr erfreut«, zischte sie zwischen zusammengebissenen Zähnen hervor.

Trurre, dessen Augenbrauen kurz in die Höhe geschossen waren, nickte ihr mit verwunderter Miene zu. »Das Vergnügen ist ganz auf meiner Seite.«

»Pass auf, was du sagst, Zwerg, wenn du an deiner Zunge hängst!«, fiel Hadmut ihm ins Wort.

»He«, machte Lluigolf erstaunt. »Hadmut, er hat dir doch gar nichts getan!«

»Das sollte er auch schön bleiben lassen«, schnappte Hadmut und fuhr den Zwerg an: »Du hältst einfach fein deinen Mund, dann kommen wir alle gut miteinander aus. Verstanden?«

Trurre nickte, hob ergeben die Hände und grinste breit. Lluigolf sah verständnislos von ihm zu Hadmut. Da lief irgendetwas, was er nicht verstand.

Hadmut zog ihren Tabakbeutel aus der Tasche und fischte die letzten mageren Krümel Tabak heraus, um sie auf einem Tungbaumblatt zusammenzukehren. Trurre schob ihr schweigend seinen besser gefüllten Beutel hin. Sie öffnete ihn und nahm eine Prise des krausen dunklen Krauts zwischen die Finger. »Hmm«, machte sie widerwillig. »Feines Zeug. Du scheinst nicht schlecht bei Kasse zu sein.« Sie warf ihm einen berechnenden Blick zu. »Gibst du mir einen aus?« Ohne Trurres Antwort abzuwarten, drehte sie sich zum Schanktisch um und winkte dem Burschen.

»Hadmut!«, rief Lluigolf, verwundert über ihr grobes Verhalten.

»Halt dich raus«, erwiderte sie, ohne ihn anzusehen, und bestellte einen von Roskes Rachenputzern, die sie sonst nie anrührte. Sie drehte das Tabakröllchen fertig, klemmte es zwischen die Lippen und sah Trurre herausfordernd an.

Der Zwerg zog die Brauen zusammen und schüttelte sacht, aber warnend den Kopf. »Treib es nicht zu weit«, schien seine Miene zu sagen. Die beiden starrten sich stumm und verbissen an.

»So«, verkündete Garness' zufriedene Stimme hinter ihnen. »Da bin ich wieder, und um einige Dans reicher, wie ich bemerken möchte. Wer von euch hat dieses Zeug bestellt, mit dem man sich allenfalls die Stiefel putzen sollte?« Ein Becher Schnaps landete überschwappend auf der

Tischplatte.

Hadmut quiekte leise und machte Anstalten, unter dem Tisch zu verschwinden.

»Holla«, machte Garness und starrte Hadmut ähnlich verdutzt an wie vorhin der Zwerg. Er ließ sich auf einen Stuhl fallen und griff langsam nach dem Becher, den er gerade abgestellt hatte. »Ich darf doch?«, murmelte er und nahm einen kräftigen Schluck, der ihm die Tränen in die Augen trieb.

Hadmut machte ein verkniffenes Gesicht und sog an ihrem Stäbchen, das inzwischen brannte. Lluigolf fragte sich geistesabwesend, wann sie es wohl angezündet haben mochte, aber die angespannte Stimmung in der Runde wischte den Gedanken gleich wieder aus seinem Sinn.

»Also«, sagte Hadmut mit klirrender Stimme, »ehe hier noch jemand dummes Zeug redet, ich heiße Hadmut und ich kann Besserwisserei auf den Tod nicht ausstehen!«

Trurre kicherte, was sich bei seinem Bass sehr eigenartig anhörte.

»Ich höre und gehorche, edles Fräulein«, erwiderte Garness, der augenscheinlich nicht wusste, ob er lachen oder weinen sollte. »Hadmut. Nun gut.«

Er wandte sich munter an Lluigolf, der langsam wütend wurde, weil seine Freunde ihn ganz offensichtlich zum Narren hielten. »Das ist also deine vielseitig begabte Freundin mit den schnellen Fingern, von der du erzählt hast, oder?«

Lluigolf quollen die Augen heraus. Was hatte er bei ihrer letzten Begegnung von Hadmut erzählt? Er konnte sich überhaupt nicht erinnern, über sie gesprochen zu haben. »Äh«, machte er und suchte nach Worten, während Hadmuts Blicke ihn aufspießten. Garness hatte sich gegen die Wand gelehnt und ein Bein auf die Bank gestellt. Seine langen Finger drehten den Becher mit Schnaps und seine Augen blitzten vergnügt und gefährlich.

»Was machst du eigentlich?«, hörte sich Lluigolf in seiner Bedrängnis fragen. »Du hast gesagt, ihr habt denselben Dienstherren?«

»Ah«, machte der große Mann leichthin. »Ja, das ist richtig. Ich bin der Hauslehrer der Kinder unseres Herrn.« Er grinste über Lluigolfs ungläubige Miene. »Er hat drei ganz entzückende Töchterlein. Vor allem Vanandel, die Jüngste, ist ein wahrer Sonnenschein. Ein wenig still, aber gelehrsam und ein Musterbild an Sittsamkeit und Sanftmut.«

»Eine fügsame, liebenswürdige Prinzessin«, warf Trurre ein, dessen Stimme erstickt klang.

Lluigolf blickte misstrauisch von einem zum anderen. »Ihr nehmt mich auf den Arm«, sagte er anklagend. Trurre und Garness brachen in dröhnendes Gelächter aus.

Hadmut stieß angewidert die Luft durch die Nase und stand auf, wobei sie Garness am Ärmel packte. »Wir müssen miteinander reden«, sagte sie scharf.

Lluigolf sah ihnen nach, wie sie in die entfernteste Ecke des Raumes gingen, wo Hadmut eindringlich auf den großen Mann einredete. Der neigte den Kopf und hörte ihr mit amüsierter Miene zu.

»Was geht hier eigentlich vor?«, fragte Lluigolf den Zwerg, der immer noch leise in sich hineingluckste.

»Ach, Freund Lluigolf, das ist sehr schwer zu erklären«, erwiderte Trurre und kämmte verlegen mit den Fingern durch seinen dunkelblonden Bart. »Ich möchte überdies nicht riskieren, dass deine energische Freundin mir die Nase abschneidet. Oder ein anderes wichtiges Körperteil«, fügte er

nachdenklich hinzu.

Lluis griff nach seiner Hand und zwang Trurre, ihm ins Gesicht zu sehen. »Die Geschichte mit dem *Hauslehrer* ist doch dummes Zeug, oder?«

Trurres goldbraune Augen erwiderten seinen Blick mit höchster Ernsthaftigkeit. Er schüttelte den Kopf.

»Nein?« Lluigolf begann unwillkürlich, ebenfalls den Kopf zu schütteln.

Trurre stülpte die Lippen vor. »Nun ja, er ist nicht *nur* Hauslehrer«, gab er zu.

Lluigolf atmete auf. »Leibwächter und Hauslehrer«, sagte er voller Überzeugung.

»Nein. Hauslehrer, Barde und Hofnarr«, gab Trurre zurück.

»Waaas?« Lluigolf verschlug es den Atem. Er sah zu Garness hinüber. Er und Hadmut standen dicht beieinander, ihre Hand lag auf seinem Arm, und er hatte sich etwas zu ihr hinuntergebeugt. Sie schienen in ein ernstes Gespräch vertieft zu sein. Lluigolf sah den Ausdruck in Hadmuts Gesicht und schnaufte leise. »Sie ist doch nicht etwa in ihn verliebt?«

Trurre hob die Schultern. »Armes Ding«, sagte er ohne großes Mitgefühl. Er klopfte seine Pfeife aus und steckte sie ein. Dann beugte er sich vor und murmelte: »Du ärgerst dich über mich, lieber Freund – und du hast recht damit. Aber das hier ist eine reichlich verzwickte Angelegenheit, und ich kann dich nur bitten, uns zu verzeihen. Es ist an deiner Freundin, sich zu erklären. Bitte sie darum, aber sei ihr nicht gram, wenn sie es dir verweigert. Ich fürchte, sie hat sich da in etwas hineingeritten, aus dem sie nicht so leicht wieder herausfindet.« Er lehnte sich mit sorgenvoller Miene zurück.

Garness kehrte an ihren Tisch zurück. Er blickte nachdenklich drein, aber als er Lluigolfs fragendes Gesicht sah, lächelte er strahlend und legte die Hand auf seine Schulter. »Nun, mein Bester«, sagte er. »Was wollen wir heute noch anstellen?«

Lluigolf sah sich nach Hadmut um, konnte sie aber nirgendwo entdecken. »Wo ist sie?«, fragte er.

»Sie ist gegangen. Hatte die Nase voll von unserer Gesellschaft. Wollte nach Hause.«

Lluigolf stand hastig auf. »Seid mir nicht gram«, begann er, »aber ich möchte … wir können uns morgen wieder treffen, wenn es euch passt. Ich würde jetzt gerne …« Er deutete zur Tür, und Garness nickte mit mitleidiger Miene.

»Einen Moment noch, mein stürmischer junger Freund«, sagte er und zog Lluigolf beiseite. »Verzeih mir ein offenes Wort, aber wie du sicherlich bemerkt hast, kenne ich deine Hadmut schon eine Weile, und ich glaube, ich darf behaupten, dass ich sie recht gut kenne.« Er erkannte Lluigolfs Ungeduld und hob die Hand. »Gemach. Ich will dir keine Predigt halten, aber vielleicht kann ich dich vor einer Enttäuschung bewahren.«

»Bitte, Garness«, unterbrach Lluigolf seine umständliche Einleitung. »Ich denke, ich weiß, worauf du hinauswillst, aber du musst mich vor gar nichts bewahren. Hadmut ist eine Freundin, sogar eine sehr gute Freundin – aber nichts weiter.« Einen Lidschlag lang erschien das liebliche Gesicht seiner toten Geliebten vor seinen Augen, und er musste heftig blinzeln, um wieder klar sehen zu können.

Grüne Augen musterten ihn besorgt. »Bist du sicher?«, fragte Garness.

»Ich bin sicher.« Er zögerte. »Ich weiß nicht, warum ihr mich zum Narren haltet, Trurre und du. Ihr werdet eure Gründe dafür haben. Jetzt lass mich gehen, damit ich sie noch einhole.« Er wandte sich abrupt um und lief hinter Hadmut her.

Hinter sich hörte er Garness' tragende Stimme seinen Namen rufen, aber er kümmerte sich nicht darum. Die Straße war belebt wie immer, und er konnte Hadmut nirgends sehen. Ohne darüber nachzudenken, nahm er den Weg, auf dem er sie in den letzten Nächten verfolgt hatte, und wirklich entdeckte er einige Ecken weiter ihre schmale Gestalt, wie sie gedankenverloren die Straße hinunterging. Er spurtete hinter ihr her und hatte sie bald eingeholt. Sie sah nicht zu ihm hin, als er an ihrer Seite erschien. Ihr Gesicht war verschlossen, es schien ihm, als habe sie Spuren von Tränen auf den Wangen.

»Hadmut«, sprach er sie leise an. »Wenn du jemanden brauchst, der dir beisteht – ich bin hier.«

Sie blieb stehen und verschränkte die Arme vor der Brust. »Danke, das ist nett von dir«, sagte sie. »Aber ich benötige keine Hilfe. Ich komme ganz gut alleine zurecht.«

»Was hat er dir getan?«

Hadmut sah ihn verständnislos an.

»Was hat Garness dir getan?«, wiederholte Lluigolf heftig. »Ich weiß zwar nicht, was zwischen dir und diesem angeblichen Hauslehrer vorgefallen ist, aber dass da etwas war, sieht ein Blinder. Und dass die beiden lügen wie die Flickschuster ebenfalls.«

Hadmut schüttelte den Kopf und lächelte schwach. »Er ist, was er zu sein behauptet«, erwiderte sie. »Ich kann mich rühmen, von ihm gelernt zu haben, wie man beim Kartenspiel betrügt, anderen das Geld aus der Tasche zieht und viele andere nützliche Dinge. Und er ist der Vater aller Lügen, damit liegst du richtig.« Sie wandte Lluigolf das Gesicht zu, und in ihren Augen war kein Schimmer von Tränen mehr zu sehen, nur glühender Zorn. »Vertrau ihm nicht. Er ist ein Lügner und Betrüger und wahrscheinlich noch Schlimmeres als das. Halt dich von ihm und seinem Gesellen fern, sie bringen dir nur Unglück!«

Lluigolf erschrak über ihre Heftigkeit. Er packte sie bei den Schultern. »Er hat dich verlassen? Entehrt? Ich knöpfe ihn mir vor, ich …«

»Halt, halt«, Hadmut griff nach seinen Handgelenken und löste seinen Griff. »Niemand hat mich entehrt oder so was, du brauchst dich also nicht mit ihm zu duellieren. Das würde ich dir ohnehin nicht raten, der Bardenstein bildet seine Schüler in allen Disziplinen aus, nicht nur in Poesie und schönen Liedern. Die Barden, die ich kennengelernt habe, stehen Caledrain in nichts nach, wenn es darum geht, mit Gift oder Waffen zu hantieren.« Sie gab ihm einen kleinen Knuff. »Bleib einfach weg von ihm. Das ist auf Dauer gesünder.«

»Trurre sagte, du steckst in der Klemme.« Er dachte an Vibol und wie sehr sie wirklich in der Klemme war, wovon der Zwerg allerdings nichts wissen konnte.

Sie lachte auf. »Trurre sollte sich lieber vorsehen, dass er in keine Klemme gerät, wenn er solche Schauermärchen über andere erzählt.«

Lluigolf holte tief Luft. »Aber er hat recht, obwohl er das gar nicht wissen kann. Hadmut, nimm dich in Acht – Vibol hat dich auf seiner Liste. Er glaubt, dass du ihn an das Pferdegesicht verrätst.«

Hadmuts Augen weiteten sich für einen Moment, dann wurde ihr Gesicht ausdruckslos. »Wie kommst du darauf?«, fragte sie.

Lluigolf fühlte, wie sein Herz schneller schlug. »Ich habe es gehört«, sagte er unbestimmt. »Zwei seiner Leute haben sich unterhalten. Sie wussten nicht, dass ich sie hören konnte.« Das klang nicht

besonders plausibel, aber ihm fiel nichts Besseres ein. Das Lügen hatte er wahrhaftig nicht studiert, vielleicht sollte er sich von Garness unterrichten lassen. Aber die böse Wahrheit, dass er ihr schon mehrmals nachgeschlichen war, brachte er nicht über die Lippen, denn er fürchtete, dass ihn das ihre Freundschaft kosten würde.

Hadmut sah ihn scharf an. Sie schien die Lüge zu spüren, aber sie bohrte zu seiner Erleichterung nicht nach. Er hätte nicht gewusst, was er ihr hätte sagen sollen.

Sie wandte sich zum Gehen. »Wir sehen uns morgen.«

Er sah ihr nach, wie sie sich davonmachte, die Hände tief in die Taschen gestopft und die Schultern in der geflickten Jacke abwehrbereit hochgezogen. Niemand hätte sie für etwas anderes als einen der Burschen gehalten, die sich um diese Zeit in den schäbigen Gassen herumtrieben.

Er zögerte einen gedankenschweren Moment lang, dann lief er ihr flink und heimlich hinterher.

Lerneburg, Feuermond, im zweiten Register
nach dem Großen Regen, Jahr des Luchses

Ranvidar hat mich heute nach langer Zeit wieder hierhergebracht. Es ist gut so, denn ich war die Ruhe im Ordenshaus gehörig müde. Als der Ruf kam, hatte ich meine Federn und Pinsel, das Messer und das lederne Läppchen, den Reibstein und die feste Tusche in Windeseile eingerollt, das Rohrstück mit dem feinsten Seidenpapier bestückt und mir umgehängt und war so schnell unten im Hof, dass die Obere Kapellarin ein Lächeln nicht unterdrücken konnte.

»So, Kastarlaijitijankorem«, sagte sie. »Hast du wieder Wind im Kopf und zappelige Füße?«

Die Obere Kapellarin ist die Einzige, die mich bei meinem Sippennamen nennt. Korrektur: Ich glaube, sie ist die Einzige, die ihn sich *merken* kann, obwohl meine Brüder und Schwestern im Scriptorium wahrhaftig allesamt mit gutem Gedächtnis und einem Auge für Namen und Bezeichnungen gesegnet sind. Sie lachen, wenn die Obere Kapellarin mich derart anredet – wahrscheinlich amüsiert sie der Kontrast zwischen der Länge meines Sippennamens und meiner körperlichen Erscheinung, die wahrlich nicht die Beeindruckendste ist.

»Zappelige Füße, ihr sprecht wahr, Mar Ayomida«, bestätigte ich und warf aus dem Augenwinkel einen Blick auf Ranvidar, die ruhig neben dem Tor saß und mich mit ihrem dunklen Auge anblickte. Sie neigte den Kopf, als sie meinen Blick auffing, und ich grüßte sie mit gefalteten Händen zurück.

Die Obere Kapellarin schmunzelte wieder und vollführte mit Daumen und Zeigefinger das Zeichen des Verschlungenen Initials. »Geh also mit den Gesegneten Siglen, der Codex sei mit dir und die Geister der Scriptura mögen dich auf deinem Weg geleiten, Frar Scriptor.«

Ich verneigte mich tief und schob mein Bündel auf dem Rücken zurecht. Sor Makani stand in ihrer saubersten Schürze einige ehrerbietige Schritte hinter der Obersten Kapellarin und reichte mir nun ein sorgfältig in große Sumkan-Blätter gewickeltes Päckchen mit Wegzehrung. Dann beugte sie sich herab, nahm meinen Kopf zwischen ihre großen, roten Hände und gab mir einen festen Kuss auf die Stirn. »Bleib nicht so lange fort und pass schön auf dich auf«, sagte sie. Ich nickte und trat hastig einen Schritt zurück, ehe sie noch einmal auf mich losgehen konnte. Ich weiß nicht, warum die Sor Küchenmeisterin so einen Narren an mir gefressen hat, aber ich habe sicher genug Spott meiner Brüder und Schwestern deswegen erdulden müssen, um einen großen Ölkrug damit zu füllen.

Hinter mir regte sich Ranvidar, die geduldig gewartet hatte, wie es ihre Art war. »Können wir?«, fragte sie mit tiefer, klingender Stimme. »Ich möchte gerne noch bei Tag ankommen, wenn es recht ist.«

Ich verstaute das Proviantpäckchen und kletterte auf Ranvidars Rücken. Es war nicht das erste Mal, dass ich mit ihr reiste, deshalb wusste ich, wo ich sitzen musste, ohne sie zu behindern. Ich spürte, wie sich ihre geschmeidigen Muskeln unter meinen Gliedern bewegten, als sie sich streckte. »Festhalten, Kleiner«, sagte sie und sprang empor. Der Wind rauschte um meinen Kopf, und ich unterdrückte einen Freudenschrei. Ranvidar drehte eine Runde, sodass ich das Ordenshaus unter mir betrachten konnte, das dalag wie das Spielzeug eines Riesen, das zwischen den Felsen und niedrigen

Bäumen vergessen worden war, und sauste dann pfeilschnell nach Süden. Ihre Schwingen rauschten und sie sang lauthals, während die Landschaft unter uns vorbeizog.

Irgendwann würde ich die Lieder aufschreiben, die Ranvidar auf unseren Reisen zu singen pflegte. Der Sammlung würde ich den Titel *Lieder des Großen Adlers* geben und die Obere Kapellarin würde mich dafür aus dem Orden werfen. Aber jetzt sang ich einfach nur mit, wobei ich notgedrungen die obere Stimme zu Ranvidars Alt übernahm.

»… und der olle Frachter sank mit Maaaann und Maaaaaus«, dröhnte Ranvidar. »Hohoho, die Messer bereit, wir entern den Kahn und saufen den Rum und wenn sie uns fangen, dann hääääängen wir …«

»… in der obersten Rah und strecken dem Nöck die Zunge heraaaaaaaaus«, ergänzte ich, wobei ich zugegebenermaßen um ein weniges den letzten Ton verfehlte. »Hölle und Dämon, das Wasser ist tief und kalt ist die See …«

»… drum lasst uns heut saufen, denn Mooooooorgen ist weiiiiit«, schloss Ranvidar schmetternd und fügte hinzu: »Du singst immer noch falsch, Kleiner. Tu mir den Gefallen, nimm ein paar Stunden bei eurem Frar Kantor.«

Sie stimmte eins ihrer Lieblingslieder an, dessen Inhalt sogar einem altgedienten Söldner die Schamröte ins Gesicht getrieben hätte. Ich vergnügte mich derweil damit, das Proviantpäckchen von seiner Umhüllung zu befreien. Als ich die letzten Krümel von meiner Jacke bürstete und mir den Mund abwischte, lagen die Totenberge weit hinter uns, und ich konnte vor uns bereits die bewaldeten Hügel und saftigen Felder der Mark Raakus erkennen. Ranvidar hatte aufgehört zu singen, ihr Atem ging etwas schwerer.

»Was hältst du von einer Pause?«, fragte ich.

»Nichts«, erwiderte sie. »Erinnerst du dich, was beim letzten Mal passiert ist, als ich vor Sandanger landen wollte?«

Natürlich erinnerte ich mich an diese Reise. Mar Ayomida hatte mich in den südlichen Karst geschickt, um mit Mondauge, der Historikerin der Dunklen Elben, einige strittige Stellen des Großen Buches zu klären. Es ging dabei um die Zeit der Unruhe nach dem Verschwinden der Elbenkönigin Onabiirute – das war damals eine heikle Zeit für Chronisten, wie Mondauge selbst aus bitterer Erfahrung wusste, und die meisten noch vorhandenen Aufzeichnungen aus dieser Zeit waren lückenhaft.

Da Sor Federkiel, die dieses Kapitel des Großen Buches bearbeitete, unter Höhenangst litt und die Strecke selbst einen der Großen Adler an den Rand seiner Kräfte brachte, wenn er zu große Last tragen musste, war ich der nahe liegende Frar Scriptor für diesen Auftrag gewesen.

Und natürlich stand mir unsere beinahe verpatzte Landung vor Sandanger noch deutlich vor Augen.

»Nun, er hat dich nicht getroffen«, sagte ich. »Und er hat sich entschuldigt.«

Ranvidar brummelte etwas und flog weiter. Die Sonne stand schon weit im Nachmittag und wärmte mir den Rücken. Ich schloss die Augen und genoss den Wind in meinen Haaren. Das gleichmäßige Rauschen der großen Schwingen und die stetige Bewegung der mächtigen Muskeln unter mir schläferten mich ein.

Das Gefühl, dass mein Magen sich plötzlich einige Längen oberhalb meines Kopfes befand, weckte

mich unsanft auf. Um mich herum sauste die Luft, offensichtlich setzte Ranvidar gerade zur Landung an.

»Sind wir schon da?«, fragte ich schlaftrunken.

»Noch nicht«, rief die Adlerfrau. »Ich will mir nur etwas aus der Nähe ansehen.«

Es war ein hochbeladener Karren, der über eine verlassene Landstraße holperte. Die herabstürzende Adlerin sorgte für einige Unruhe – ein Mann sprang von dem Karren und verschwand im Gebüsch, und die beiden Ochsen, die den Karren zogen, muhten voller Angst und versuchten, in entgegengesetzte Richtungen davonzurennen. Der Karren schwankte bedenklich, geriet mit einem Rad in den Graben neben dem Weg und blieb dort stecken. Die Deichsel brach, und die Ochsen, immer noch durch das Joch verbunden, trabten ins nächste Feld hinein.

Ranvidar landete und lief mit ihrem schaukelnden, springenden Gang um den Karren herum. Sie hakte ihren scharfen Schnabel in eins der verschnürten Bündel, das auf dem Karren lag, und schüttelte es.

»Was machst du?«, fragte ich verdutzt.

Ranvidar verdrehte den Kopf, um mich anzusehen. »Frag mich nicht nach meinen Angelegenheiten, ich frage dich ja auch nicht, warum du so dringend zum Bardenstein musst«, versetzte sie scharf. Ich zog lieber den Kopf ein und sah zu, wie sie nacheinander die restlichen Bündel, Ballen und Körbe schüttelte und abklopfte. Endlich beendete sie ihre Untersuchung, schob den Karren mit einem kräftigen Ruck zurück auf den Weg, rief: »Entschuldigung« in Richtung des Gebüschs und erhob sich wieder mit mir in die Lüfte.

Der Himmel färbte sich graurosa und violett, als wir Lerneburg erreichten. Die roten Ziegeldächer der Stadt strahlten im Licht des Sonnenuntergangs wie Leuchtfeuer. Ranvidar hielt respektvollen Abstand, falls ein nervöser Stadtwächter gerade zum Himmel blicken sollte. Beim Überfliegen großer Ansiedlungen konnte es gelegentlich zu unangenehmen Zwischenfällen mit Pfeilen und Armbrustbolzen kommen.

Der große Turm des Bardensteins ragte im Zentrum der Stadt auf. Sein Dach zierte die vergoldete Figur eines Sängers mit Harfe im Arm, der versonnen ins Weite blickte.

Wir landeten im Inneren Hof und sorgten damit für die übliche Aufregung. Ranvidar kümmerte sich nicht darum, dass sich ein Haufen Novizen und Bardenschüler um uns scharten und durcheinanderriefen, sie blinzelte mir zu und flog mit langsamen Flügelschlägen hinauf auf das Küchendach, wo sie sich zum Schlafen niederließ.

Glücklicherweise – denn womöglich stünde ich heute noch dort mitten im Hof und würde pickelgesichtige Barden in der Ausbildung auf mich hinunterglotzen lassen – hatte jemand den Verwalter benachrichtigt, und der kam jetzt angewatschelt, bahnte sich mit wohlgesetzten Ellbogenstößen und einigen energischen Worten den Weg und scheuchte die gaffenden Jungen zurück ins Gebäude.

»Bruder Schreiber«, rief er, »welche Freude! Wenn ich gewusst hätte, dass du uns die Ehre erweist, hätte ich ein Gastzimmer vorbereiten lassen. Du bleibst doch sicher wieder eine Weile?« Seine kleinen, flinken Augen musterten mich und meinen Reisesack, der nicht größer und nicht kleiner war als sonst auch.

»Danke für den warmen Empfang, Herr Onno.« Ich verneigte mich knapp – die herzlichen Worte täuschten mich nicht über das missmutige Zucken seiner Mundwinkel hinweg. Der Verwalter liebte es ganz und gar nicht, wenn etwas seinen gewohnten Tagesablauf durcheinanderbrachte. Oder besser, den gemütlichen Trott? Er war seit meinem letzten Aufenthalt noch ein wenig rundlicher geworden und füllte seine dunkelbraune Weste inzwischen auf ganz erstaunliche Art und Weise aus.

»Ich weiß noch nicht, wie lange ich bleiben werde«, fuhr ich fort, während er mich zum Gästetrakt führte. »Du bist sicher so freundlich und meldest meine Ankunft dem ehrenwerten Meistersänger?«

»Herr Maginhard ist natürlich sehr beschäftigt«, erwiderte er steif. »Aber für dich hat er sicherlich einen Moment Zeit, Bruder Schreiber.«

Früher hätte sein gönnerhafter Tonfall mich in Rage versetzt, aber anscheinend hatte die Gemütsruhe Frar Govadins, mit dem ich nun schon seit über drei Umläufen an der Geschichte der Großen Trennung arbeitete, inzwischen einen gewissen Einfluss auf mich ausgeübt. Ich lächelte also nur und dankte ihm.

Das Zimmer, das er mir im Gästetrakt zuwies, war klein und gemütlich. Ich legte mein Bündel auf das Tischchen am Fenster und hörte, wie der Verwalter einem Novizen befahl, Bettwäsche zu bringen. Dann steckte Onno den Kopf zu mir ins Zimmer und sagte: »Falls du noch etwas essen möchtest, gebe ich der Küche Bescheid.«

Ich dankte ihm erneut, was ein schmales Lächeln auf sein Gesicht zauberte, und teilte ihm mit, dass ich mich sogleich in die Bibliothek zu begeben gedachte. Dort könne er mich finden, wenn der Meistersänger mich zu sehen wünsche.

Der viereckige Turm des Hauptgebäudes beherbergte die Bibliothek des Bardensteins. Ihr Umfang und ihre Vielfalt war beeindruckend – wenn auch nicht ganz so beeindruckend wie die der unterirdischen Archive meines Ordens. Ich betrat den Turm im Erdgeschoss und kletterte die unzähligen Treppenstufen bis zum Dach empor, wobei ich auf der Hälfte eine kleine Pause einlegen und verschnaufen musste. Zu wenig Bewegung im letzten halben Umlauf, schalt ich mich stumm.

Ich kletterte schnaufend die letzte Treppe – eigentlich nur eine Art Leiter – empor und klopfte an die Tür am oberen Ende. Es war dunkel im obersten Geschoss, wie immer, und ich konnte kaum meine Hand vor Augen sehen. Eine ganze Weile lang rührte sich nichts, und ich befürchtete schon, den Aufstieg umsonst gemacht zu haben, aber dann hörte ich Schritte. »Ja?«, fragte eine sanfte, tiefe Stimme hinter der Tür.

»Frar Kastarlaijitijankorem«, erwiderte ich. »Ich bin gerade angekommen.«

Die Tür schwang weit auf. In dem Gemach dahinter war es stockfinster, aber ich konnte die hochgewachsene, weißgekleidete Gestalt erkennen, die mir geöffnet hatte.

»Tijan! Ich habe nicht so früh mit dir gerechnet. Komm herein«, er trat beiseite. »Hast du dir ein Licht mitgebracht?«

Ich tastete mich zum Tisch vor, der, wie ich mich erinnerte, genau in der Mitte des Zimmers stand. »Ich habe es vergessen«, sagte ich zerknirscht. »Und das Buch, das ich dir versprochen hatte, liegt auch noch unten in meinem Bündel. Vergib mir, aber ich hatte es eilig, zu dir zu kommen, ehe der Meistersänger mich zu sich ruft. Ich wollte erst von dir hören, warum man nach mir geschickt hat.«

Der Barde lachte leise. Ich hörte, wie er raschelnd herumkramte, dann flammte ein weiches Licht auf und beleuchtete sein Gesicht. »Ich habe keine Kerzen mehr. Reicht dir das als Ersatz?« Er setzte das Elbenfeuer auf den Tisch und schob mir einen bequemen Sessel hin.

»Unsere Freundin hat dich hergebracht?«, fragte er, während er sich selbst niederließ.

»So ist es. Sie hatte ein paar neue Lieder im Gepäck.«

Er lächelte. »Du kannst sie mir heute Abend vorsingen.« Er beugte sich vor, und das Elbenfeuer tauchte sein vornehmes Gesicht in gelblichen Schein. Seine linke Schulter war mit Spuren von Vogelkot bedeckt. Der Blick seiner hellen Augen ging an meinem Gesicht vorbei, als er fragte: »Was möchtest du wissen, Tijan?«

»Mar Ayomida hat mich losgeschickt, ohne mir allzu viel über meinen Auftrag zu sagen. Ich arbeite, wie du weißt, seit geraumer Zeit an der Geschichte des westlichen Elbenvolkes.«

Er nickte geduldig, und ich klopfte mir lachend mit dem Finger auf die Lippen. »Verzeih, Maris. Ich habe zu lange mit Frar Govadin zusammengearbeitet, seine umständliche Art färbt ein wenig ab. Mar Ayomida deutete mir an, dass der Bardenstein nach einem Experten für ebendiese Geschichte geschickt habe. Die Wahl fiel auf mich.« Ich sah ihn erwartungsvoll an. Sein Gesicht trug den Ausdruck stiller Nachdenklichkeit.

»Ich bin nicht eingeweiht in das, was der Meistersänger von deinem Orden will«, begann er, und ich atmete enttäuscht aus. In der Vergangenheit war ich des Öfteren mit Maginhard, dem Oberhaupt des Bardensteins, zusammengetroffen und ich konnte nicht behaupten, dass wir einander übermäßig zugetan waren. Der Meistersänger behandelte mich für gewöhnlich wie einen unreifen Knaben und ich zahlte es ihm heim, indem ich das eine oder andere meiner Gespräche mit einem seiner Vorgänger erwähnte, die allesamt längst Geschichte und zu Staub zerfallen waren.

Maris musste gespürt haben, was in mir vorging, denn er tastete nach meiner Hand. Seine Finger schlossen sich behutsam um mein Handgelenk. »Ich kann mir aber vorstellen, was er von dir möchte«, fuhr er fort, während seine sensiblen Finger meinen Pulsschlag, meine seelische Verfassung, meine momentane Stimmung und wahrscheinlich auch die Gedanken in meinem Kopf erspürten. »Der Markgraf ist auf der Suche nach neuen Exemplaren für seine Sammlung.«

Ich stöhnte auf, und Maris schmunzelte. »Ich weiß, mein Freund. Aber der Bardenstein ist angewiesen auf das Wohlwollen unseres gnädigen Herrn. Wigher ist nicht der schlechteste Herrscher, den die Mark bisher erdulden musste.«

Nicht der Schlechteste – aber ganz sicher einer der Exzentrischsten. Ich erinnerte mich an seinen Großvater – der war allerdings ein bösartiger Bursche gewesen. Er hatte die Mark in langwierige Streitigkeiten mit den benachbarten Herren vom Langen Land geführt und war noch nicht einmal davor zurückgeschreckt, den Zwergenkönig gegen sich aufzubringen. Glücklicherweise starb der alte Walram, ehe es zum Krieg gegen die Zwerge kam, und sein Sohn Witold, der Vater des jetzigen Markgrafen, hatte wieder für Frieden gesorgt und sich ausschließlich um seine eigenen Angelegenheiten gekümmert.

Markgraf Wigher, der Enkel des verrückten Walram, war ein Sammler. Sein Hofstaat und ein Teil seines Personals zeugten von seiner Marotte, sich mit nichtmenschlichen oder anderweitig exotischen Lebewesen zu umgeben. Zum Hofstaat gehörten sogar einige Elben, die den Wandernden Hain

verlassen hatten, um sich von Markgraf Wigher umschmeicheln zu lassen. Außerdem hielt er eine ganze Kompanie zahmer Orks als Schlosswache, und auch unternehmungslustige Zwerge fanden immer wieder ihr Auskommen bei Hofe. Er hatte einen Magus in Diensten, einige seiner Pagen sollten angeblich Kobolde sein, durch den Schlossgraben zog eine Seeschlange ihre Kreise, in seinen Stallungen fanden sich Zwiehörner und Flederkatzen, und in den tiefsten Kellern des Schlosses, so wurde gemunkelt, trieb sogar ein gehörnter Polterer aus dem Finsterwald sein Unwesen.

Der Markgraf hatte auch schon wiederholt versucht, Mar Ayomida die Zusage abzuschwatzen, mich als seinen Schreiber an den Hof ziehen zu lassen – aber zu meiner unsagbaren Erleichterung hatte die Obere Kapellarin dieses Ansinnen freundlich, aber sehr bestimmt von sich gewiesen.

»Ich hoffe nicht, dass er schon wieder mich als eins seiner *neuen Exemplare* ins Auge gefasst hat«, murmelte ich.

Maris schüttelte den Kopf. »Der Horninger hat mit einem seiner Schiffe einen Hippogryphen von den westlichen Inseln kommen lassen. Ein kleines Exemplar, recht kümmerlich, wie man berichtet. Aber …«

»… der Markgraf besitzt keinen Hippogryphen«, ergänzte ich. »Noch nicht mal einen kümmerlichen.«

Maris nickte, und seine wasserklaren Augen funkelten im Elbenlicht. Eine weiße Strähne fiel in seine Stirn, und er schob sie ungeduldig nach hinten.

»Ich denke nicht, dass ich etwas über Hippogryphen weiß.« Ich dachte nach und schüttelte den Kopf. »Er hätte nach Sor Almonda schicken sollen, sie hat sich mit geflügeltem Getier beschäftigt, als sie die westlichen Inseln besucht hat.«

Der Barde lehnte sich zurück und stieß dabei mit der Schulter gegen ein Bücherregal. Etwas schepperte in der Dunkelheit. »Er will sicher etwas Besseres als ein Flügeltier, das der Horninger nun ohnehin schon vor ihm besitzt«, wandte er ein.

»Was könnte das sein?«

Er zuckte mit den Achseln. »Das weiß Wigher allein.« Er versank in Nachdenken, und ich betrachtete ihn müßig. Maris war hell an Haut, Haaren und Augenfarbe, selbst für einen Goldenen Elben, der er dem Klatsch zufolge war. Ich hatte ihn nie nach seiner Vergangenheit befragt, obwohl es wahrlich merkwürdig war, dass ein Elbe aus dem Wandernden Hain – möglicherweise sogar aus dem Sommerpalast selbst? – als Meisterbarde und Bibliothekar im Bardenstein lebte. Maris sprach nicht über seine Vergangenheit oder Herkunft, und ich respektierte seine Zurückhaltung, so wie er die meine achtete. Wir waren nun schon viele, viele Umläufe lang befreundet und hatten zahlreiche Generationen von Bardenschülern, Meistersängern und Verwaltern kommen und gehen sehen.

Er tauchte aus seinen Gedanken auf und schüttelte ärgerlich den Kopf. »Wo habe ich meine Manieren gelassen? Du musst doch hungrig und durstig sein nach der langen Reise.«

Er machte Anstalten, sich zu erheben, aber ich hielt ihn auf. »Nein, bemühe dich nicht. Die Sor Küchenmeisterin hat mich nicht ziehen lassen, ohne mich mehr als reichlich mit Proviant zu versorgen.«

Maris lachte und deutete auf eine Karaffe und Gläser, die seitab auf einem Tischchen standen. »Aber du trinkst sicher ein Glas Wein mit mir.«

Ich stand auf und schenkte uns ein. Es war ein schwerer, fruchtig riechender Rotwein, der beinahe schwarz in den geschliffenen Gläsern schimmerte. Ich stellte Maris sein Glas so hin, dass seine Fingerspitzen es berührten. Er dankte und hob das Glas an die Nase, um den Duft des Weins einzuatmen. Dann nahm er einen Schluck und brummte zufrieden.

Eine lautlose Bewegung ließ mich aufschauen. Durch die Dunkelheit glitt ein weißes Gespenst mit riesigen, goldenen Augen und landete auf des Barden Schulter. Er hob die Hand und kraulte die weiße Eule unter dem Kinn. Sie schloss halb die Augen und legte den Kopf schief, damit seine Finger die richtigen Stellen erreichen konnten.

»Lochan«, sagte Maris zärtlich. »Du warst lange fort, Freundin.«

Es klopfte, und eine zaghafte Stimme fragte nach dem Verbleib des Bruders Schreiber. Ich stellte mit leisem Bedauern mein kaum angerührtes Glas fort und stand auf.

Mein Gastgeber lächelte sein unbestimmtes, sanftes Lächeln: »Wenn du von der Reise nicht zu müde bist, können wir nachher noch etwas plaudern.«

Ich nahm die Einladung von Herzen gerne an, nicht nur wegen des guten Rotweins. Nach einem Zusammentreffen mit dem Meistersänger benötigte ich immer dringend jemanden, der mir half, meinen Kopf durchzulüften und alle neun Sinne wieder zu sortieren, denn Maginhard war ein wahrer Meister im Verwirren der Sinne.

Lochans Augen folgten mir, als ich zur Tür ging, und ich spürte ihren scharfen Blick noch zwischen meinen Schulterblättern, als ich hinter dem Jungbarden die Treppe wieder hinunterstieg.

Lerneburg, Feuermond, im zweiten Register
nach dem Großen Regen, Jahr des Luchses

Es war spät in der Nacht, als ich erneut die Treppe des Bibliotheksturms erklomm. Im Bardenstein war Ruhe eingekehrt, die langen Gänge und Flure lagen stumm und dunkel da, sodass selbst meine leichten Schritte erstaunlich laut von den Wänden widerhallten.

Ich hätte nach diesem langen Tag eigentlich todmüde sein müssen, aber die Reise und das nachfolgende Gespräch mit dem Meistersänger hatten mich beide gleichermaßen aufgestört und ließen nun feurige Unruhe durch meine Adern kribbeln. Zu lange hatte ich ein stilles, zurückgezogenes Leben geführt; all die Eindrücke, die heute auf mich eingestürmt waren, tollten jungen Hunden gleich durch meinen armen, schwirrenden Kopf.

Meine müden Glieder sehnten sich nach einem Bett, aber ich wusste, dass ich keine Ruhe finden würde. Das Beste war, meinen alten Freund aufzusuchen, von dem ich wusste, dass er auch noch nicht schlief. Ich verharrte wie gewöhnlich auf dem Treppenabsatz in halber Höhe, lehnte mich in die Fensterlaibung und sah auf den dunklen Hof hinab. Ranvidar hatte das Küchendach inzwischen verlassen und war fort. Sie würde da sein, wenn ich sie brauchte, das war sie immer. In einigen Fenstern glomm noch matter Lichtschein, dort lernte wohl ein fleißiger – oder saumseliger? – Schüler für eine Prüfung oder einen Auftritt.

Ich hätte hier sitzenbleiben und den Sonnenaufgang erwarten können, aber die Kühle des dicken Gemäuers drang unangenehm durch meine Hosen und machte mich schaudern. Oben, bei Maris, war es warm und freundlich, wenn auch ebenso finster wie hier im Gang. Ich trug aber diesmal einen Glühstein bei mir, zwei schöne Äpfel und natürlich das Buch, das ich ihm versprochen hatte.

Seine Tür stand einen Spalt offen, und ich hörte seine Stimme, als ich die letzten Stufen bewältigte: »Ich habe dich erwartet. Willkommen zurück.«

Ich trat ein und stolperte über einen Hocker. Fluchend entzündete ich den Glühstein und beleuchtete meinen Weg zum Tisch. Maris war nicht zu sehen, aber als ich die Äpfel und das Buch ablegte, hörte ich seine Schritte und dann leuchtete weißes Elbenhaar im matten Licht des Steines auf. »Ah, Äpfel«, sagte er erfreut. Ich lächelte und schob ihm den größeren der beiden hin. Maris liebte sie über alles, und im Garten des Ordenshauses standen zwei alte Bäume, die jeden Sommer wunderbar süße, rote Früchte trugen.

Wir saßen beide eine Weile in einträchtigem Schweigen und kauten das saftige Obst.

»Ich werde ein paar Tage hier in der Bibliothek zu tun haben«, sagte ich.

Maris aß das Kerngehäuse und legte den Stiel des Apfels beiseite. »Kann ich dir bei deiner Arbeit helfen?«

»Ich habe gehofft, dass du mich das fragst.« Grübelnd schob ich die beiden Apfelstiele über die Tischplatte. »Was weißt du über die Seelentrinker?«

Er holte scharf Luft, meine Frage schien ihn zu überraschen. Ich sah ihn an, wie er ein wenig vom Tisch abrückte und die Arme vor der Brust verschränkte, das Gesicht so verschlossen wie seine

Haltung.

»Warum willst du das wissen?«, fragte er. Seine Stimme klang verhalten, als müsste er einen Grimm zügeln, dessen Ursache ich nicht erahnen konnte.

»Der Meistersänger befragte mich zu meinem Wissen über dieses Thema. Ich musste ihm sagen, dass ich nicht viel mehr dazu sagen kann, als dass ich diesen Begriff einmal gelesen habe.«

»Hat er dich deshalb kommen lassen?«

»Er bittet mich um eine kurze Abhandlung über die Zeit der Drachenkriege – wofür du wahrlich der weitaus geeignetere Verfasser wärest.« Ich schüttelte den Kopf. »Ich habe nicht versäumt, ihn auf diesen Umstand hinzuweisen, aber er ist über meinen Einwand einfach hinweggegangen.«

Maris knurrte – eine für ihn äußerst ungewöhnliche Unmutsäußerung. »Wir sprechen seit ungefähr sieben Umläufen nicht mehr miteinander.«

Ich musste lachen, was mir angesichts seiner angespannten Miene sofort leidtat.

»Er ist nichts weiter als ein aufgeblasener Idiot«, sagte ich. »Warum ärgerst du dich über ihn? Du hast auch Ratbald überstanden.«

Und Sarolf und den unglaublichen Lambert, woran ich ihn in seiner ohnehin gereizten Stimmung nicht erinnern wollte.

Maris knurrte wieder. Seine geballten Fäuste zeigten seinen Grimm weitaus stärker als sein unbewegtes Gesicht. »Ich weiß nicht, warum der Rat vom Bardenstein immer wieder die größten Nervensägen zum Meistersänger macht«, sprach ich eilig weiter, »aber vielleicht ist das als Prüfung für alle anderen gedacht. Wer so etwas übersteht, der kann auch draußen in der Welt nicht anders, als Unbilden, Leid, Strapazen und schlechte Küche zu überleben!«

Sein Gesicht entspannte sich, er lachte und griff zielsicher nach der Karaffe mit Wein.

»Ich schenke uns ein«, sagte ich eilig, als ich seine suchenden Finger nach den Gläsern tasten sah.

»Seelentrinker«, sagte er nach einer Weile. »Wo hast du darüber gelesen?«

Ich rollte einen Schluck des schweren Weins im Munde herum und strengte mein Gedächtnis an. Das ist der Nachteil, wenn man ein gewisses Alter erreicht hat – das Erforschen des eigenen Gedächtnisinhaltes gerät gelegentlich zu einer mühsamen Expedition durch unwegsames Gelände. Ich rodete etliche Mannslängen wuchernden Gestrüpps aus zwergischen Genealogie-Listen und schlecht übersetzten Hochland-Versepen und dann hatte ich es. »Die Aufzeichnungen Lindrads«, sagte ich. »Er stand als oberster Archivar im Dienst des Hochkönigs Siamon des Dritten. Irgendwann im vierten Register nach dem letzten Drachenkrieg; wenn ich mich recht erinnere, muss das im Jahr des Wütenden Windes gewesen sein.«

Maris nickte langsam und betastete nachdenklich den glatten Einband des Buches, das ich ihm mitgebracht hatte. »Das war eine schlimme Zeit«, sagte er. »Die edelsten Krieger meines Volkes waren in den Drachenkriegen gefallen, wir hatten uns in den Wandernden Hain zurückgezogen und leckten unsere Wunden … und dann verschwand ein junges Elbenpaar. Wir waren zunächst unbesorgt; alle dachten, sie seien einfach nur fortgegangen, ohne ihren Familien etwas zu sagen.« Ich schüttelte den Kopf. Völlig undenkbar, dass ein Mitglied meiner Sippe sich einfach so bei Nacht und Nebel davongemacht hätte. Er lächelte schwermütig, weil er meine Missbilligung spürte. »Unsere Familienbande sitzen lockerer als die euren, Tijan.«

Eine Weile herrschte Schweigen. Ich dachte an meine Schwestern, die so fern von mir lebten, an meine vielen Nichten und Neffen, Onkel, Tanten, Vettern und Basen – dann schüttelte ich mein aufflackerndes Heimweh ab und sah mein Gegenüber an. Maris saß brütend da, die hellen Augen verschattet von altem Kummer oder Zorn.

Als er wieder zu sprechen anhob, war seine Stimme so leise, dass ich den Atem anhielt, um kein Wort zu verpassen.

»Es blieb nicht bei diesem Paar. Nach und nach wurden immer mehr junge Elben vermisst – und wir begannen uns zu fragen, was da vor sich ging. Dann kehrten die Ersten zurück.«

Ich schnaufte, und er hielt inne. Dann erhellte ein Lächeln sein Gesicht. »Verzeih mir, lieber Freund. Ich war unhöflich, habe zu mir selbst gesprochen und nicht darüber nachgedacht, dass heute Abend ein anderer meine Dunkelheit teilt.«

In dieser Nacht unterhielten wir uns nur noch über Dinge, die keinem von uns Schmerz bereiteten. Als der Morgen dämmerte, strich Lochan, die Eule, durch das offene Fenster und landete lautlos auf Maris' Schulter. Er kraulte ihren Hals und nahm das Buch auf, das griffbereit neben seiner Hand gelegen hatte. Er schlug es auf und blätterte darin, während die Eule auf seiner Schulter saß und das Buch anstarrte. Als sie endlich blinzelte und den Kopf abwandte, schlug er das Buch zu und legte es beiseite. »Lochan ist müde«, sagte er.

Ich erhob mich. »Schläfst du eigentlich nie?«, fragte ich.

Maris streckte sich und stand auf. »Selten«, erwiderte er. »Gleich kommt Nigaio, dann gehe ich hinunter und schaue, was ich für dich über die Drachenkriege finde.«

Ich erwachte nicht spät am Vormittag, erfrischt von wenigen Stunden Schlaf, und lief gleich hinüber zum Bibliotheksturm, voller Neugier, was Maris für mich bereithalten würde.

Ich fand ihn in einem der mittleren Geschosse. Die Wände rundum waren bis unter die hohe Decke mit Regalen bedeckt, die unter Gebirgen aus alten Büchern und Schriftrollen ächzten. Hier und da sah ich elbische Aufzeichnungskristalle schimmern, und ich wusste, dass in den Kellern sogar ein großes Gewölbe mit Steintafeln aus den Totenbergen existierte. Ferun Federkiel hatte darin einmal einen ganzen Winter verbracht und sich hinterher sehr beeindruckt über die vorgefundenen Schätze zwergischer Dichtkunst geäußert.

Ich hatte viel Zeit in der Bibliothek des Bardensteins verbracht und war doch jedes Mal überrascht über den einen oder anderen Fund.

Maris saß an einem schweren Eichentisch, der mühelos die Last an Büchern trug, die auf ihm gestapelt lag. Er hatte die Stirn in die Hand gestützt und blickte auf einen Folianten nieder. Das Bild rührte mich zutiefst.

Als ich näher trat, blickte die zerzauste Krähe auf, die auf seiner Schulter saß. Ihre Augen fixierten mich starr und ein wenig misstrauisch. »Du bist früh wieder auf den Beinen, Tijan«, begrüßte Maris mich.

Ich kletterte neben ihm auf einen Hocker, damit ich das Buch betrachten konnte, das er gerade las. Als ich die kantigen Schriftzeichen erblickte, stöhnte ich leise.

Maris schmunzelte. »Verursachen dir die Nordmann-Runen Kopfschmerzen?«

»Augenweh«, beschwerte ich mich leise. »Das ist keine Schrift, das ist eine besondere Foltermethode. Wie kannst du so etwas lesen und dabei so entspannt aussehen?«

Er reckte sich. »Diese Augen sind daran gewöhnt, Runen zu entziffern. Der Inhalt ist sehr interessant, wenn auch schrecklich umständlich formuliert.«

Ich beugte mich über das Buch, während die Krähe mich weiter mit großer Skepsis anblickte.

»Nigaio«, mahnte Maris leise. Der Vogel trat verlegen von einem Fuß auf den anderen und wandte den Kopf. »Danke«, sagte Maris und legte den Finger auf eine Zeile, die mit einem scheußlich verschnörkelten Initial begann.

»Siehst du?«

Der Abschnitt handelte von Bjartur, dem Entdecker der Lande hinter dem Wind, und seiner ersten Begegnung mit den Drachen der westlichen Inseln. Ich kannte eine Beschreibung dieser fatalen Reise Bjarturs, aber sie war ganz sicher wesentlich jünger als diese Aufzeichnung.

Maris schlug das Buch zu und schob es beiseite.

Er deutete auf den Stapel Bücher und zwei Schriftrollen, die auf dem Tisch lagen. »Die habe ich für dich herausgesucht. Wenn du darüber hinaus noch bestimmte Quellen brauchst, sag mir, was du suchst.«

Ich dankte ihm, aber für das, was der Meistersänger von mir haben wollte, war ich mit Material erst einmal überreichlich versorgt. Ich sah Maris an, der blicklos in eine unbestimmte Ferne starrte, und räusperte mich.

»Was bedrückt dich, Tijan?«

»Das Thema, über das wir gestern gesprochen haben«, druckste ich herum. Es war für ihn so offensichtlich schmerzhaft gewesen, darüber zu sprechen, dass ich nun kaum wusste, wie ich darauf zurückkommen sollte.

Die zerzauste Krähe öffnete den Schnabel und gab ein heiseres Miauen von sich, wie eine kleine Katze. Maris kraulte sie unter dem Kinn. »Du bist hungrig, Nigaio? Flieg ruhig, ich kann dich eine Weile entbehren.« Er lehnte sich zurück. »Die Seelentrinker.«

Ich ertappte mich dabei, wie ich schon wieder den Atem anhielt. Mit einem ärgerlichen Kopfschütteln sagte ich: »Du hast erzählt, dass einige der Vermissten zurückkehrten.«

Maris seufzte tief. »Warum willst du dich damit beschäftigen? Es ist ein dunkles Kapitel in der Geschichte meines Volkes. Wir sprechen nicht darüber, Tijan.«

Ich wartete geduldig, was nicht unbedingt eine meiner Stärken war, aber ich spürte, dass jede Drängelei nur dafür gesorgt hätte, dass ich gar nichts mehr erfuhr.

Endlich begann er zu erzählen, leise, als spräche er mit sich selbst. Durch das große Fenster fiel helles Tageslicht, aber seine Stimme, die ein Lied aus uralten Zeiten vortrug, ließ das Licht erlöschen und machte mich zum Gefährten, der ihn in sein Reich des Schattens und der Dunkelheit begleitete.

Die Wiederkehrer erinnerten sich nicht daran, fort gewesen zu sein – oder sie gaben vor, sich nicht zu erinnern. Einige wenige lebten ihr Leben so weiter wie vor ihrem Verschwinden, unversehrt bis auf die fehlende Zeit im Fluss ihres Lebens. Aber die meisten waren verändert. Es fiel nicht sofort auf, denn zuerst übertönte die Freude über ihre Wiederkehr alle Anzeichen, dass in der unerklärlichen Zeit ihrer Abwesenheit etwas mit ihnen geschehen sein musste.

Die Wiedergekehrten zogen sich von ihren Freunden und ihrer Familie zurück. Einige von ihnen verschwanden nach kurzem erneut und tauchten nie wieder auf. Und die, die blieben, wandelten wie Geister unter ihren ratlosen Freunden. Das allein wäre schlimm genug gewesen, aber als der Wandernde Hain seine Mittsommer-Position erreichte, begannen die Wiedergekehrten zu verblassen wie Tinte auf einem schlecht vorbereiteten Pergament.

An diesem Punkt seiner Erzählung muss ich etwas gemacht haben, was ihn innehalten ließ – eine Bewegung, ein Geräusch, ein verblüfftes Einatmen. Er hob den Kopf, als wäre er überrascht, jemanden neben sich zu finden.

»Sie verblassten?«, fragte ich, unsicher, ob ich ihn richtig verstanden hatte.

Er nickte, aber nicht als Antwort auf meine Frage, sondern als lausche er einer inneren Stimme. »Es glich dem, was die Menschen Krankheit nennen. Unsere Heiler haben keine Erfahrung mit diesem Phänomen. Wir waren hilflos.«

Das Licht wanderte über die Bücherregale hinter uns, während er langsam, nach Worten suchend, längst vergessen geglaubten Empfindungen hinterherschmeckend, von lange zurückliegenden Begebenheiten erzählte. Ich sah die Wiedergekehrten durch den Goldenen Hain geistern – ein Ort, den ich selbst nie besucht hatte –, ich empfand das Entsetzen der Elben über den Verlust, denn jene Erinnerungen, die den Wiedergekehrten fehlten, fehlten nun auch im sorgfältig konservierten Gedächtnis des Elbenvolkes. Ich muss zugeben, dass mich dies am meisten erschütterte und dass ich unwillkürlich mit dem Daumen das Siegel des geschlossenen Buches auf meine Stirn, meinen Mund und mein Herz zeichnete. Fehlende Erinnerungen, fehlende Seiten im Großen Buch … Welches Unglück, welche Blasphemie!

Aber es kam noch schlimmer – die erkrankten Elben schwanden dahin, vergingen wie Eiszapfen in der warmen Frühlingssonne, lagen schließlich starr und bleich, ausgemergelt und spröde wie dürre Zweige auf dem Lager, das ihre besorgten Familien ihnen bereitet hatten, hauchten schließlich unhörbar ihren letzten Atem aus.

Das Wehklagen war groß. Selbst die Erinnerungen, die den Wiedergekehrten noch geblieben waren, waren nun für alle Ewigkeit verloren.

Ich konnte einen Seufzer nicht unterdrücken, und ein Schaudern richtete meine Haare auf, als hätte einer der wiedergekehrten Geister mir sanft in den Nacken gepustet.

Maris wandte mir sein Gesicht zu. Ich sah sein weißes Haar und die wasserfarbenen Augen und seufzte unwillkürlich ein zweites Mal. Wenn jemand nach Verblassen und Dahinschwinden aussah, dann war das Maris Elbenstern, Barde und Bibliothekar des altehrwürdigen Bardensteins.

»Das ist nicht das Ende der Geschichte«, sagte ich.

»Es ist das Ende – für heute«, gab er zurück und erhob sich. Eine zierliche, hellbraune Taube, die Brotkrumen vom Fenstersims pickte, flog auf und setzte sich auf seine Schulter. Maris hob die Hand und kraulte die Taube dort am Hals, wo ihre Federn einen zarten schwarzen Ring bildeten, der wie ein Halsreif aussah.

»Komm heute Nacht zu mir. Vielleicht findest du ja noch einen Apfel in deinem Gepäck?«

Ich sah ihm nach. Hochgewachsen, wie er war, musste er den Kopf in der niedrigen Tür ein wenig einziehen, was er mit fließender Eleganz, wie sie seinem Volk eigen war, erledigte.

Ich starrte noch eine Weile auf die geschlossene Tür, dann schüttelte ich jeden Gedanken an die Wiedergekehrten und ihre unwiderruflich verlorenen Erinnerungen ab und rief mich zur Ordnung. Ich hatte eine Arbeit zu erledigen und es wurde Zeit, dass ich mich darum kümmerte. Mar Ayomida duldete keine Tagträumerei und Saumseligkeit unter ihren Frars und Sors.

Ich öffnete mein Schreibbündel und rollte es aus, dann begann ich sorgfältig damit, meine Lieblingsfeder nachzuschneiden. Ich entfernte die Versiegelung aus Wachs und zog den Korken aus dem Tintenfässchen. Der herbe Duft des Atramentums schmeichelte meiner Nase wie das schönste Frühlingslüftchen.

Wie jeder Scriptor trug ich mein Notizbuch ständig bei mir, es ruhte in einer Tasche, die an meinem Gürtel hing. Ich zog es heraus und schlug es auf.

Dann nahm ich das kleine, scharfe Messerchen, das ebenfalls in der Gürteltasche lag, murmelte die heiligen Worte und stach in meinen Daumen. Ich presste einen dicken Tropfen Blut heraus und ließ ihn auf meine Schreibfeder fallen, bevor ich sie in das Tintenfässchen tunkte.

Ich schrieb Ort und Datum des Eintrags auf eine leere Seite. Dann sammelte ich meine Gedanken und schrieb *Geschichte der Elben – Seelentrinker*. Noch gestern hätte ich an dieser Stelle *Mythen der Elben* notiert, aber die Erzählung des Elbenbarden hatte jeden Zweifel daran beseitigt, dass er von einer wahrhaft stattgefundenen Episode der elbischen Geschichte berichtete. Ich ließ eine Zeile frei, um eine genaue Datierung nachzutragen. Das hier waren zwar nur meine persönlichen, unvollkommenen Notizen, aber wenn dieses Stück der Geschichte irgendwann einmal ins Große Buch eingetragen wurde, dann wollte ich meinen Teil des Bildes mit allen nötigen Daten so lückenlos wie möglich beisammenhaben. Ich freute mich auf den Tag meiner Rückkehr und die Zusammenkunft mit meinen Brüdern und Schwestern, die mit diesem Forschungsgebiet vertraut waren. Sie würden beisteuern, was sie in ihren Notizbüchern hatten und daraus würden wir ein größeres, farbigeres Bild formen, das langsam seiner Vollendung und dem Eintrag ins Große Buch entgegenwuchs.

Ich begann also, meine Erinnerungen an das Erzählte zu fixieren. Wie alle Scriptoren verfügte ich über ein gutes Gedächtnis, deshalb schrieb ich die wichtigsten Passagen in den Worten des Elbenbarden nieder und verfasste nur die Überleitungen zusammenfassend in meinen eigenen Worten. Hierfür verwendete ich die Kürzelschrift, die alle Brüder und Schwestern meines Ordens benutzen. In den Jahren, die ich zum Orden gehörte, hatte ich wie die meisten Frars und Sors meine eigene Kürzelschrift daraus entwickelt und benutzte die offizielle Variante nur noch in Aufzeichnungen, die für die Allgemeinheit lesbar sein sollten. Ich erfreute mich, während ich die Feder eintauchte, an den Kringeln und Schnörkeln, die aufs Papier flossen wie die Spuren kleiner Vögel und Tausendfüßler. Die Worte des Elben erschienen in einem sanften Blaugrün, meine eigenen Zusammenfassungen schimmerten nachtschwarz, und hin und wieder erschien ein Wort oder eine Passage in einem glühenden Rotorange. Diese Stellen würde ich mir nachher noch genauer ansehen, weil ich Maris danach befragen musste. Dort stand *Tuula*, ein Elbenname. Ich konnte mich nicht erinnern, wer diese Elbin war. Hatte Maris den Namen überhaupt erwähnt? Tuula. Er klang wie der sanft-klagende Ruf einer Taube. Ich zeichnete eine Taube, die Zeichnung erschien in mattem Gold, glänzte dann einen Lidschlag lang wie helles Silber und verblasste, verschwand vom Papier, als hätte ich sie nie gezeichnet. »Verblasst und geschwunden«, schrieb ich neben den Namen. Tiefe Schwärze wandelte

sich in Orangerot – Sonnenuntergangfarben.

Ich schrieb weiter, alle weiteren Gedanken an Tuula verdrängend. Die Sonne sank in den Abend, der Himmel kleidete sich in violette, orangefarbene und flammend rote Farben, als schriebe die untergehende Sonne »Tuula – Tuula« in das leuchtende Blau. Ich beachtete es nicht, schrieb wie im Rausch.

Die ersten Sterne blinkten am tiefblauen Himmel, als ich die Feder mit einem Tüchlein abwischte und über das letzte beschriebene Blatt pustete, um es zu trocknen. Je weiter ich mit meinen Aufzeichnungen gekommen war, desto mehr flammenfarbene Zeilen hatten sich in den Text geschlichen. Es drängte mich, sie zu lesen, begierig zu erfahren, welche Geheimnisse sie wohl bergen mochten. Aber mein knurrender Magen erinnerte mich schmerzhaft daran, dass ich mehrere Mahlzeiten ausgelassen hatte. Ich säuberte also mein Schreibgerät, verstaute mein Notizbuch und lief die Treppen hinunter, um im Speisesaal noch einen Teller dicken Eintopf zu ergattern.

Es war voll und laut im Speisesaal, die jungen Barden verfügten allesamt über gut trainierte, durchdringende Stimmen. Ich nahm mein Essen in Empfang und schaute mich um, aber das Stimmengewirr, das laute Lachen und sogar vereinzelte Instrumentenklänge vertrieben mich, und ich flüchtete mitsamt meinem Teller hinaus in den Hof. Einen Moment lang sehnte ich mich nach dem heimatlichen Refektorium – auch bei uns ging es nicht immer nur still und gesittet zu, aber die Scherze und Eskapaden der Novizen und jungen Brüder und Schwestern nahmen nie derart überhand, dass die Älteren oder gar Mar Ayomida sich davon gestört fühlen mussten.

Im Hof war es still und die Luft weich wie Samt. Ich hockte mich auf ein Mäuerchen und löffelte den inzwischen abgekühlten Eintopf. Ich brockte das grobe, aber wohlschmeckende Brot in großen Stücken in die Neige und ließ es weichen, während ich den Himmel betrachtete. Ich suchte das Sternbild, unter dem ich – noch viel weiter von hier entfernt als das Ordenshaus – geboren worden war, und fand es nach einigem Suchen. Die Kleine Schwester hing in diesem Teil der Welt mit dem Kopf nach unten, ein Anblick, mit dem ich mich immer noch nicht so recht anfreunden konnte.

Ich löste mich vom Anblick der Sterne und schob das eingeweichte Brot in den Mund, wischte den Teller sauber und holte dann mein Notizbuch aus der Tasche. Als ich es auf den letzten Seiten aufschlug, leuchteten mir mit mattem rötlichen Glühen einzelne Zeilen und Wörter entgegen, die ich nun voller Neugier zu lesen begann.

Kann man es *lesen* nennen? Die meisten Worte gehörten keiner Schrift oder Sprache an, die ich kannte. Sie schimmerten hell in meinen Augen, und Bilder tauchten in meinem Geist auf und riefen Gesichter, Erscheinungen, eine Ahnung von Geschehnissen hervor. Nichts davon war klar oder deutlich bis auf die Empfindungen, die die vagen Bilder begleiteten. Schrecken ging von ihnen aus, ein Geschmack von Verlust und Furcht, uraltem Zorn, Einsamkeit und einem großen, unstillbaren Hunger.

Als ich das Buch schloss, war ich schweißgebadet und meine Hände zitterten. In meinem Kopf dröhnten und sangen Stimmen, sprachen durcheinander, flehten und riefen, und meine Augen zeigten Bilder von Gewalt und Tod, Morden und Strömen von Blut.

Ich erhob mich mit weichen Knien, dachte gerade noch mit einem Zipfelchen meines Verstandes

daran, den leeren Teller aufzuheben und taumelte zurück ins Haus. Ein letzter Blick zum Himmel verriet mir, dass ich kaum länger als das Viertel einer Stunde den schrecklichen Bildern ausgeliefert gewesen war – aber ich fühlte mich, als seien Jahre wie Wasser an mir vorübergeflossen.

Ich fühlte mich zu schwach und innerlich ausgemergelt, um Maris jetzt schon in seiner Turmstube aufzusuchen. Aber die Nacht war noch jung, und ein oder zwei Stunden Schlaf würden meine Lebensgeister so weit wieder zurückbringen, dass ich der Fortsetzung seiner Erzählung mit wachem Kopf würde folgen können. Von Gespenstern umschwebt, kehrte ich in mein Zimmer zurück und fiel in einen traumlosen Schlummer.

Lerneburg, Feuermond, im zweiten Register
nach dem Großen Regen, Jahr des Luchses

Ich hatte noch einen Apfel in meinem Gepäck, den ich sorgsam polierte und zu Maris in den Turm emportrug. Der kurze Schlaf hatte mich erquickt und die bösen Geister so weit vertrieben, dass sie nur noch wie dünne Nebelfetzen durch meine Erinnerung trieben.

Im Turmzimmer brannte ein Feuer im Kamin und beleuchtete heimelig den Raum. Maris hatte zwei Sessel ans Feuer geschoben und eine Karaffe mit Wein und zwei Gläser bereitgestellt. Er saß still in einem der Sessel und hatte das Gesicht dem Feuer zugewandt. Es war ein schönes, friedliches Bild, und ich begriff, wie einsam der Barde in seiner Dunkelheit war, und fragte mich, wie sehr er die Gesellschaft anderer Elben wohl entbehren mochte.

Ich setzte mich neben ihn und legte den Apfel in seinen Schoß. Er griff danach, und ein Lächeln milderte die strengen Linien seines Gesichtes. Während er den Apfel zwischen den Fingern rollte und schnuppernd an die Nase hielt, zog ich mein Notizbuch hervor, legte es auf mein Knie und faltete die Hände mit einem kurzen Gebet darüber.

»Was bedrückt dich, Bruder Schreiber?«, fragte der Barde. Manchmal vergaß ich, dass seine Sinne so scharf waren wie die seiner Vögel, wenn nicht sogar noch schärfer.

Ich zwang mich zu einem Lächeln, als ich ihm antwortete: »Es ist nichts Wichtiges, Maris. Üble Träume, nichts weiter.«

Er nickte und fragte nicht weiter. Ich sah sein Gesicht und wusste, dass seine Gedanken in der Vergangenheit weilten.

Ich nahm das Weinglas und nippte daran. Maris brauchte keine Ermutigung, um weiterzuerzählen, das konnte ich erkennen.

»Wohin gehst du?«

Die junge Elbin drehte mit einer ungeduldigen Handbewegung ihre hüftlangen Haare zu einem Zopf, den sie mit einigen fingerlangen Dornen hochsteckte. »Lass mich«, sagte sie.

Der Bewahrer in seiner dunkelroten Robe wollte sie an sich ziehen, aber sie entwand sich seiner Umarmung und tänzelte ein paar Schritte beiseite.

»Geh nicht fort«, sagte der Bewahrer sanft. »Du bist gerade erst zurückgekehrt, und wir wissen nicht …«

Er verstummte. Ihre Lippen waren fest geschlossen und ihr Kinn bildete eine störrische Linie. Er wusste, dass er auf taube Ohren stieß, und seufzte. »Dann warte, ich komme mit dir.«

Er hatte seine Robe gegen praktische Kleidung getauscht, als er wieder aus der Tür trat. Zu seiner Überraschung saß sie auf der Bank vor dem Haus und zwirbelte ungeduldig eine Haarsträhne zwischen den Fingern. Ohne ihn anzusehen, sprang sie auf und lief den Weg hinunter, der zum Waldrand führte.

Er folgte ihr langsamer, mit sorgenvoll gerunzelter Stirn, und rief leise ihren Namen. Sie wandte

sich nicht um, wurde aber etwas langsamer. Sie gingen eine Weile lang schweigend über den schattigen Pfad, Moos und Erde unter ihren Füßen und leise rauschendes Laub über ihren Köpfen. Unsichtbar zwitscherte ein kleiner Vogel im Unterholz sein monotones Lied und in der Ferne hämmerte ein Specht den Takt dazu.

Er sagte noch einmal ihren Namen, leise, bittend. Sie blieb stehen, aber sie sah ihn nicht an.

»Komm zurück nach Hause«, sagte er. »Liebes, ich weiß, dass es schwer für dich ist.«

Sie schüttelte stumm den Kopf. *Du weißt gar nichts*, sagte die Haltung ihres Kopfes, die steife Linie ihres Rückens.

Er hob zögernd die Hand, ließ sie wieder sinken. »Nein, ich weiß nichts«, sagte er. »Aber ich sehe, dass du leidest. Komm mit mir zurück. Alles wird gut.«

Er verstummte, erschreckt darüber, dass ihm kein Wort des Trostes, der Liebe, der Zuversicht einfallen wollte, das nicht schal und falsch erschien. Jedes Wort, das aus seinem Mund kam, klang hohl und bedeutungsleer wie das monotone Hämmern des Spechtes.

Sie ging ohne ein Wort weiter, und er blieb stehen, mit hilflos baumelnden Armen.

Paravents aus Papier und geflochtenen Zweigen filterten das Licht und tauchten den Raum in ein dämmriges Zwielicht. Er kam immer wieder hierher, saß eine Weile neben ihr und hielt ihre Hand, fühlte seine Hilflosigkeit und seine Trauer wie ein Gewicht aus Stein auf seinen Schultern lasten.

Manchmal lächelte sie ihn an, dann begann sein Herz schneller zu schlagen und der Stein verschwand. Aber das Lächeln erlosch immer wieder nur einen Augenblick später, und die Dunkelheit, die sich danach erneut auf sein Gemüt senkte, war umso schwärzer und kälter.

Die meiste Zeit lag sie einfach nur da, still und bleich, und ihre Finger waren kalt und starr in seiner Hand. Das waren die Tage, an denen er sich wünschte, ebenso still und kalt neben ihr zu liegen und nicht mehr atmen, denken, fühlen und fürchten zu müssen. Den Tag fürchten zu müssen, an dem sie nicht mehr lächeln und das letzte Fünkchen Erkennen und Liebe aus ihren Augen für immer verschwinden würde.

Es war lange still, bis ich mich ein bisschen schüttelte und nach der Weinkaraffe griff. »Und was geschah dann?«, fragte ich.

»Sie war eine der ersten Wiedergekehrten. Sie ist als erste gestorben, wie später fast alle anderen nach ihr«, erwiderte er.

»Und er?«

»Er wurde krank.« Seine Stimme klang gleichgültig. Das Schicksal der jungen Elbin war ihm nahegegangen, aber der Bewahrer interessierte ihn ganz offensichtlich nicht weiter. Ich fragte mich, wer die Elbin gewesen war – ob sie ihm etwas bedeutet haben mochte.

»Sie hieß Tuula?«

Sein Gesicht wandte sich mir zu, vom Schein der Glut rötlich beleuchtet. Ich konnte seinen Gesichtsausdruck nicht recht deuten, denn für gewöhnlich ließ er kaum mehr als kleine, kaum auffällige Gemütsregungen erkennen. Jetzt aber zeigte sein Mienenspiel einen Wirbelsturm von Emotionen, wie Wolkenschatten, die in einer stürmischen Nacht über das bleiche Antlitz des Mondes

jagten. Ich schrak zurück.

»Woher kennst du diesen Namen?« Er flüsterte nur, aber er hätte ebenso gut schreien können.

»Du hast ihn mir genannt.«

Wenn ich es nicht besser gewusst hätte, hätte ich gedacht, dass er mich anstarrte, dass sein Blick versuchte, mich zu durchbohren und in mein Innerstes zu schauen.

»Du weißt, dass ich diesen Namen nicht erwähnt habe«, sagte er schließlich.

Ich umklammerte mein Notizbuch, in dem der Name geschrieben stand. Tuula.

Maris beugte sich vor und griff nach meinem Handgelenk. Seine Finger berührten das Büchlein, und ich musste mich überwinden, nicht zurückzuweichen. Das war Maris Elbenstern, den ich schon lange, und wie ich bisher geglaubt hatte, gut kannte – kein bösartiger Fremder, der mir Leben und – noch schlimmer – mein Buch rauben wollte. Ich zwang mich, ruhig zu atmen.

Er spürte meine Erregung, und sein Gesicht verlor etwas von dem fremden, schrecklichen Ausdruck und glich wieder ein wenig mehr dem alten Freund, in dessen Gesellschaft ich so viele Nächte plaudernd und schweigend verbracht hatte.

Auch er schien sich diese gemeinsamen Stunden ins Gedächtnis zu rufen, denn seine Stimme war sanft, als er nun sagte: »Tijan, mein Bruder Schreiber, höre mich an. Woher hast du Kenntnis von diesem Namen? Sag es mir, ich bitte dich im Namen des Großen Buches.«

Meinen Lippen entfloh ein leises Stöhnen. Wohl niemand außerhalb meines Ordens wusste, dass eine Bitte im Namen des Heiligen Großen Buches nicht abgeschlagen werden durfte. Maris war allerdings kein Frar Scriptor – zumindest war mir dies nicht bekannt. Aber er war einer der wenigen Außenstehenden, die das Ordenshaus besuchen durften, und Mar Ayomida fand stets etwas von ihrer kostbaren Zeit für ihn.

Ich biss die Zähne aufeinander und legte mein Buch in seine Hand. »Hier. Er steht hier.«

Maris nahm das Büchlein achtsam zwischen die Finger. »Dein Notizbuch«, sagte er staunend. Ich nickte und murmelte zustimmend.

Maris hielt das Notizbuch eine Weile lang fest, dann öffnete er es und tastete über die letzten beschriebenen Seiten. An den Stellen, wo ich selbst beim schwachen Licht der Kaminglut die Zeilen rot leuchten sah, hielten seine Finger still und ruhten eine Weile auf den glühenden Buchstaben.

Er hob den Kopf und stieß mit gespitzten Lippen einen hohen, beinahe unhörbaren Pfiff aus. Wenig später huschte der weiße Gespensterschatten der Eule durch das Fenster. Sie landete auf Maris' Schulter und schaute mit ihren riesengroßen Augen auf die Buchseite.

Maris schlug die Seiten um, hielt hier und da inne, blätterte wieder zurück und las eine andere Stelle erneut. Endlich klappte er das Büchlein zu und legte es mit einem tiefen Seufzer in meine wartende Hand zurück. »Danke, Lochan«, sagte er, und die Eule schwang sich auf und strich durch das Fenster hinaus in die Nacht.

Ich konnte die Frage nicht zurückhalten: »Wieso hast du meine Schrift entziffern können?«

»Warum, so schrecklich ist sie doch gar nicht«, gab er geistesabwesend zurück. Ich schnappte empört nach Luft, und er sah auf und lächelte, was mich mit großer Erleichterung erfüllte.

»Ich kann jede Schrift lesen«, sagte er. Das war eine Fähigkeit, die nur sehr wenige der älteren Scriptoren beherrschten – ich brauchte eine Weile, um das zu verdauen.

So schwiegen wir beide, jeder tief in seine Gedanken versunken.

»Ich habe immer noch nicht begriffen, was *Seelentrinker* bedeutet«, wagte ich mich nach einer Weile wieder hinaus.

Er seufzte. »Das alles war unerklärlich für uns. Die Wiedergekehrten und ihre Veränderung, das Dahinsiechen und Sterben – der Verlust.« Er hob fröstelnd die Schultern, als die Erinnerungen ihn überwältigten. »Du weißt, dass wir alles, unser gesamtes Wissen, unser Leben, unsere Persönlichkeit den Kristallen anvertrauen. Kein Elbe ist jemals für sein Volk verloren, außer es passiert ein schreckliches Unglück, bevor er zum ersten Mal zu den Bewahrern geht. Das ist ein unersetzlicher Verlust – und das ist es, was wir mit *Seelentrinker* bezeichnen. Etwas hat den Wiedergekehrten mehr als nur ihr Leben genommen. Es hat uns beraubt, unwiederbringlich.«

Ich konnte nichts dazu sagen, umklammerte nur mein kleines Stück Gedächtnis aus Leder und Papier mit beiden Händen und seufzte leise. Verlust. Dieser unglaubliche, unersetzliche Verlust.

»Ist diese – diese Epidemie noch einmal aufgetaucht?«, fragte ich schließlich, mich auf meine Pflicht als Chronist besinnend.

Er zögerte, und ich hatte das Gefühl, dass er nicht darüber sprechen wollte. »Nicht in diesem Ausmaß, nein«, sagte er schließlich widerstrebend.

»Und die Wiedergekehrten, die nicht gestorben sind? Was geschah mit ihnen?«

Sein Unbehagen war mit den Händen zu greifen. Ich rechnete damit, dass er mich nun hinauswerfen würde, schließlich hatte er lange genug meine quälende Fragerei ertragen müssen. Aber er überraschte mich, indem er nach einer Weile wieder zu sprechen begann.

»Sie waren versehrt. Die meisten an ihrem Geist und in ihrem Gemüt, einige litten körperlich, und die Bedauernswertesten unter ihnen mussten alles dies zusammen erdulden.«

»Woran litten sie?«

Er nahm sein bisher unberührtes Glas in die Hand und roch daran, dann stellte er es wieder ab. Auch der Apfel lag unversehrt in seinem Schoß. Anscheinend verschlug dieses Thema ihm gründlich den Appetit.

»Was meinst du? Dass sie ihre Erinnerung verloren und ihre Freude am Leben, an der Welt, an ihren Liebsten gleich mit?« Seine Stimme klang bitter. »Oder dass sie nicht mehr wussten, wie man singt oder spricht, dass sie stumm waren wie ein Stein? Oder dass sie das Rauschen der Blätter und das Murmeln des Wassers nicht mehr hören konnten und der Gesang der Vögel für sie keinen Trost mehr brachte, dass ihre Beine die Kraft verloren, sie zu tragen, dass ihre Hände nicht mehr wussten, wie man eine Blume pflückt oder jemanden liebkost?« Er biss die Zähne einen Atemzug lang so hart aufeinander, dass sie knirschten. »Und nicht genug davon«, fuhr er nach einer Weile fort, »sie wurden ab da von allen anderen gemieden. Womöglich gaben die Wiedergekehrten es weiter an andere, Gesunde! Nein, man musste sie fortschicken, damit sie irgendwo in der Ferne alleine in ihrem Elend weiterlebten und keinen anderen Elben mit ihrem Makel befleckten.«

Er griff nach seinem Glas, und ich sah, dass seine Hand ruhig war und er kein Tröpfchen des roten Weines verschüttete. Ich studierte sein Gesicht, und auch hier war kein Zeichen mehr zu entdecken, dass das Geschehene ihn in irgendeiner Form erschüttert oder sein Gemüt aufzuwühlen vermocht hatte. Nun nahm er auch noch den blankpolierten Apfel auf und biss voller Genuss hinein.

Ich schüttelte mein Erstaunen ab und verstaute mein Büchlein sorgsam in seinem Behältnis. Heute Nacht würde ich nichts mehr darin notieren, das musste bis zum morgigen Tag warten.

Bis zum Morgengrauen plauderten wir und saßen dann lange schweigend und sinnend beisammen, bis ich mich erhob und verabschiedete. Maris nickte und schickte mir ein sanftes »Schlaf wohl, alter Freund« hinterher.

Das blieb ein freundlicher Wunsch – ich stand lange an meinem Fenster und sah zu, wie die Sonne blass und leicht verschleiert über den Dächern aufging. Der Himmel färbte sich rosa, dann zartblau, und in der Ferne lag Dunst über dem Horizont. Ich verspürte mit einem Mal heftige Sehnsucht nach der klaren Luft der Berge.

Als wäre es eine Antwort auf meine Gedanken, stob ein Schwarm Tauben unter lautem Flügelschlag vom Dach des Bibliotheksturmes auf, weil die Silhouette eines riesigen Vogels sie aufgestört hatte. Der Adler schwebte in lautlosen Kreisen auf den Bardenstein herab und landete schließlich weich auf dem Sims unter meinem Fenster. Putz bröckelte und einige kleinere Mauersteine lösten sich unter dem Griff ihrer Fänge und fielen in den Hof.

»Ranvidar«, begrüßte ich sie.

»Hallo, Kleiner«, sagte sie und begann, ihr Brustgefieder zu putzen. Ich setzte mich ins Fenster und sah ihr zu.

»Ich habe eine Nachricht für dich«, sagte sie irgendwann. Ihre Stimme klang dumpf, weil sie den Schnabel voller Federn hatte.

Ich wartete. Es hatte keinen Sinn, Ranvidar zu drängeln.

Endlich spuckte sie ein helles Flaumfederchen aus, schnalzte ein paar Mal mit der Zunge und sagte: »Mar Ayomida möchte, dass ich dich nach Raakus bringe.«

»Nach Raakus«, wiederholte ich überrascht. Was sollte ich in der Residenz? Ich hatte den Auftrag, mich um die Geschichte der Drachenkriege zu kümmern, dazu brauchte ich vor allem die Bibliothek des Bardensteins und meine Ruhe. In Raakus wäre ich hauptsächlich damit beschäftigt, dem sammelwütigen Markgrafen aus dem Weg zu gehen.

Ranvidar las wohl meine Gedanken, denn sie spuckte erneut ein Federchen aus und sagte: »Mar Ayomida bittet dich, eine Weile bei Markgraf Wigher zu Gast zu sein. Der Meistersänger ist informiert, er erlaubt dir, alles, was du für deine Arbeit brauchst, für die Zeit deines Aufenthalts in der Residenz auszuleihen. Einschließlich des Bibliothekars.«

Ich verschluckte mich und begann zu husten. »Was?«, sagte ich schließlich keuchend.

Ranvidar schloss ein Auge und betrachtete mich durch das andere. »Der Bibliothekar kommt mit uns«, sagte sie. »Gurmendor wird ihn tragen.«

Gurmendor war ein riesiger, wortkarger Adler mit weißem Kopf und grauem Gefieder. Ich wusste nicht, dass er sich je dazu herabgelassen hätte, einen Reisenden zu tragen.

»Weiß Maris es schon?«, fragte ich schließlich.

»Ja.« Ranvidar gähnte und schloss halb die Lider. »Meinetwegen kannst du mir auf unserem Flug noch Löcher in den Bauch fragen, aber jetzt lass mich ausruhen.« Sie wartete meine Antwort nicht ab, öffnete die Schwingen und flog hinüber auf das Küchendach, wo sie bei ihrer Landung den nächsten

Taubenschwarm in Todesangst versetzte.

Raakus. Markgraf Wigher, der unermüdliche Sammler. Ich schüttelte den Kopf. Wie dieser Sonderling es geschafft hatte, vier Kinder in die Welt zu setzen, war mir ein Rätsel. Seine Gemahlin musste ein wahres Wunder an Langmut, Diplomatie und Geschick gewesen sein.

Jeder Gedanke an Schlaf war vollkommen vergessen, aber ich war zu unruhig, um mich an meine Arbeit zu setzen. Also lief ich die Treppe hinunter und verließ den Bardenstein, um ein wenig durch die krummen Gassen des Städtchens Lerneburg zu wandeln und nachzudenken.

Ich war ein gehorsamer Diener meines Ordens, und gehorsame Diener taten, was man ihnen auftrug, und gingen, wohin man sie schickte – bedingungslos.

Ich trat fest gegen einen Kiesel, der davonschoss und gegen einen Blecheimer schepperte. Ich war ein gehorsamer Diener meines Ordens, dachte ich verbissen. Aber es gab Tage, an denen es nicht leicht war, frag- und klaglos zu tun, was die Obere Kapellarin verlangte. Vor allem, wenn Mar Ayomida wieder einmal nicht daran gedacht hatte, die Gründe dafür mitzuteilen.

Ich trat gegen den nächsten Kiesel und sah mit Befriedigung zu, wie er die abschüssige Gasse hinuntersprang. Es war eine Übung in Demut, die einem Frar Scriptor auf diese Art auferlegt wurde. Wenn ich ganz ehrlich zu mir war und im innersten, tiefsten Herzen zu mir sprach, dann ging mir das doch erheblich auf die Nerven. Ich seufzte. Was ja wiederum der Beweis dafür war, dass ich diese Übung in Demut bitter nötig hatte.

Ein alter Mann, der die Straße vor seinem Haus fegte, sah mich verwundert an, und ich bemerkte, dass ich halblaut mit mir selbst gesprochen hatte. Ich nickte ihm zu, lächelte, hob die Schultern, und er lächelte breit zurück und fuhr fort, in abgezirkelten Bewegungen den Unrat zu kleinen Haufen zusammenzufegen.

Ärgerlich, diesmal allerdings auf mich selbst, ging ich weiter den Berg hinunter. Von einem meiner früheren Besuche erinnerte ich mich an eine hübsche und ruhige Schenke unweit des Flussufers. Der Fluss – eigentlich war es eher ein Flüsschen, kaum mehr als ein größerer Bachlauf – umfloss den Bardenstein in einer engen, bedächtigen Schleife. Ich atmete die frische Luft der Niederung ein und lief so lange am Ufer entlang, bis ich die erhoffte Schenke erblickte. Es war noch so früh am Tag, dass der Gastraum vor Nässe und Sauberkeit glänzte. Alle Fenster standen weit offen und ließen Wind, Sonne und Vogelsang ein. Ich setzte mich an einen blank gescheuerten Tisch und bestellte bei der prompt herbeieilenden Wirtin ein ordentliches Frühstück.

Mit einem Seufzer des Wohlbehagens legte ich meine Füße auf die Bank, lehnte mich an die Wand und blickte zum Fenster hinaus. Es dauerte nicht lange, bis die Wirtin mit rotgeschrubbten Händen ein Tablett auf den Tisch stellte und Teller, Becher, Schalen und eine große Kanne mit dunklem, bitterem Tee ablud. Dann sah sie mich an, die Bank, auf der ich saß, den viel zu hohen Tisch, und schüttelte den Kopf. »So kannst du nicht bequem essen«, sagte sie. »Warte.«

Sie verschwand, und ich zog mir die Tasse heran, um mir von dem starken Tee einzugießen. Genießerisch schüttete ich einen Strahl Sahne dazu und verrührte das Gebräu mit einem ordentlichen Löffel Honig. Das sollte meinem aufgerüttelten Gemüt die nötige Ruhe wiedergeben.

Als ich den ersten heißen, süß-bitteren Schluck genoss, kam die Wirtin zurück, einen Knecht im Schlepptau, der eine Fußbank und ein dickes Kissen unter dem Arm trug. Ich musste aufstehen, man

schob mir das Kissen unter und sorgte dafür, dass meine Füße bequem auf der Bank Platz fanden.

Dann ließ ich mir in aller Seelenruhe das opulente Frühstück schmecken. Das Brot war frisch, dick geschnitten und mit einer braunen Kruste versehen, die beim Hineinbeißen befriedigend krachte. Butter und Käse waren fett, sahnig und goldgelb, ein Stück geräucherter Fisch lud zum Verspeisen ein, und Zwiebeln und Kräuter, cremiger weißer Quark, Honig, leuchtendes Beerenmus und frisches Obst machten das Frühstück zu einer wahrhaft königlichen Mahlzeit.

Ich gab mir alle erdenkliche Mühe, mich durch das Angebot zu essen, musste aber auf halbem Weg die Segel strecken. Zufrieden schob ich Teller und Platten von mir, streckte die Beine aus und schaute eine Weile mit leerem Kopf und besänftigtem Gemüt ins Weite.

Dann holte ich mein Notizbuch hervor, meine Feder und das kleine Tintenröhrchen und begann damit, die Geschichte der Wiedergekehrten aufzuschreiben. Nach einer Weile allerdings schweiften meine Gedanken ab und ich ertappte mich dabei, wie ich das Wort *Seelentrinker* schrieb, wieder und wieder an dieselbe Stelle, und es mit Kringeln und Kreisen umgab, bis es aussah, als wäre es von einer düsteren, rußigen Wolke umgeben. Und während ich noch gedankenverloren daran herumkritzelte, breiteten sich grellorange und dunkelrote Flecken auf dem beschriebenen Papier aus, bis das Wort in düster lodernden Flammen stand. Einen Moment lang hatte ich ein Bild vor Augen, eine Erscheinung, eine helle Gestalt, hinter der eine andere, größere stand … aber ehe ich ihrer noch recht habhaft werden konnte, verblasste das Bild, die Flammen erloschen und zurück blieb nichts als das düstere Wort: *Seelentrinker*.

Ich schüttelte mich, um die Beklemmung zu verjagen, und bat die Wirtin um meine Rechnung.

Bei meinem Aufstieg zum Bardenstein schien der Tag all seinen vorherigen Glanz verloren zu haben. Düstere Wolken hatten sich vor die Sonne geschoben, und ein kalter Wind schnitt durch meine Kleider. Als ich durch das Tor in den Hof trat, klatschten mir die ersten dicken Tropfen ins Gesicht. Ich rettete mich in einen der Arkadengänge und sah zu, wie der Regen große Blumen in den Staub malte. So heftig er war, so schnell zog der Sturm vorüber, und schon wenige Minuten später blinzelte eine blasse Sonne durch die Schleier, die Erde begann zu dampfen, und einige zaghafte Vogelrufe schimpften dem abziehenden Unwetter hinterher.

Ich wandte mich von dem Schauspiel ab, um hineinzugehen, und wäre beinahe mit einer großen, weißgekleideten Gestalt zusammengeprallt. »Oh, ich bitte um Ver…«, begann ich, als ich den Barden erkannte und erstaunt innehielt.

»Ich habe dich gesucht«, sagte Maris und tastete nach mir.

Ich ergriff seine Hand und legte sie auf meine Schulter. »Wohin möchtest du gehen?«

Er hob das Gesicht zum Himmel und atmete tief ein. »Ich war schon sehr lange nicht mehr im Garten.«

Wir gingen langsam durch den Arkadengang. Maris blieb immer wieder stehen und legte seine Hände auf die Brüstung. »Ich fürchte mich ein wenig vor der Reise«, sagte er. »Es ist so lange her, dass ich den Bardenstein verlassen habe.«

»Dass du deine Bibliothek verlassen hast«, bemerkte ich, und er lachte.

»Ich bin ein Mensch geworden. Hocke Tag und Nacht zwischen Steinmauern und sehe Bäume nur

in einem Garten.«

Wir schwiegen, bis wir tief in die Hecken des großen Gartens eingetaucht waren. Nach dem Regen duftete es beinahe betäubend. Maris schnupperte und befühlte das feuchte Blattwerk, kniete nieder und zerrieb Erde, Gras und Moos zwischen seinen Fingern, betastete die raue Rinde eines Baumes und war für mich und die Welt eine ganze Zeit lang vollkommen verloren.

Ich ließ ihn gewähren und setzte mich auf eine moosbewachsene Steinbank.

»Warum gehst du überhaupt mit?«, fragte ich nach einer Weile. Maris hockte im Gras und drehte einen Zweig zwischen den Fingern.

»Mar Ayomida bat mich darum, dich zu begleiten«, sagte er. »Ich war nicht abgeneigt. Sitze schon viel zu lange hier herum und staube ein.«

Ich leckte mir über die Lippen. »Maris«, begann ich zögernd, »ich habe das Gefühl, dass das alles irgendwie mit meinen Nachforschungen über die Seelentrinker zusammenhängt. Weißt du, warum die Obere Kapellarin daran so interessiert ist, uns beide nach Raakus zu senden? Und warum ausgerechnet nach Raakus?«

Er legte den Zweig behutsam auf den Boden und klopfte sich die Finger ab. »Raakus. Garness steht dort in Diensten, der alte Gauner.«

Ich schmunzelte. Garness war eine Legende hier im Bardenstein – es gab kaum einen Schüler, der so oft beinahe der Schule verwiesen worden wäre wie er, und keinen Barden, dessen Ruf so – nun, nennen wir es *gewöhnungsbedürftig* – war wie der seine. Maris hatte einen Narren an ihm gefressen, nur das Große Buch wusste, warum.

»Du lenkst ab«, sagte ich mit mildem Vorwurf, und er lachte.

»Lass mich, Bruder Schreiber. Es ist mein erster Tag zwischen den Bäumen seit … nun, seit sehr langer Zeit. Quäl mich nicht mit alten Geschichten.«

Ich beschied mich notgedrungen mit dieser Antwort und verbrachte die nächste Stunde friedlich damit, den Elbenbarden dabei zu beobachten, wie er seine Bekanntschaft mit den Bäumen des Bardensteins erneuerte.

Ob es nun daran lag, dass er wachsamer war oder mehr Glück hatte, oder daran, dass Hadmut in Gedanken und deshalb unvorsichtiger war – in dieser Nacht verlor Lluigolf ihre Spur nicht, sondern folgte ihr bis weit hinauf in die Nordstadt.

Dieser Teil der Residenz war ihm völlig unbekannt. Die breiten Straßen atmeten Wohlstand von den gepflegten Kopfsteinen bis zu den Lampen an den Hauswänden, den sauberen Fußwegen und den weiß gekalkten Mauern der Häuser und Garteneinfriedungen. Lluigolf hörte in der stillen Umgebung sein Herz klopfen und seine Schritte hallten auf dem Pflaster, dass er jeden Moment seine Entdeckung fürchtete.

Je weiter sie nach Norden kamen, desto unwohler fühlte er sich. Die wenigen Passanten musterten ihn befremdet, und ein beleibter Mann, der dicht vor ihm aus einem Hauseingang trat, hielt ihn am Ärmel fest und herrschte ihn an: »Was treibst du dich nachts hier herum? Zu welchem Haushalt gehörst du, Bursche?« Als Lluigolf sich freimachte und weiterlief, hörte er den Mann hinter sich rufen: »Ich hole die Wache, wenn ich dich noch einmal hier erwische, Kerl!«

Voller Sorge, dass Hadmut durch diesen Zwischenfall auf ihn aufmerksam geworden sein könnte, lief er weiter. Aber sie stiefelte in sich versunken voran und bemerkte ihren Verfolger nicht.

Dann bog sie um eine Ecke und war verschwunden. Der nicht allzu breite, von Büschen gesäumte Weg, der von der Straße fortführte, endete an einer hohen Mauer. Sträucher, schwarz im Dunkel der Nacht, warfen tiefe Schatten auf das dicht gefügte Mauerwerk.

Lluigolf sah sich hastig um. Hadmut war wie vom Erdboden verschluckt. Nichts regte sich, kein Schritt, kein Laut, keine Bewegung. Er ging langsam den Weg hinauf, bis er vor der Mauer stand und in dem Dunkel zwischen den hohen Büschen eine kleine Pforte entdeckte, die jedoch fest verschlossen war. Er tastete über die glatte Fläche und entdeckte keinen Türknauf.

Lluigolf blickte die Mauer entlang. Dies hier schien der einzig mögliche Eingang zu sein, und den musste Hadmut genommen haben, außer, sie war über die Mauer gestiegen. Er legte den Kopf in den Nacken. Das war wohl so ziemlich die höchste Mauer, die er in seinem Leben zu sehen bekommen hatte. Es erschien ihm wenig wahrscheinlich, dass Hadmut diese bestiegen hatte, wenn hier eine, wenn auch verschlossene, Pforte sich darbot.

Er untersuchte die Pforte näher und seine feinfühligen Finger ertasteten eine kleine Öffnung, die ein Astloch sein mochte – oder auch ein Schlüsselloch. Für Hadmut dürfte dieses Schloss kein großes Hindernis dargestellt haben. Jetzt musste sich erweisen, ob er das, was er bei Meister Ingwin gelernt hatte, anzuwenden wusste.

Lluigolf holte die dünnen, gebogenen Drähte aus der Tasche, die jeder Schüler des Kollegiums Tag und Nacht bei sich trug. Er ließ sie durch die Finger gleiten und betastete sie prüfend. Dann ließ er einen davon in das Schloss gleiten, bewegte ihn, ertastete die Widerstände, befand den Draht als ungeeignet und wählte einen stärkeren.

Es dauerte noch eine Weile, in der er lautlos fluchend in dem Schloss herumstocherte und sich

vorstellte, wie Meister Ingwin hinter ihm stand und den Kopf schüttelte. Der Meister pflegte mit kleinen, missbilligenden Zungenschnalzern seinen Unwillen zu bekunden, und Lluigolf hätte schwören können, diese hinter sich zu vernehmen.

Dann, endlich, gab es einen klickenden Laut. Das Türblatt bewegte sich unter seiner Hand. Lluigolf atmete erleichtert aus und schob die Tür langsam auf.

Hinter der Pforte lag ein verlassener Hof, erstaunlich eng und schäbig für die mächtigen Mauern, die ihn umgaben. Lluis verkeilte die Pforte mit einem Stein für den Fall, dass er gezwungen sein sollte, einen schnellen Rückzug anzutreten.

Er huschte über den Hof. Die Mauer schloss ihn an zwei Seiten ab, auf den gegenüberliegenden Seiten standen Gebäude, von denen eines Stallungen zu beherbergen schien, denn von dort drang das Scharren von Hufen und ein gelegentliches verschlafenes Schnauben. In dem anderen Gebäude war ein Tordurchgang, sonst war keine Tür zu sehen. Er musste raten, wo Hadmut sich hingewendet haben mochte – immer vorausgesetzt, sie war überhaupt hier und hatte es nicht erneut zuwege gebracht, ihn abzuhängen.

Aber da waren Schritte in dem Tordurchgang. Leise, leichte Schritte, kaum vernehmbar für menschliche Ohren. Lluigolf frohlockte und lief lautlos darauf zu. Was immer Hadmut hier trieb, sie schien sich auszukennen.

Er erreichte den Durchgang und schlich hindurch. Der Hof, der sich seinen Augen nun darbot, war erheblich größer als der, den er gerade verlassen hatte, und umgeben von erstaunlich hohen und prachtvollen Gebäuden. Fackelbeleuchtete Galerien und Arkaden säumten ihn, als handele es sich hier um einen öffentlichen Marktplatz und kein Privathaus.

Leider war diese Örtlichkeit nicht nur unübersichtlicher, sondern auch belebter als die vorige. Ein einfach gekleideter Mann stürmte gerade mit eiligen Schritten aus einer der vielen Türen, überquerte den Hof und verschwand im angrenzenden Gebäude. In einer der Galerien über Lluigolfs Kopf plauderten und lachten zwei Frauen miteinander, und aus einem zweiten Durchgang erklang das Schimpfen einer Männerstimme. Viele der Fenster waren beleuchtet, was den gepflasterten Hof mit einem verwirrenden Muster aus hellen und dunklen Flecken überzog.

Lluigolf sah sich wachsam um. Wo auch immer Hadmut stecken mochte, es würde selbst der Nase eines Spürhundes oder Luchsaugen schwerfallen, sie in diesem weitläufigen Komplex zu finden.

Er beschloss, zumindest einen Blick in den angrenzenden Hof zu werfen, um sicherzugehen, dass er Hadmut wirklich verloren hatte. Er sah sich schnell und gründlich um und schritt dann nicht zu langsam, nicht zu verstohlen, aber auch nicht zu eilig auf den hinteren Durchgang zu. Als er auf der Höhe des träge vor sich hinplätschernden Brunnens angelangt war, öffnete sich erneut eine Tür. Helles Licht fiel auf das Pflaster und laute Stimmen schollen heraus.

Lluigolf erstarrte. Eine breite Silhouette erschien in der Tür, aber die Aufmerksamkeit des Mannes galt dem Inneren des Gebäudes. Er rief mit grober Stimme etwas Unverständliches, das von drinnen mit brüllendem Gelächter quittiert wurde.

Lluigolf, jeden Moment der Entdeckung gewahr, kniete sich auf die Einfassung des Brunnens und gab vor, Wasser in die hohlen Hände zu schöpfen. So gebückt, beobachtete er weiter das Geschehen auf der anderen Seite des Hofes.

Der Mann schloss die Tür und stapfte mit energischen Schritten auf den Brunnen zu. Lluigolf senkte den Kopf und machte sich klein. Die Schritte wurden langsamer, verharrten. Mit einem unhörbaren Seufzer hob Lluigolf den Kopf und sah den Mann an.

Starre gelbe Vogelaugen in einem hageren, spitzschnäuzigen Gesicht erwiderten seinen Blick. Lluigolf spürte, wie sein Herz einen Schlag aussetzte, bevor es in einem schnelleren Takt weiterschlug.

»Du da«, sagte der Ork. »Küche oder Stall?«

Lluigolf blinzelte mehrmals. Der Ork war, wenn auch nachlässig, in eine Uniform gekleidet. Also gehörte er wohl zu der Garde, vor der er damals Hadmut verborgen hatte.

»K-Küche«, stotterte er. Was auch immer das bedeuten sollte.

Der Ork deutete mit grimmiger Miene über seine Schulter zu dem entfernten Durchgang. »Dann sieh zu, dass du Land gewinnst«, grollte er. »Und lass dich nie wieder hier erwischen. Du weißt, dass euch der Haupthof verboten ist!«

Lluigolf zog den Kopf ein und lief in die angegebene Richtung.

Anscheinend beherbergte dieser weitläufige Gebäudekomplex eine so große Anzahl an Bewohnern, dass ein fremdes Gesicht nicht weiter auffiel. Das war zwar sein Glück – aber seine Hoffnung, Hadmut doch noch zu finden, sank damit gegen null. Andererseits … Vibol hatte von ihm nicht mehr verlangt, als herauszufinden, wohin Hadmut jeden Abend verschwand. Wenn die Kröte damit nicht zufrieden war, musste sie sich eben selbst bemühen.

Lluigolf betrat den nächsten Hof, der kleiner war als der, den er gerade durchquert hatte, aber immer noch größer als der erste. Die Gebäude, die den Hof umgaben, waren ebenfalls weniger prächtig. Da der Ork-Wächter ihn für einen Küchenjungen gehalten hatte, fanden sich hier wohl die Wirtschaftsgebäude und Quartiere der Dienerschaft.

Wenn er der Kröte Bericht erstatten wollte, galt es jetzt zuerst einmal herauszufinden, wo er sich überhaupt befand. Was war das für ein Anwesen und wer bewohnte es?

Er ging über den kleinen Hof und sah sich um. Hier jemandem über den Weg zu laufen war sicherlich weniger unproblematisch als die Begegnung mit dem Ork. Selbst wenn das Küchenpersonal Kompaniestärke hatte, würden sich die Bediensteten doch untereinander kennen.

Durch ein geöffnetes Fenster drang Klirren, Scheppern und lautes Stimmengewirr. Er hörte Lachen und Scherzworte, und als er sich heranschlich und durch das Fenster lugte, sah er eine große, mit Schwaden von Wasserdampf gefüllte Spülküche, in der eine Gruppe halbwüchsiger Jungen und Mädchen über große Zuber gebeugt Berge von Geschirr, Töpfen und Pfannen abwusch.

Lluis huschte an der Hauswand entlang und warf, wo es möglich war, Blicke in die Fenster. Seine Vermutung war augenscheinlich richtig gewesen. Hier befanden sich die Wirtschaftsräume. Er blickte in unordentliche Werkstätten, leere Waschküchen, in denen sich saubere und schmutzige Wäsche häufte, eine stille, halbdunkle Küche und verschiedene Räume, deren Zweck sich ihm entzog. Dann hatte er den Hof halb umrundet und stand vor dem großen Tor auf der anderen Seite, das wahrscheinlich hinaus auf die Straße führte. Es war fest verschlossen und verriegelt, dort konnte er nicht hinaus. Es schien ihm nichts anderes übrig zu bleiben, als den Rückweg auf die gleiche Weise anzutreten, wie er hereingekommen war. Dann konnte er das Anwesen umrunden und erkunden,

welchem reichen Herrn es wohl gehören mochte.

Als er kehrtmachte, trat eine abgearbeitet aussehende ältere Frau aus dem Haus und kam auf ihn zu. Erst als sie auf seiner Höhe war, belebte sich ihr müder Blick und wurde scharf und misstrauisch. »Wo gehörst du hin?«, fragte sie. »Du bist keiner von meinen Jungen.«

»Ich gehöre zum Stall«, sagte Lluigolf.

Die Frau starrte ihn weiter an. »Ich habe dich nie beim Essen gesehen.«

»Ich bin erst seit Kurzem hier.« Lluigolf lächelte, aber ihr Gesicht verlor seinen Argwohn nicht.

»So«, sagte sie. »Unter wem arbeitest du?«

Lluis schluckte. »Unter …«

Sie wartete seine Antwort nicht ab. »Sonnwin«, rief sie scharf. »Lauf und hol mir einen vom Rudel. Ich glaube, wir haben hier einen Eindringling.« Von hinten kam ein zustimmender Ruf, dann lief ein Junge über den Hof.

Lluigolf wollte nicht herausfinden, was das Rudel war. Er warf sich herum und rannte in den Durchgang, während die Frau anfing, laut zu schreien.

Lluis floh wie von Wölfen gehetzt über die glatten Steine des großen Hofes und erreichte den zweiten Hof. Hinter ihm erscholl lautes Rufen und das stampfende Geräusch von Füßen in schweren Stiefeln. Keuchend überquerte er den kleinen Hof und griff nach der Tür, durch die er gekommen war. Seine Finger glitten panisch über das glatte Holz, tasteten nach dem Türspalt, rüttelten an dem Knauf, der sich keine Haaresbreite bewegen ließ. Der Stein, mit dem er die Tür blockiert hatte, war verschwunden, die Pforte geschlossen. Lluigolf fischte hektisch nach seinen Werkzeugen, aber ehe er den dünnen Draht zu fassen bekam, packte ihn eine Hand am Arm und riss ihn grob herum. Ohne lange nachzudenken, ballte Lluis die Faust und schlug zu. Sein Gegner grunzte, ließ aber nicht los, sondern griff nach Lluigolfs anderem Arm und hielt ihn fest im Klammergriff. Hinter ihm kamen zwei weitere Wächter auf den Hof gerannt und stürmten auf ihn zu. Lluigolf rang mit seinem Gegner, doch die langen, sehnigen Arme hielten ihn wie in einem Schraubstock gefangen. Raubtieratem strich aus einem Maul voller spitzer Zähne über sein Gesicht. Lluigolf verdoppelte seine Anstrengungen, und es gelang ihm kurz, sich freizukämpfen, aber im gleichen Moment warfen sich zwei Wächter auf ihn und begruben ihn unter sich. Halb zerquetscht, beinahe erstickt und mit brummendem Schädel zappelte er schließlich zwischen zwei schwer atmenden Wächtern, die sich bemühten, so etwas wie Haltung anzunehmen, als ein kleiner, kugelrunder Mann den Hof betrat.

»Was ist hier los?«, fragte der Mann und tupfte sich mit einem Spitzentüchlein die tränenden Augen. Seine Stimme klang nasal.

Der säbelzahnige Ork, der als einziger die Hände frei hatte, salutierte zackig. »Ex'lenz, melde gehorsamst, Eindringling gefasst«, rief er, wobei bei jedem Zischlaut ein Sprühregen aus Speichel auf den kleinen Mann niederging. Der wich einen Schritt zurück und wischte sein Gesicht trocken.

»So, was machen wir denn da?«, fragte er. »Äh«, er sah den Ork hilflos an und schnippte mit den Fingern, »äh …«

»Rattschwanz, Ex'lenz«, sprühte der Ork.

»Ja, danke, Rattschwanz.« Der kleine Mann wich noch einen Schritt zurück. »Was machen wir denn in so einem Fall?«

»Wir sperren das Subjekt ein und warten auf den Rudelführer, Ex'lenz«, sagte der Ork.

»Das ist eine *sehr* gute Idee«, sagte der kleine Mann erleichtert. »Wir warten auf den Rudelführer, sehr gut.« Er wedelte mit dem Tüchlein, öffnete den Mund und explodierte in einem donnernden Nieser, der den Orks ein beifälliges Murmeln abrang. Nach einem trompetenähnlichen Schnauber in das viel zu kleine Taschentuch krächzte er: »Sperrt ihn also ein, Rattschwanz.« Ohne Lluigolf auch nur einen Blick geschenkt zu haben, drehte er sich um und trippelte davon.

Lluis, vor dessen Augen sich immer noch alles drehte, schüttelte den Kopf, um das Klingeln aus seinen Ohren zu vertreiben. »He, lasst mich doch einfach laufen«, sagte er schwach. »Ich habe hier nur nach jemandem gesucht. Ich habe nichts angestellt.«

Rattschwanz winkte den beiden Wächtern, die Lluigolf über den Hof und in das Gebäude schleppten. »Niemand dringt ausgerechnet hier ein, nur weil er *jemanden sucht*«, sagte er, während er neben ihnen herging. »Du könntest ein Attentäter sein.« Er musterte Lluigolf. »Na gut, du siehst nicht so aus«, räumte er ein. »Aber das wird der Rudelführer schon herausfinden. Weißt du, wir haben keine Lust, Ärger zu bekommen. Aber wenn du kein Attentäter bist, bekommst du nur eine Tracht Prügel fürs Eindringen, und dann kannst du fröhlich wieder deiner Wege ziehen.« Er grinste, was bei seinen Zähnen furchterregend aussah.

Einen Aufschrei später fand Lluigolf sich auf dem Boden eines kleinen, sauberen Zimmers wieder. Ein Riegel knirschte, Schritte entfernten sich, dann war es ruhig.

Lluigolf stand auf, klopfte sich ab und sah sich um. Das Zimmerchen war fensterlos bis auf einen winzigen Lichtschacht und wies nicht viel mehr Möbel auf als einen Strohsack und einen zerbeulten Eimer, dessen Funktion sich Lluigolfs empfindlicher Nase schnell erschloss.

Lluigolf untersuchte die Tür, aber sie war aus dicken, dicht gefügten Bohlen und fest verschlossen. Die Wächter hatten ihn nicht durchsucht – wahrscheinlich wollten sie das auch dem Rudelführer überlassen –, aber seine Drähte nutzten ihm wenig, da die Tür auf der anderen Seite verriegelt war. Er stocherte trotzdem ein wenig im Schloss und im Türspalt herum, mit dem einzigen Erfolg, dass sich sein Werkzeug verbog.

Also legte er sich auf den Strohsack und verschränkte die Arme hinter dem Kopf. Wenn der Rudelführer seinen Dienst antrat, würde er ihn schon laufen lassen, und die angekündigte Tracht Prügel schreckte ihn auch nicht sonderlich. Er schloss die Augen und schlief ein.

Am anderen Morgen brachte ein kleiner, stämmiger Ork mit einem Schafsgesicht und einem Paar kleiner, gedrehter Hörner auf der Stirn ihm einen Krug Wasser und einen Kanten Brot. Lluigolf riss hungrig ein Stück vom Brot, das noch warm vom Backofen war, und fragte: »Wann werde ich eurem Rudelführer vorgeführt?«

Der Schafsgesichtige sah ihn stumpf an. »Weiß nicht«, blökte er und schloss die Tür.

Lluigolf legte sich wieder auf den Strohsack und zählte die Fugen zwischen den Steinen der Mauer. Dann drehte er sich um und zählte die Steine auf der anderen Seite. Dann stand er auf und machte ein paar Kniebeugen.

Er stellte sich unter den Lichtschacht und versuchte, mit den Fingern den unteren Rand des kleinen Fensters zu erreichen. Er zog sich hoch und starrte auf die Mauer des Schachtes. Oben erklangen laute Kommandos in einer bellenden Sprache. Anscheinend scheuchte der Rudelführer gerade seine

Männer über den Hof.

Es wurde dunkler in seiner Zelle, die Sonne ging unter. Lluigolf trommelte ein wenig gegen die Tür, wenig erbaut von dem Gedanken, eine weitere Nacht in Haft verbringen zu müssen. Außerdem hatte er Hunger.

Als das letzte Sonnenlicht fort war und dämmriges Zwielicht den Raum erfüllte, brachte der Schafsgesichtige wieder Brot und Wasser und diesmal auch ein kleines Stück Käse und einen Apfel. Lluigolf stürzte sich auf das frugale Mahl, als wäre es der allerfeinste Festschmaus. »Wann findet der Rudelführer wohl Zeit für mich?«, fragte er kauend.

Der Ork zuckte mit den Schultern. »Nicht da«, sagte er.

Lluis hörte auf zu kauen, schluckte und starrte den Ork an. »Wieso – was meinst du damit?«

Der Schafsgesichtige glotzte dämlich zurück. Die Frage schien ihn zu überfordern. »Nicht da«, wiederholte er. »Rudelführer«, setzte er noch hinzu, als hätte Lluigolf ihn womöglich nicht richtig verstanden.

»Aber – er kommt doch bald wieder?«, insistierte Lluigolf mit steigender Verzweiflung.

Der Ork zuckte wieder mit den Schultern und ging.

Lluigolf lag lange schlaflos auf seinem Strohsack. Der Morgen kam und brachte Brot, Wasser, zwei Mohrrüben und den vergeblichen Versuch, die verschlossene Tür zu öffnen.

Nachdem Lluigolf seine Werkzeuge allesamt verbogen und abgebrochen hatte, legte er sich wieder auf sein knisterndes Lager und starrte die Decke an. Er hörte die rauen Kommandos im Hof und gelegentlich Schritte auf dem Gang vor seiner Zelle.

Lluigolfs Magen knurrte, und wie zur Antwort knallte der Riegel zurück und die Tür ging auf.

»Essen«, verkündete der Schafsgesichtige.

Lluigolf sprang auf und packte den Ork am Arm. Der blinzelte langsam und stellte den Wasserkrug ab. »Lass mich raus«, rief Lluigolf. »Ich habe nichts verbrochen! Ich will mit einem deiner Vorgesetzten sprechen oder mit sonst irgendjemandem!«

»Rudelführer nicht da«, sagte der Ork stumpfsinnig und befreite seinen Arm. Er kratzte sich dort am Kopf, wo eins der gedrehten Hörner aus seinem Schädel wuchs. »Rauslassen?«, sagte er zögernd.

»Ja, genau. Lass mich einfach laufen. Das merkt sicher keiner. Dein Rudelführer ist sowieso nicht da. Warum soll ich also hier herumhocken? Ich mache dir doch bloß Arbeit.«

Der Ork nickte langsam. Dann zog Zweifel über sein Schafsgesicht. »Darf nicht.« Er deutete auf den Napf, den er auf den Boden gestellt hatte und führte die Finger zum Mund. »Essen?«, fragte er eifrig.

Lluigolf sah ihn mit offenem Mund an. Die dunklen, feuchten Augen des Orks hingen hoffnungsvoll an seinem Gesicht. Lluis konnte nicht anders, er begann zu lachen.

Das Schafsgesicht verzog sich zu einem breiten Grinsen. Der Wächter nickte heftig. »Essen, ja«, sagte er und deutete wieder auf den Napf. »Gut Essen«, setzte er hinzu und rieb sich mit den Händen über den Bauch.

Lluigolf gab sich geschlagen. Er hockte sich hin und nahm den Napf auf, in dem ein warmer Gemüsebrei dampfte. Der Wächter schnaufte erleichtert und ging.

Nachdem der dritte Tag genauso verlief, der vierte sich nur dadurch unterschied, dass ein

bärenhafter Ork mit Schlitzaugen ihn mit Essen versorgte, und am fünften Tag lange Zeit niemand erschien, aber im Hof großer Aufruhr und lautes Kommen und Gehen herrschte, begann Lluigolf zu fürchten, dass man ihn vollkommen vergessen hatte. Er trommelte gegen die Tür, aber niemand schien ihn zu hören.

Die Unruhe im Hof nahm gegen Mittag noch weiter zu. Er hörte lautes Wiehern und Pferdegetrappel, und Stimmen, die laut sprachen, lachten und merkwürdigerweise *sangen*. Er presste sein Gesicht an die Gitter zum Lichtschacht – sehen konnte er zwar nichts bis auf die schmutzigen Wände des Schachtes, aber die Rufe und Lieder blieben unverständlich. Die fremden, wohlklingenden und süßen Laute riefen Erinnerungen wach an Sonnenlicht, das durch belaubte Baumkronen fiel, duftende Blütenteppiche auf Waldlichtungen, Vogelstimmen in der Morgendämmerung, Tauperlen auf dunklem Moos und den Geruch von Waldboden nach einem Frühlingsschauer. Das alles stürmte auf seine Sinne ein und weckte eine Sehnsucht, die ihm die Knie weich werden ließ. Er sank vor dem Lichtschacht zu Boden und verbarg das Gesicht in den Händen.

»Liebster«, flüsterte eine Stimme. Eine weiche, kühle Hand berührte seine Wange. Lluis hob ungläubig den Kopf und sah, dass sich eine Öffnung in der Wand aufgetan hatte. Helles Licht flutete in seine kahle Zelle, und ein frischer Duft von Blüten und Gras wehte herein. Eine junge Elbin kniete an seiner Seite und sah ihn an.

»Siiran«, sagte er und streckte vorsichtig die Hand aus. Die Wange, die seine Fingerspitzen berührten, war weich, glatt und kühl und durchaus echt. »Siiran«, wiederholte er ungläubig.

Sie lächelte und hielt seine Hand fest, die er an ihre Wange gelegt hatte. »Komm«, sagte sie und zog ihn auf die Füße. Das Singen der fremden Stimmen im Hof war verstummt. Wind rauschte in dichtem Gezweig. Lluigolfs Füße sanken in dichtes Moos, und er atmete tief die kühle Luft des Waldes. »Ah, das habe ich so vermisst«, sagte er laut.

Siiran lachte ihr glucksendes Lachen und zog ihn weiter.

»Warte«, sagte er. Sie drehte sich zu ihm um und hob die Brauen. »Siiri – wo sind wir hier? Und warum …«, es widerstrebte ihm, es auszusprechen, da sie so blühend und schön vor ihm stand. »… warum lebst du? Du bist in meinen Armen gestorben.« Seine Stimme brach.

Das Bild zerplatzte, als Siiran erneut lachte. »Komm, Liebster«, sagte sie. »Du grübelst zu viel. Das macht schrecklich viele Falten auf der Stirn.« Ihre neckende Berührung ließ ihn erschauern.

Er wanderte wie verzaubert an Siirans Hand durch den Wald. Die Residenz und die armselige Zelle, in der er geschmort hatte, waren weit fort und wurden immer unwirklicher, bis er glaubte, alles sei nur ein böser Traum gewesen. Und Siiran – sie war hier an seiner Seite, sah ihn an, lächelte, berührte ihn.

»Wo gehen wir hin?«, fragte Lluigolf nach einer langen Zeit, in der er schweigend und glücklich neben ihr hergelaufen war.

Sie lächelte wieder. Ihre Augen strahlten, als sie ihn ansah. »Wo möchtest du denn hingehen?«

Sein Schritt stockte. »Wo – wo sind wir überhaupt?«

»Ich weiß es nicht«, erwiderte sie mit einem anmutigen Zucken ihrer Schultern. Sie drehte sich einmal um die eigene Achse, sodass ihr leichtes Kleid um ihre Beine flatterte, und breitete die Arme aus. »Aber es ist schön hier. Nicht so kalt und dunkel wie …«, sie verstummte und biss sich auf die

Lippe.

Lluigolf schauderte. »Wo sind wir?«, wiederholte er drängend. »Siiri, du hast mich doch hergebracht!«

Sie zog einen Schmollmund und ließ das Haar ins Gesicht fallen. »Sei nicht böse zu mir. Ich habe dir doch nichts getan.«

Lluigolf sah sich mit einem steigenden Gefühl der Unruhe um. Das Licht hatte sich während ihrer langen Wanderung nicht verändert, in diesem Wald schien ein ewiger, endloser Nachmittag zu herrschen. Er hörte Vogelstimmen, aber rundherum regte sich nichts im Gezweig, und auch im dichten Unterholz neben dem Weg raschelte kein kleines Getier. Er fröstelte.

Siiran schlang die Arme um seinen Hals und verbarg das Gesicht an seiner Schulter. »Bring mich zu unserer Lichtung«, flüsterte sie. »Lluis, Liebster. Wir werden für immer zusammen sein.«

Ihre Stimme, das sanfte Kitzeln ihres Haars, die weiche Berührung ihrer Haut und ihr Duft vertrieben das wachsende Unbehagen. Sie gingen Hand in Hand weiter.

Der Weg schlängelte sich unter hohen Bäumen. In der Ferne hämmerte ein Specht und irgendwo murmelte ein Bächlein.

Ich müsste Hunger haben, dachte Lluigolf. Meine Füße sollten müde sein. Die Sonne steht immer noch im frühen Nachmittag, doch sie müsste längst untergegangen sein.

»Siiran.«

Sie blieb mit abgewandtem Gesicht stehen. »Herzliebster?«, erwiderte sie, und ihre Stimme klang erstickt.

Er berührte sacht ihre Schulter. »Siiri, sieh mich an. Das alles hier ist so seltsam.«

Sein Schrei hallte durch den Wald, die Vögel verstummten plötzlich. Er war einige Schritte zurückgestolpert und fühlte, wie seine Beine unter ihm nachzugeben drohten.

»Liebster?«, fragte Siiran. Ihre sanfte Stimme drang dumpf über das faulende Fleisch ihrer Lippen. In ihren Augen wimmelten Maden. Lluigolf sah mit vor Entsetzen hervorquellenden Augen auf den Albtraum, der in Siirans Kleidern, Siirans Gestalt vor ihm stand. Warum hatte er den Gestank nicht früher bemerkt? Und warum wachte er jetzt nicht auf?

Er warf sich herum und rannte davon. Und hinter sich hörte er die weichen, schleppenden Schritte seiner toten Geliebten.

Sein Herz raste, und das Blut wummerte schwer und dumpf in seinem Kopf. Er konnte die Füße kaum noch heben, schwere Gewichte zogen ihn zu Boden. Er rang nach Luft, seine Lungen drohten zu bersten, und vor seinen Augen flimmerten helle Lichter.

Die Hand, die seine Stirn und seinen Hals berührte, war kalt. Eine Stimme sprach, aber das Rauschen in seinen Ohren verzerrte sie zur Unkenntlichkeit.

Warum lief er mit geschlossenen Augen durch den Wald?

Voller Mühe, denn auch an seinen Lidern schienen Sandsäcke zu hängen, öffnete er die Augen einen Spalt. Ein grämliches, graubärtiges Gesicht sah durch runde Brillengläser auf ihn hinab.

»Er ist wach«, verkündete der Fremde und trat zurück. »Ich weiß nicht, warum er jetzt aufgewacht ist, aber ich habe ja auch nicht herausfinden können, warum er ohne Bewusstsein war. Also frag mich

nicht. Wenn ich sonst noch irgendwelche untergeordneten Tätigkeiten für dich ausführen kann – ein bisschen den Boden fegen oder Feuer machen –, zögere nicht, mich bei der Arbeit zu stören. Nimm bloß keine Rücksicht auf mich.« Seine Schritte entfernten sich, und bevor die Tür zuschlug, hörte Lluigolf ihn noch murmeln: »Aber was rede ich – das tut hier ja ohnehin niemand!«

Lluis drehte den Kopf und blinzelte. Aufmerksame blaue Augen in einem scharfgeschnittenen Hundegesicht erwiderten seinen Blick, und fast hätte er aufgeschrien.

»So«, sagte der Ork. »Du bist wieder bei uns.« Er half Lluigolf, sich aufzusetzen. »Langsam.« Der Griff seiner Hände bewies erschreckende Kraft.

Lluis sah sich um. Der endlose Wald war fort, unter ihm knisterte der Strohsack, er war wieder in seiner Zelle. Alles war unverändert, nur eine grobe Wolldecke, die vorher nicht dagewesen war, lag jetzt über seinen Beinen.

Ihm wurde bewusst, dass der Ork ihn immer noch unverwandt ansah. »Wir kennen uns«, sagte der Wächter.

Lluigolf runzelte die Stirn. Irgendwo in seinem Kopf flüsterte eine zarte Stimme *Liebster*, und er unterdrückte ein Schaudern. Was für ein furchtbarer Traum!

»Ich weiß nicht …«, begann er und riss die Augen auf, als ihm einfiel, worauf der Ork anspielte.

Der Wächter nickte, ohne seine aufmerksamen Augen von Lluigolfs Gesicht zu wenden. Eine lange, blassrote Zunge zuckte hervor und leckte kurz über seine Nase. »Du bist hier eingedrungen«, sagte er.

Lluigolf wartete, aber es folgte nichts mehr. Anscheinend stellte dieser Ork nicht gerne Fragen.

»Ich wollte jemanden besuchen.« In seinem Kopf rasten die Gedanken. Dies war offensichtlich der Rudelführer, auf den er tagelang gewartet hatte.

»Du wolltest jemanden besuchen. Hier im Schloss.«

Schloss? Lluigolf schluckte schwer. Verflucht, Hadmut hatte ihn ausgerechnet ins Stadtschloss des Markgrafen geführt. Wieso hatte er das nicht erkannt?

»J-ja«, stammelte er. »Eine Freundin. Eins der Küchenmädchen.« Er vertraute darauf, dass der Wächter schwerlich das gesamte Personal kennen konnte.

»Das Küchenmädchen hat einen Namen.«

»H… Hilla.«

Der Ork leckte sich wieder über die Nase – eine irritierende Angewohnheit. »So«, sagte er. Nichts weiter. Er stand auf und blickte auf Lluigolf hinab. »Du warst lange ohne Bewusstsein«, sagte er. »Aber der Magister hat gesagt, du seiest nicht krank.« Er ging zur Tür und öffnete sie. »Ich komme wieder, wenn ich … Hilla befragt habe.«

Lluigolf ließ sich auf seinen Strohsack zurücksinken und schloss erschöpft die Augen. Lange ohne Bewusstsein? Er hätte ihn fragen sollen, was er damit meinte. Und was würde nun werden – denn dass Hilla nicht existierte, wusste er genauso gut wie anscheinend auch der Kommandant der Orks. Wahrscheinlich würde das nächste Verhör folgen – ein nicht ganz so freundliches allerdings. Aber ganz gleich, was auch geschah, er würde Hadmut nicht verraten.

Wieder wartete er. Er fühlte sich schwach und klapprig, und wenn er aufstand, um die wenigen Schritte zu machen, die die Abmessungen der Zelle ihm erlaubten, zitterten ihm schon nach kurzer Zeit vor Anstrengung die Knie.

Zwei Tage nach seinem Verhör durch den Rudelführer öffnete sich die Tür und der mürrische Graubart trat ein. »So«, sagte er und stürmte auf Lluigolf zu. Ehe Lluis etwas tun oder sagen konnte, hatte der Mann zwei Finger in seinen Mund geschoben und seine Kiefer aufgezwungen: »Sag Aaaah!«

Lluigolf protestierte unartikuliert gegen die grobe Behandlung.

»Aaaah«, wiederholte der Graubart ungeduldig.

Lluis gehorchte notgedrungen, denn der andere machte den Eindruck, als würde er sonst bis zum nächsten Morgen da stehen bleiben.

Der Graubärtige zog die Finger zurück, wischte sie an seiner Jacke sauber und zog Lluigolfs Unterlid herab und starrte ihm ins eine und dann ins andere Auge. Dann klopfte er ihm auf dem Brustkasten herum, legte das Ohr an Lluis' Rücken, fühlte seinen Puls und brummte und murmelte währenddessen unzufrieden.

»Kerngesund«, sagte er schließlich und ließ von Lluigolf ab, der erleichtert auf seinen Strohsack zurücksank. »Aber nicht ganz menschlich, was?« Ein scharfer Blick traf Lluigolf, der aber nicht zu Wort kam, denn der Mann wandte sich ab und rief zur Tür: »Wo bleibt eigentlich mein trödeliger Lehrling? Ich bin gestraft mit diesem jungen Burschen, gestraft!«

Lluigolf erkannte verblüfft den *jungen Burschen*, der jetzt gemächlichen Schrittes hereinkam und ihn ohne ein Zeichen des Erkennens anblickte. »Ich bin schon hier, Magister Davydd«, sagte Trurre.

»Steh nicht herum und halte Maulaffen feil, gib mir endlich meine Tasche«, fuhr der Graubart ihn an und entriss dem Zwerg eine abgewetzte Ledertasche vom Format eines kleinen Schrankes. Er öffnete sie und wühlte darin herum.

Lluis warf Trurre einen beschwörenden Blick zu. Der Zwerg hob unmerklich die Schultern und ließ sie wieder sinken, sein Gesicht blieb unbewegt.

»Da!«, rief der Magister aus. Er zog einen faustgroßen Stein aus der Tasche und hielt ihn Lluigolf hin, der geistesabwesend danach griff. War Trurre wahrhaftig der Lehrling eines Heilers? Das Handwerk erschien ihm ungefähr so passend für den Zwerg, als hätte er ihn mit einem Stickrahmen oder beim Blumenbinden erwischt.

»Also bitte!«, holte ihn die zornige Stimme des Magisters aus seinen Gedanken. »Könntest du mir freundlicherweise ein Minimum deiner Aufmerksamkeit schenken? Ergebensten Dank!«

Lluigolf blickte in die Augen des Magisters, die ihn über den Rand seiner Brille hinweg fixierten. Der Stein in Lluigolfs Händen erwärmte sich ein wenig und wurde dann schlagartig eiskalt. Seine Finger klebten daran fest. Lluigolf wollte den Blick vom Gesicht des anderen wenden, aber es gelang ihm nicht. Er stöhnte leise und hörte, wie Trurre sich unruhig bewegte.

Die Augen wurden groß, größer, tellergroß. Sie füllten sein gesamtes Gesichtsfeld aus. Ihre Iriden

waren von einem klaren, kalten Grau und die Pupillen tiefe, schwarze Löcher, die sein Innerstes aufzusaugen schienen.

Erbarmungslose Kälte strömte von den Rändern seines Bewusstseins in sein Inneres. Er spürte, wie sein Ich, seine ureigene innere Essenz, sich zu einer kleinen, angsterfüllten Kugel zusammenrollte und wimmernd nach einem Fluchtweg suchte.

Etwas geschah. Wärme und Helligkeit brandeten gegen Finsternis und erstarrende Kälte, lösten den Bann, unter dem er sich befand. Er holte tief Luft und wandte all seine Kraft und seinen Willen gegen die Kräfte, die ihn umklammert hielten.

Die drohenden Abgründe schrumpften zusammen, die Welt kehrte wieder, und ein Paar grauer Augen blinzelte verblüfft. Lluigolf ließ den vor Kälte dampfenden Stein aus seinen halb erfrorenen Fingern fallen und holte zu einem Hieb gegen seinen Peiniger aus. Seine geballte Faust schmetterte gegen ein unsichtbares Hindernis und etwas umklammerte sein Handgelenk und fixierte seinen Arm im Schlag.

»Ho, ho, ruhig, junger Elbe«, murmelte der Magister. »Dir geschieht nichts Böses. Zumindest nicht im Augenblick.«

Lluigolf biss die Zähne zusammen und riss seinen Arm aus der unsichtbaren Umklammerung. Er rieb sich das Handgelenk und starrte den Magister an. »Bei allen Dämonen!«, rief er wütend. »Was willst du von mir? Bist du übergeschnappt?«

»Wie redest du denn mit mir, du Bengel?«, fuhr ihn der Magister an.

Trurre räusperte sich. »Bitte, ihr Herren«, sagte er. »Es besteht kein Grund, sich anzubrüllen. Mein Magister will dir nichts Böses. Er ist nur manchmal etwas geistesabwesend und vergisst, um Erlaubnis zu fragen, ehe er sich in eine Untersuchung stürzt.«

Beide hörten auf, sich wütend anzustarren und blickten verblüfft auf den Zwerg, der harmlos und ein wenig einfältig dreinblickte.

»Also«, begann der Magister, und »Nun ja …«, sagte Lluigolf. Dann schwiegen beide und suchten nach Worten.

»Also das ist doch …«, sagte der Magister. »Wenn du meinst, dass du das Handwerk besser beherrschst als dein Meister, dann bitte! Ich stehe dem nicht im Wege!« Er schloss die riesige Tasche mit einem Knall und stapfte aus dem Zimmer. Lluigolf hörte, wie er dem Wächter vor der Tür zurief: »Mein Famulus kümmert sich um den Gefangenen.«

Riegel schnappten vor, er war fort. Lluigolf und Trurre blickten sich an. »Warum hast du getan, als würdest du mich nicht kennen?«, fragte Lluis leicht verschnupft.

»Du wirst hier als äußerst dubioses Subjekt geführt, das unbefugt ins Schloss eingedrungen ist«, erwiderte Trurre. »Was meinst du, was passiert wäre, wenn ich laut ausposaunt hätte, dass ich dich kenne?« Er schnaubte. »Ich hätte schneller hier neben dir auf dem Strohsack gehockt, als du *Hallo, Trurre* hättest sagen können. Du kennst Groszbarrt und sein orrinverfluchtes Misstrauen nicht!«

»Das ist der Rudelführer?«

Trurre nickte und hockte sich neben Lluigolf. »Ein gerissener, heimtückischer, schlauer Kerl. Würde seiner eigenen Mutter nicht so weit trauen, wie er spucken kann.« Er runzelte die Stirn. »Falls er eine Mutter hat, heißt das. Ich bin mir da bei Orks nicht so sicher.«

Beide dachten eine Weile darüber nach. Dann schüttelte Trurre sich und fragte: »Was wolltest du hier eigentlich? Du bist doch wohl kaum so blöd, ausgerechnet in das markgräfliche Schloss einzubrechen.«

»Ich bin Hadmut gefolgt«, gestand Lluigolf.

Trurre vergrub das Gesicht in den Händen. Unartikulierte Geräusche drangen durch seine Finger.

»Was ist daran denn so komisch?«, fragte Lluigolf scharf.

Der Zwerg hustete und schnaubte gleichzeitig, während er sich die Augen wischte. Dann stand er auf und grinste breit. »Ich werde sehen, was ich für dich tun kann«, sagte er. »Groszbarrt wird allerdings schwer davon zu überzeugen sein, dass er dich laufen lassen kann. Er hält dich bestimmt für einen Attentäter.« Er kicherte und klopfte gegen die Tür, damit die Wache ihm aufschloss.

»Was für ein Handwerk lernst du eigentlich?«, fragte Lluigolf noch.

»Oh, nichts Besonderes. Ich bin Magierlehrling«, antwortete der Zwerg und ging hinaus.

»He, warte«, rief Lluigolf, aber die Tür hatte sich bereits geschlossen.

Lluigolf fluchte eine Weile lang hingebungsvoll, dann hörte er auf, gegen die Tür zu treten und fiel auf sein Lager. Hatte Trurre ihn auf den Arm nehmen wollen? Es gab keine Zwergen-Magier, das wusste man sogar in Weidenheim. Andererseits …

Ein bellender Wortwechsel vor der Tür riss ihn aus seinen Grübeleien. Zwei uniformierte bullige Orks stürmten in seine Zelle und rissen ihn von seinem Strohsack. Sie zerrten ihn in den Gang und eine Treppe hinauf, dann stand er im Hof und blinzelte geblendet ins schmerzhaft helle Tageslicht. Schemenhaft erkannte er den mächtigen Umriss des Rudelführers, der ihn missbilligend musterte.

Die Orks brachten ihn quer über den Hof in ein kahles Gelass, in dessen Ecken Stroh lag und in dem es nach Stallmist roch. Schweigend drückten sie ihn auf einen roh behauenen Holzblock nieder. Lluigolf betrachtete die verdächtigen dunklen Flecken und Spritzer auf dem Boden rund um den Block und schauderte.

Die beiden Wächter hielten ihn nicht fest und ihre Mienen waren stumpfsinnig, aber er wusste, dass der schwerfällige Eindruck täuschte.

Der Rudelführer trat ein und schloss die Tür hinter sich. Lluigolf straffte die Schultern.

»So, Junge«, sagte Groszbarrt. Er blieb vor Lluigolf stehen, der sah, dass der Ork einen Ledergurt zwischen beiden Händen spannte. Seine Miene war unbewegt und ließ nicht erkennen, was er vorhatte.

»Ich denke, wir müssen noch einmal miteinander reden«, fuhr der Rudelführer fort. Lluis starrte gebannt auf den Gurt und leckte sich über die plötzlich trockenen Lippen. »Junge.«

Lluis sah auf und erwiderte den Blick der hellen Augen, die ihn kalt und ohne Lidschlag fixierten.

»Du wolltest etwas sagen.«

Lluis schüttelte den Kopf. Der Rudelführer nickte, als hätte er nichts anderes erwartet.

»Hilla«, sagte er.

Lluis schluckte.

»Hilla, das Küchenmädchen, du erinnerst dich. Die du hier besuchen wolltest.« Groszbarrts Stimme und Miene waren neutral, fast freundlich.

»Ja?«, krächzte Lluis.

Groszbarrt sah ihn nur an. Der Lederriemen wanderte von der einen in die andere Hand, nicht bedrohlich, aber doch unübersehbar.

»Nun, vielleicht …« Lluis' Gedanken überschlugen sich. »Vielleicht habe ich ihren Namen falsch verstanden?«

Der Ork öffnete die Lippen zu einem Lächeln – das jedoch wirkte durchaus bedrohlich. Lluigolf spürte, wie die beiden Ork-Wächter neben ihm sich strafften.

»Ich denke, wir können deinem Gedächtnis etwas auf die Sprünge helfen.« Der Riemen klatschte in die Handfläche. Lluigolfs Bewacher zogen ihn hoch, drehten ihn wie eine Puppe in der Luft und legten ihn unsanft über den Holzbock. Lluis trat aus, und ein Grunzen verriet ihm, dass er einen der Wächter getroffen hatte, aber der schraubstockfeste Griff der Hände lockerte sich nicht um Haaresbreite.

Lluis schloss ergeben die Augen. Jemand zerrte seine Jacke von den Schultern, dann das Hemd, er lag, die Arme schmerzhaft verrenkt und bis zur Taille nackt, auf dem rauen Holzblock.

Die Erwartung des ersten Schlages ließ seine Nerven vibrieren. Er stellte sich vor, wie das Leder auf seine Haut traf und brennend hineinbiss, und wünschte sich beinahe, der Ork möge endlich beginnen, damit die eingebildete Qual von einem echten Schmerz abgelöst würde.

»Das Küchenmädchen«, sagte der Rudelführer. »Niemand weiß von diesem Mädchen. Keins der Mädchen kennt einen Jungen wie dich.« Das Leder pfiff durch die Luft und Lluis hielt den Atem an. Aber Groszbarrt ließ ihn weiter zappeln. »Ich glaube, dass du mich belügst. Ich glaube, dass du Übles im Schilde führst.« Wieder sauste das Leder bösartig durch die Luft und klatschte auf den Stiefel des Rudelführers.

»Jemand schickt dich«, sagte der Rudelführer. Das Leder sauste herab und landete knallend auf dem Holzblock, dicht neben Lluigolfs Kopf. Er unterdrückte einen Schrei, der laute Knall hatte sein Ohr ertauben lassen. Der Ork, der seinen linken Arm festhielt, lachte knurrend.

»Jemand schickt dich«, wiederholte Groszbarrt. Lluis spannte die Muskeln und biss die Zähne zusammen. Er wusste, der nächste Schlag würde seinen Rücken treffen.

Der Riemen sang durch die Luft, und der Knall, mit dem er auftraf, war genauso ohrenbetäubend wie der letzte. Lluigolf stieß hart die Luft aus und sog sie keuchend wieder ein. Der Ork-Wächter lachte erneut, und diesmal stimmte der andere Ork keckernd mit ein.

»Bewacht die Tür«, sagte der Rudelführer. »Ich möchte alleine mit dem Jungen sprechen.« Er wartete, bis die beiden Wächter die Tür hinter sich geschlossen hatten, dann hockte er sich neben Lluigolf, der sich benommen aufrichtete, und wickelte den Riemen um seinen Unterarm.

»Wir sind noch nicht fertig«, sagte er und fixierte Lluigolf. »Jemand schickt dich.«

»Nein. Ich bin alleine – es war meine Idee.« Lluis bemühte sich um Festigkeit in seiner Stimme, doch sie schwankte bedenklich. Der Rudelführer war entschlossen, die Wahrheit herauszufinden – und sein ganzes Gebaren zeugte von hartnäckiger Beharrlichkeit.

Groszbarrt neigte lauernd den Kopf. »Es war deine Idee.«

Die Eigenart des Orks, keine direkten Fragen zu stellen, begann an Lluigolfs Nerven zu zerren. Und warum prügelte Groszbarrt die Antworten nicht aus ihm heraus? Was hielt den Ork zurück? Fast war es, als warte er auf etwas.

»Es war ganz und gar meine Idee, hierherzukommen«, wiederholte Lluis. »Ich wollte – jemanden

besuchen.«

Der Ork bleckte weiße Zähne, auf denen der Speichel glänzte.

»Das Küchenmädchen, das niemand kennt.«

Lluis schüttelte den Kopf. »Nein«, gab er zögernd zu. »Dieses Mädchen war eine Erfindung. Ich wollte zu einer – Zofe. Sie – sie ist verheiratet.« Er hielt dem Blick des Rudelführers stand.

Der Ork nickte langsam. »Eine verheiratete Zofe.«

Lluis ließ sich seine Unsicherheit nicht anmerken. War es Sitte bei Hofe, dass die Zofen unverheiratet zu sein hatten? Er durchforstete sein Gedächtnis nach dem, was seine Mutter ihm erzählt hatte.

»Die verheiratete Zofe hat einen Namen.«

»Hilla«, entfuhr es Lluis. Der Rudelführer schloss die Augen zu schmalen Schlitzen, in denen es zornig – oder amüsiert? – blitzte. Er begann, den Lederriemen wieder von seinem Arm zu wickeln.

»Oder Elga«, setzte Lluis hastig hinzu. »Wir haben uns erst einmal getroffen, unten in der Stadt. Ich wollte sie unbedingt wiedersehen.«

Der Lederriemen schoss unvermutet wie eine Schlange durch die Luft und peitschte dicht neben Lluis Oberschenkel gegen den Holzklotz. Lluis stieß einen Schrei aus, und im gleichen Moment sprang die Tür auf und knallte gegen die Wand.

»Rudelführer!«, der scharfe Ausruf ließ den Ork innehalten. »Rudelführer, bei allen Göttern, was treibst du da?«

»Ich verhöre einen höchst verdächtigen Gefangenen, Hoheit«, erwiderte der Ork, ohne sich umzuwenden. Lluigolf sah das Glitzern in seinen Augen und glaubte immer noch, eher Amüsement als Zorn darin zu erkennen.

»Mit einer Peitsche? Was ist das für eine Verhörmethode?« Der Ork versperrte Lluis den Blick auf die Frau. Sie klang jung und aufgebracht.

»Was für ein Glück, dass ich nach dir gesucht habe«, fuhr sie fort. »Wir waren verabredet, Groszbarrt, hattest du das über deinem *Verhör* vergessen?« Eine schmale Hand erschien in Lluigolfs Gesichtsfeld und schob den Ork beiseite. »Lass mich sehen«, sagte die Frau und verstummte, als sie Lluis erblickte. Lluis riss die Augen auf. Er sah eine schlicht geschnittene, aber kunstfertig bestickte Robe und sorgfältig geflochtenes und hochgestecktes Haar, dezenten, aber kostbar schimmernden Schmuck, derbe Stiefelspitzen, die unter dem Rocksaum hervorlugten. Das Gesicht. Die Stimme. *Hoheit*. Der Rudelführer, der gehorsam Frage und Antwort stand. Wie konnte das sein?

»Was – was wirft man dem Gefangenen vor?«, fragte sie, sichtlich um Fassung bemüht.

»Unerlaubtes Eindringen, wahrscheinlich mit dem Ziel des Raubes, wenn nicht gar eines Attentates auf ein Mitglied der markgräflichen Familie«, ratterte der Rudelführer herunter.

Die Frau schnaubte. »Das ist dummes Zeug, Groszbarrt. Sieh dir den Jungen an. Das ist nie und nimmer ein Attentäter.«

»Aber möglicherweise ein Einbrecher«, schnarrte der Ork.

Sie verstummte verblüfft. »Ganz gleich«, sagte sie dann schnell. »Es geht nicht an, dass du den Jungen auspeitschst.« Sie zögerte. »Was hat er denn gesagt?«

»Er behauptet, auf der Suche nach einem Küchenmädchen oder einer Zofe gewesen zu sein. Ihr

Name ist Hilla. Oder Elga.«

Lluis starrte sie beschwörend an. Er hatte sie nicht verraten – oder besser gesagt, er hatte Hadmut nicht verraten. Wer die Frau war, die vor ihm stand, wusste er nicht, und er hätte sogar an eine zufällige, wenn auch verblüffende Ähnlichkeit geglaubt, wäre da nicht ihr überraschter Gesichtsausdruck gewesen.

»Bring ihn zurück in sein – in seine Zelle«, sagte sie. »Ich möchte nicht, dass irgendjemand versucht, Informationen aus ihm herauszuprügeln.«

Groszbarrt legte den Riemen sorgfältig zusammen. »Sie befehlen, Hoheit.«

Sie kniff die Lippen zusammen, und zwischen ihren dunklen Brauen entstand eine steile Falte. Das war Hadmut, wie sie leibte und lebte, daran bestand kein Zweifel.

»Ich denke darüber nach, Groszbarrt«, beschied sie dem Ork.

»Wenn Sie es wünschen, übergebe ich den Gefangenen Ihrem Bruder.«

Hadmut hob abwehrend die Hände. »Auf keinen Fall«, sagte sie scharf. »Ich kümmere mich persönlich um diese Angelegenheit, Rudelführer. Das ist ein Befehl!«

Der Ork salutierte und bedeutete Lluis, er möge aufstehen und seine Kleider richten. »Warte«, sagte Hadmut und trat an seine Seite. Lluigolf musterte sie unter niedergeschlagenen Lidern und sah ihre Verblüffung, als sie seinen Rücken betrachtete.

»Du hast ihn gar nicht geschlagen!«, sagte sie anklagend. »Aber ich habe doch den Schlag und seinen Schrei gehört.«

»Er hat sich nur erschreckt«, erwiderte Groszbarrt unbewegt.

Sie stieß ein empörtes Lachen aus. »Das ist doch …«

»Ich könnte die Prügel nachholen, Hoheit«, bot der Rudelführer an.

Sie musterte ihn mit zusammengekniffenen Augen. »Warum habe ich das Gefühl, dass du mit mir spielst, Groszbarrt?«

Lluigolf stieß den Atem aus, als ihm ein Licht aufging. »Er weiß Bescheid, er hat uns zusammen gesehen«, entfuhr es ihm.

Hadmut hob die Hand, als wollte sie ihn schlagen. »Was schwätzt du da, Kerl?«, sagte sie im allerhochmütigsten Tonfall. »Soll ich den Rudelführer anweisen, dir eine ordentliche Tracht Prügel für deine Anmaßung zu verpassen?«

Lluis hatte den Ork beobachtet und schüttelte nur den Kopf. »Sieh dir doch nur sein Gesicht an, Had…« Er verstummte.

Der Ork bemühte sich um eine eiserne Miene, aber da war wieder das verräterische Glitzern in seinen Augen. Hadmut starrte ihn aufgebracht an. »Du!«, fauchte sie. »Sperr ihn wieder ein! Und dann möchte ich mir dir reden!«

Groszbarrt griff nach Lluigolfs Arm. »Warte«, sagte sie. »Wo bringst du ihn hin?«

Der Ork zögerte. Lluigolf konnte seine Gedanken förmlich riechen.

Die so verwandelte Hadmut anscheinend auch. »Ich habe nicht vor, ihn bei Nacht und Nebel laufen zu lassen«, sagte sie.

»Die ehemaligen Waffenkammern«, sagte der Rudelführer widerwillig.

Sie nickte ungnädig. »Ich warte in der Wachstube auf dich.«

Lluigolf versuchte beim Hinausgehen einen Blick auf ihr Gesicht zu erhaschen und zu erraten, was sie vorhatte, aber sie hatte sich abgewandt und betrachtete kopfschüttelnd den Holzklotz.

»Ich höre«, sagte Vanandel und schloss energisch die Tür zur Wachstube hinter sich. »Was sollte dieses Theater, Rudelführer?«

Groszbarrt lehnte sich zurück und betrachtete angelegentlich seine hornigen Fingernägel. »Ich weiß nicht, was Sie meinen, Prinzessin«, sagte er.

Vanandel rauschte zum Tisch und stützte sich mit beiden Fäusten auf die Platte. Sie starrte den Ork wütend an, der ohne zu blinzeln ihren Blick erwiderte. »Groszbarrt, ich habe es dir schon einmal gesagt: Spiel nicht mit mir! Du hast so getan, als würdest du Lluis foltern.« Ihre Augen weiteten sich, und der Rudelführer lächelte.

»Verflucht«, sagte Vanandel aus tiefstem Herzen und setzte sich.

Groszbarrt schüttelte sacht den Kopf. »Meine Lippen sind zusammengenäht«, sagte er.

»Igitt«, machte Vanandel, und beide lachten.

»Was willst du von mir, Groszbarrt?«

Der Ork legte den Kopf schief, was seine Ähnlichkeit mit einem melancholischen Hund noch vergrößerte.

Vanandel seufzte. »Schau mal, Groszbarrt. Du hast dieses Schauspiel zu einem Zeitpunkt aufgeführt, wo du wusstest, dass ich nach dir suchen würde. Du hast eine ordentliche Notiz auf deinem Tisch zurückgelassen, damit ich dich auch ja finde. Und dann hast du Lluis dazu gebracht, zu schreien, damit ich auch ganz sicher in dein kleines Schauspiel hereinplatze. Also, was sollte das Ganze?«

Das Gesicht des Orks war verschlossen, sie bemühte sich vergebens, darin zu lesen. Er schüttelte langsam den Kopf.

»Vanandel«, sagte er endlich, »du musst mir helfen. Ich verstehe einige Dinge nicht.«

Sie nickte abwartend.

Er war sichtlich um Worte verlegen. »Du und dieser Bursche – ich weiß, dass ihr euch kennt.« Vanandel sagte nichts.

»Ich habe ihn gesehen und mit ihm gesprochen, unten in der Stadt. Aber das weißt du ja, du warst schließlich dabei.«

Vanandel verknotete die Hände im Schoß und nickte endlich.

Groszbarrt seufzte. »Ich habe keine Ahnung, was dich mit ihm verbindet. Es geht mich nichts an. Aber ich bin in Sorge, weil dieser Junge wahrscheinlich ein übler Geselle ist. Ich bin in Sorge, dass er dich … kompromittiert. Oder in der Hand hat.«

Vanandel stieß den Atem aus. »Groszbarrt«, sagte sie entschlossen, »Lluis ist kein übler Geselle. Und wenn jemand einen schlechten Einfluss hat, dann bin das wohl eher ich. Ich habe dort unten im Schweinekoben die eine oder andere Sache unternommen, die sicherlich nicht meines Vaters Billigung fände. Oder die deine.« Sie hielt die Luft an.

Der Ork nickte langsam. »Ich habe dich gesehen«, wiederholte er. »Ich habe nicht sofort geglaubt,

dass du es bist, aber du warst es.« Er breitete die Hände aus. »Ich habe meine Pflicht gegenüber meinem Herrn vernachlässigt, weil ich ihm nicht sofort Bericht erstattet habe. Und ich habe meine Pflicht doppelt und dreifach vernachlässigt, weil ich nicht sofort mit dir darüber gesprochen habe. Ich wollte dich nicht …« Er rieb sich müde das Gesicht. »Ich weiß nicht, was wir jetzt machen.«

Vanandel schöpfte neue Hoffnung. Sie beugte sich vor und sagte eifrig: »Erst einmal machen wir gar nichts, Groszbarrt. Um Lluis kümmere ich mich, und dann sehen wir weiter. Mein Vater muss nichts davon erfahren, und wenn ich schaffe, was ich mir vorgenommen habe – und mit deiner Hilfe wird mir das sicher gelingen –, dann entgehe ich dieser Heirat und alles wird gut.« Solange der Schwindel nicht auffliegt, was er unweigerlich früher oder später tun wird, dachte Vanandel.

Groszbarrt wirkte nicht glücklich. »Du wirst mir verraten, was du vorhast«, sagte er schließlich.

Vanandel lächelte mit weitaus mehr Zuversicht, als sie selbst empfand. »Ich habe unten in der Stadt jemanden kennengelernt. Jemanden mit Einfluss. Er wird mir helfen, wenn ich von hier fortgehe.« Sie sah den Ork beschwörend an. »Das wird mir aber nicht gelingen, wenn du hinter mir her bist, sobald mein Verschwinden auffällt. Und mein Vater wird dich damit beauftragen, mich zu suchen. Du musst mir versprechen, nur zum Schein zu suchen – dann verspreche ich dir, dass ich dich immer über meinen Aufenthaltsort informiere und dir sage, wie es mir geht!« Sie lächelte schwach. »Meinetwegen lerne ich dafür auch Zwergenrunen.«

Der Ork lächelte nicht. »Das kann ich nicht tun, Prinzessin«, sagte er gequält.

Sie beugte sich vor. »Du hast gesagt, du würdest dein Leben für mich geben«, sagte sie leise. »War das nur leeres Gerede?«

Er fuhr zurück, als hätte sie ihn geschlagen.

»Das war die Wahrheit.« Er fuhr sich nervös mit der Zunge über die Lippen. »Dieser Mann, der dir helfen wird – er ist dein …«

»Nein«, sagte sie scharf, weil sie wusste, was er sagen wollte. »Nein, das ist er nicht. Er ist so etwas wie ein Lehrer. Ich habe für ihn gearbeitet.«

»Gearbeitet«, wiederholte er ungläubig.

Sie wartete.

Der Ork rang mit sich. Dann murmelte er: »Ich werde dich nicht verraten. Das kann ich dir versprechen – aber lass mir ein wenig Zeit. Ich muss darüber nachdenken, was es bedeutet, deinen Vater zu hintergehen.« Er sah sie flehend an. »Du verlangst viel, Prinzessin.«

»Ich verlange weniger als dein Leben, Rudelführer«, erwiderte sie sanft.

»Das ist wahr«, gab er bitter zurück. »Aber wir werden uns nicht mehr sehen – unabänderlicher, als wenn du nur mit deinem Gatten ziehst. Ein wenig werde ich also sterben.«

Er war so bemüht, seinen Jammer nicht zu zeigen, und gleichzeitig so offensichtlich im Innersten getroffen, dass sie nicht anders konnte. Sie beugte sich über den Tisch und küsste ihn auf die Wange. »Danke für alles, Groszbarrt.«

Er berührte seine Wange an der Stelle, wo ihre Lippen sie gestreift hatten, und nickte stumm.

»Warte«, sagte er, als sie sich zum Gehen wandte. »Ich muss wissen, was ich mit dem Jungen machen soll.«

»Kannst du ihn nicht einfach laufen lassen?«

»Herr Anselm hat mich schon nach ihm befragt, er war bei seiner Festnahme dabei«, gab der Ork zu bedenken. »Es sähe seltsam aus, wenn ich ihn jetzt sang- und klanglos entlasse. Aber ich könnte ihm eine öffentliche Tracht Prügel verabreichen lassen, bevor ich ihn freilasse.«

»Auf keinen Fall«, sagte Vanandel erschrocken. »Groszbarrt, ich dulde nicht, dass ihm auch nur ein Haar gekrümmt wird.«

»An einer Tracht Prügel ist noch keiner gestorben«, wandte der Ork ein. »Und immerhin *ist* er hier eingedrungen.«

»Er war ganz sicher auf der Suche nach mir«, gab sie kurz zurück. Ihre Miene verfinsterte sich. Das war etwas, was sie unbedingt mit Lluigolf klären musste. Und wehe ihm, wenn er keine einleuchtende Erklärung dafür hatte!

Groszbarrt sah sie abwartend an. »Ich kümmere mich um Herrn Anselm«, sagte sie entschlossen. »Danke, Groszbarrt.«

Der kleine, dicke Haushofmeister wirkte abgekämpft, als Vanandel ihn endlich im großen Bankettsaal aufstöberte. Er dankte ihr ehrlich erleichtert, als sie ihm einen Stuhl hinschob, setzte sich ächzend und hörte ihr aufmerksam zu.

»Und Sie denken, Seine Hoheit wäre erfreut darüber?«, fragte er schließlich.

Vanandel nickte. »Sogar sehr. Er hat neulich noch davon gesprochen.« Das war glatt gelogen.

Herr Anselm faltete das Taschentuch sorgfältig zusammen und steckte es ein. Dann kräuselte er die Nase und zog es eilig wieder hervor. »Ich bitte um Verzeihung, Prinzessin«, näselte er und wandte sich ab, um hineinzuschnauben. Vanandel lächelte. Sie hatte als Kind oft auf des Haushofmeisters Schoß gesessen und kannte seine ständig gereizte Nase.

»Aber er ist ein Eindringling«, wandte Herr Anselm ein, als er wieder Luft bekam. »Ist es nicht leichtsinnig, so jemanden …«

»Aber nein«, sagte Vanandel schnell. »Ich habe mit dem Rudelführer darüber gesprochen, und er hält ihn für harmlos. Vielleicht ein wenig einfältig, aber das ist ja kein Verbrechen.«

Der Haushofmeister nickte wenig überzeugt. »Wenn Sie glauben, dass es Ihren Vater erfreut, nun gut, Prinzessin.«

Vanandel drückte seine mollige Hand. »Danke, Herr Anselm. Ohne Sie wären wir alle verloren!«

»Oh, meine bescheidenen Dienste … kaum der Rede wert«, murmelte er geschmeichelt und machte eine kleine Verbeugung.

Vanandel tat ihm den Gefallen, noch einige der Festvorbereitungen mit ihm zu besprechen – was bedeutete, dass sie nickte und »Hm-hm« machte und »Sehr gut« und »Ja, das denke ich auch«.

Dann entfloh sie dem eifrigen kleinen Mann und lief zu ihren Gemächern. Ihre Zofe hatte sie vorausschauend fortgeschickt und auch sonst dürfte für den Rest des Tages niemand nach ihr suchen. Sie plante einen Ausflug, der ihr schon länger auf der Seele lag.

»Hadmut«, empfing Roske sie überrascht. »Du warst lange nicht mehr hier!«

Sie sah sich um. »Ist die Kröte hier?«

Der sonst so stoische Wirt wirkte erstaunlich nervös. Er drehte den tropfenden Lappen zusammen

und leckte sich über die Lippen, ehe er nickte. »Er ist oben.«

»Allein?«

Roske nickte wieder und wandte sich ab, um mit heftigen Bewegungen einen Tisch abzuschrubben.

Ein ungutes Gefühl im Bauch, ging Vanandel die Treppe hinauf und klopfte dann oben an die Zimmertür.

»Herein«, erklang es nach einer Weile. Sie trat ein, schloss die Tür hinter sich und wartete. Vibol, der gerade mit zierlichen Bewegungen eine Wurst in kleine Stückchen schnitt und in Senf stippte, blickte auf.

»Hadmut«, sagte er milde überrascht und musterte sie vom Kopf bis zu den Füßen. »Ich hätte dich beinahe nicht wiedererkannt, so lange hast du dich nicht blicken lassen.« Er wies auf einen Stuhl ihm gegenüber. »Ich hoffe, es stört dich nicht, wenn ich esse.«

»Ich störe dich«, sagte Hadmut. »Soll ich später …«

»Nein, nein, bleib hier. Es ist ja nur ein kleiner Imbiss.« Er nahm Brot vom Tisch und brach ein Stück ab, das er in den Mund steckte.

Hadmut setzte sich und fingerte nervös in ihrer Tasche nach dem Tabakbeutel. Als sie das Stäbchen gerollt und vor sich auf den Tisch gelegt hatte, schob Vibol seinen Teller beiseite und wischte das Messer sauber, ehe er es zusammenklappte und in die Westentasche steckte.

»Mein Kind«, sagte er und goss sich zwei Finger hoch aus einer kleinen Bouteille in ein Schnapsglas. Das Glas ließ er unberührt stehen. »Ich habe mir Sorgen um dich gemacht. Was ist geschehen, dass du dich so lange nicht bei mir gemeldet hast? Sollte ich dich unwissentlich gekränkt haben?«

»Du hast Lluis angestiftet, mir hinterherzuschnüffeln.«

Die Kröte spitzte die Lippen. »Habe ich das? Behauptet er das?«

Sie starrte ihn an. »Er sagt, du verdächtigst mich, mit dem Pferdegesicht zusammenzuarbeiten.«

»So«, sagte Vibol nur. »Und – hast du das getan?«

Sie schlug auf den Tisch. »Kröte, du kennst mich«, sagte sie wütend. »Was sollte ich mit einem Holzkopf wie dem Pferdegesicht? Er ist ein grober, gewalttätiger Klotz und seine Methoden sind genauso unfein wie seine Tischmanieren.«

Vibol verzog die Lippen, ohne dass das Lächeln seine Augen erreichte. »Gut gesagt«, sagte er nachdenklich. »Er ist wirklich kein feiner Mensch.« Er faltete die Hände und betrachtete sie nachdenklich. »Aber er könnte dir etwas angeboten haben, was seine Grobheit aufwiegt.«

»Und was wäre das?« Vanandel seufzte. »Vibol, ich habe dir nie Grund gegeben, mir zu misstrauen, und ich habe dich nie hintergangen – obwohl ich sicherlich eine Menge Dinge weiß, die deine Konkurrenten interessieren könnten. Aber warum sollte ich dich verraten? Du bist der mächtigste Mann der Residenz.« Nach meinem Vater, setzte sie stumm hinzu. »Ich wäre doch wahrhaft schlecht beraten, dich mir zum Feind zu machen.«

Er lächelte immer noch. »Du sprichst gut, kleine Freundin. Glattzüngig wie eine Schlange und klug wie ein Fuchs bist du. Aber leider auch genauso verlogen, fürchte ich.« Er stocherte nachdenklich mit seinem Fingernagel zwischen den Zähnen.

Vanandel sah ihre Felle davonschwimmen. »Vibol«, sagte sie eindringlich, »ich brauche deine

Hilfe. Deshalb bin ich hier. Ich muss aus der Residenz verschwinden.«

Sein Blick wurde starr. »Ach, hast du es dir mit dem Pferdegesicht inzwischen etwa auch verdorben?«

»Ich – paktiere – nicht – mit – dem – Pferdegesicht!«, schrie Vanandel, jede Vorsicht vergessend.

Vibol blieb ungerührt. »Nun, du vielleicht nicht. Aber dieser undankbare Junge, den du angeschleppt hast – er lässt sich schon seit Tagen nicht mehr blicken.«

Vanandel schnappte nach Luft. Zum ersten Mal beschlich sie der Verdacht, Vibol könne krankhaft misstrauisch sein. »Du hast ihn schließlich gezwungen, mir nachzuschnüffeln«, schnappte sie. »Wahrscheinlich sitzt er jetzt irgendwo in der Klemme und keiner kann ihm helfen, weil wir nicht wissen, wo er reingeraten ist. Hast du darüber mal nachgedacht?«

Seine Krötenaugen starrten sie an, ohne zu blinzeln. »Wohin gehst du jeden Abend?«

»Das geht dich einen feuchten Dreck an«, schnaubte Vanandel. »Was ist, hilfst du mir nun oder nicht?«

Seine Augen quollen noch etwas weiter hervor, dann begann er zu lachen. »Freches kleines Ding«, sagte er bewundernd. »Und mutig wie zehn Männer. Oder sollte ich besser sagen tollkühn?« Er schüttelte den Kopf. »Gut, drehen wir den Spieß um. Wenn du dafür sorgst, dass der Junge sich hier bei mir meldet, werde ich dich nicht weiter behelligen. Und«, er hob die Stimme, als Vanandel protestieren wollte, »*und* ich helfe dir, von der Bildfläche zu verschwinden. Ist das ein Wort?« Er hielt ihr die Hand hin. Vanandel zögerte, dann schlug sie ein. »Nun, dann geh, mein Kind. Suche nach unserem verschwundenen Freund«, sagte Vibol jovial.

Vanandel rannte die Treppe hinunter und polterte in die Gaststube. Roske blickte auf, und sie bemerkte die Sorge in seinem Gesicht.

»Alles in Ordnung?«, fragte er.

»Ja.« Ihr war nicht nach einem Schwätzchen zumute – schon gar nicht mit Roske, der zu den maulfaulsten Menschen gehörte, die sie kannte. Aber der Wirt ließ dieses eine Mal nicht locker. Er winkte sie an den Schanktisch, schüttete ein kleines Glas voll scharfen Anisschnaps und schob es ihr hin.

»Du bist blass wie ein Laken«, sagte er. »Hat er dir die Haut abgezogen?« Seine leicht vorstehenden Augen ruhten mitfühlend auf ihr.

»Es war unangenehm, aber ich habe es überlebt«, sagte sie. »Danke, Roske.« Sie schob das fast unberührte Glas von sich und wollte gehen, aber er hielt sie fest.

»Dein Freund, der junge Lluigolf«, begann er.

»Warum, beim warzigen Orkhintern, fragen mich nur alle nach diesem Versager?«, fuhr Vanandel auf.

Roske zuckte nicht zurück, sein Blick war wachsam. »Er hält dich für eine Freundin«, sagte er mit leisem Vorwurf in der Stimme.

Vanandel seufzte. »Roske, schau. Ich bin irgendwie mit daran schuld, dass Lluis jetzt in der Patsche sitzt. Aber er ist auf jeden Fall schuld daran, dass ich in der Klemme stecke. Also sind wir quitt. Oder?«

Der Wirt schüttelte nur sacht den Kopf. »Denkst du das?«

Vanandel verschränkte die Arme. »Dein teurer Lluis hat mich für die Kröte ausgeschnüffelt. Würdest du das mit jemandem machen, den du als Freund bezeichnest?«

Roske seufzte und stützte sich auf den Schanktisch. »Vibol versteht es, seine Schützlinge an der Leine zu führen«, sagte er leise. »Und wenn es sein muss, benutzt er dabei auch mal die Peitsche. Du hast sie bisher noch nicht zu spüren bekommen, aber glaube mir …«

Vanandel hob die Hand. »Halt mir keine Predigt«, sagte sie. »Ich kenne die Kröte. Er bekommt immer, was er will. Aber deswegen einen Freund zu verraten«, sie schüttelte den Kopf.

Roske schnalzte mit der Zunge. »Es ist immer gefährlich, Vibol etwas zu verheimlichen. Er mag keine Geheimnisse, außer, es sind seine eigenen.« Sein Blick war eindringlich. »Sei vorsichtig, Mädchen. Wenn du glaubst, ihn zu kennen, dann könnte dich das leichtsinnig machen. Und Leichtsinn ist das Letzte, was man sich im Umgang mit ihm leisten darf.«

Vanandel nickte schroff. »Danke für den Rat. Ich werde ihn beherzigen.«

»Tu das«, murmelte Roske. Vanandel spürte seinen besorgten Blick im Rücken, als sie ging, aber sie wandte sich nicht mehr um.

Nach einer unruhigen Nacht, in der Lluis, äußerst verwirrt durch das seltsame Verhör und das Auftauchen Hadmuts, nahezu kein Auge hatte schließen können, sprang früh am Morgen die Tür zu seiner Zelle auf und schlug so heftig gegen die Wand, dass der Putz herabrieselte.

Er setzte sich hastig auf, fest davon überzeugt, dass es ihm nun ernsthaft an den Kragen gehen würde. Der Trupp finster dreinblickender Orks ließ jedenfalls das Allerschlimmste fürchten.

Wie erwartet, ergriffen zwei bullige Wächter ihn rechts und links und zerrten ihn auf die Beine. »He, sachte«, protestierte Lluigolf, der diese rüde Art der Behandlung allmählich satt hatte. »Ich kann schon alleine stehen, danke und verflucht noch mal!«

Die beiden Orks starrten ungerührt geradeaus und ignorierten seine Versuche, sich aus ihrem Griff zu befreien.

»Ja, wenn ich dann hier mal durch dürfte«, erklang eine näselnde Stimme aus dem Gang. »Bitte, meine Herrschaften. Du, äääh …«

»Schafnase, Äääääxzellenz«, blökte ein Ork.

»Ah ja. Führ mich zu dem Gefangenen, Schafnase.«

Lluigolf verdrehte die Augen. Er erinnerte sich an die Stimme und an den kugelrunden kleinen Mann, der jetzt seine Zelle betrat und die versammelten Wächter musterte. »Was soll dieser Aufmarsch, äääh – Schafnase?«, fragte er milde verwundert.

»Sicherheitsvorkehrung, Äääääxzellenz«, blökte der Angesprochene. »Der Gefangene könnte Ihnen gefäääääährlich werden. Der Rudelführer mööööchte kein Risiko eingehen.«

Der Kugelrunde zauberte ein Taschentuch hervor und schnaubte hinein. Lluigolf glaubte, ein unterdrücktes Lachen vernommen zu haben, aber die Miene des kleinen Mannes war unbewegt, als sein Gesicht aus dem Taschentuch auftauchte.

»Das ist sehr nett vom Rudelführer«, sagte er ernsthaft. »Aber, meine Herren, ich denke, ich kann auf die Hilfe der meisten von Ihnen verzichten. Schafnase, bitte schicke deine Männer hinaus, bis auf …« Er starrte Lluigolf eindringlich an, griff nach dem Monokel, das am Band an einem Westenknopf baumelte und klemmte es ins Auge.

»Du machst doch keinen Äää… Ärger, oder, Junge?«

Lluigolf biss sich auf die Wange und schüttelte heftig den Kopf. Der kleine Mann schmunzelte verhalten und sagte: »Schick deine Männer hinaus, Schafnase. Wir regeln das hier wie zivilisierte Mensch… zivilisierte Lebewesen.«

Der Ork zog ein Gesicht, aber er salutierte und wandte sich dann an die Wächter: »Ihr habt seine Äääääxzellenz gehört, Määäääner. Abmarsch!«

Bald war die Zelle leer bis auf Lluis, die kugelrunde Exzellenz und Schafnase, der Lluis bedeutsame Blicke zuwarf, die deutlich aussagten: Eine falsche Bewegung, und du bist Orkfutter!

Lluis atmete auf und massierte seine schmerzenden Arme. »Danke«, sagte er zu dem kleinen Mann.

Der nickte nur und sagte: »Dreh dich mal um.«

Lluigolf gehorchte verdutzt. Der kleine Mann seufzte leise. »Du hast nicht zufälligerweise andere Kleider als diese bei dir?«, fragte er ohne große Hoffnung.

Lluigolf verneinte. »Das habe ich befürchtet«, murmelte der Kleine. »Schafnase, wir benötigen den Vestiar. Lauf zu ihm und sag ihm, dass Anselm dringend nach ihm verlangt.«

Der Ork warf Lluigolf noch einen warnenden Blick zu und ging hinaus. Lluis hörte, wie er einem anderen Wächter den Befehl weitergab.

Der dicke kleine Mann – Anselm – ließ sein Monokel aus dem Auge fallen und sah sich betrübt um. »Einen Sitzplatz hast du hier nicht, oder?« Er hob, ohne Lluigolfs Antwort abzuwarten, die Stimme: »Einen Stuhl, Schafnase, ich bitte um einen Stuhl. Meinethalben darf es auch ein Hocker sein!«

Lluis hörte Geblöke und Gerumpel von draußen, dann kam der Ork zurück, einen schrankgroßen Wächter im Schlepptau, der einen geschnitzten Lehnstuhl trug.

»Ah«, machte Anselm zufrieden und ließ sich auf den Stuhl fallen.

»Herr Anselm, äh, Exzellenz«, sagte Lluigolf, »darf ich fragen …«

Der kleine Mann hob die Hand. »Später, mein Junge«, sagte er nicht unfreundlich. »Ah, da kommt er ja. Nur herein, Meister Trudwin. Wir benötigen deine Hilfe!«

Ein hochgewachsener, magerer Mann in mausgrauen Kleidern trat ein und rümpfte die Nase. »Was ist denn so dringend, Anselm?«, fragte er. »Ich beaufsichtige gerade eine unangenehme Inventur, musst du wissen.«

»Das hier ist dringend«, Anselm wies auf Lluigolf.

Der andere rümpfte die Nase noch ein wenig mehr. »Ja, das sehe ich. Wohin gehört er? Livree, Hausbursche, Stall?«

Der Dicke seufzte und polierte sein Monokel. »Nichts davon, mein Lieber. Ich muss ihn nur einigermaßen vorzeigbar herrichten.« Jetzt rümpfte er die Nase. »Ein Bad, er braucht dringend ein Bad. Einen Haarschnitt. Eine Maniküre …« Er fuhr sich mit der Hand über das schüttere Haar und schüttelte dann den Kopf. »Was man mir heute alles zumutet«, murmelte er. »Dabei sind da all die Hochzeitsvorbereitungen, die Verlobungsfeier, das große Diner, der Ball, die vielen Gäste, die untergebracht werden müssen …«

Der Magere klopfte ihm kurz auf die Schulter. »Ich übernehme das«, sagte er. »Wann brauchst du ihn?«

Anselm strahlte ihn erleichtert an. »Heute Mittag, zur Audienz«, sagte er. »Danke, Trudwin!« Er erhob sich flink und nickte Lluigolf noch einmal zu. »Heute Mittag«, wiederholte er und watschelte eilig hinaus.

Lluis knurrte und wich zurück, als Trudwin sich ihm nun näherte und Anstalten machte, ihm ohne weitere Umstände die Jacke auszuziehen. »Bleib weg, Mann! Ich bin es satt, dass hier jeder an mir herumgrabscht, ohne dass ich weiß, was ihr überhaupt von mir wollt!« Er verschränkte die Arme und starrte Trudwin wütend an.

Der Vestiar starrte ebenso finster zurück. »Ich habe wahrhaftig Besseres zu tun, als meine Zeit mit einem Burschen wie dir zu vergeuden«, knurrte er. »Ich kann ein paar Wächter holen, damit sie dich ausziehen und ins Bad schleifen – oder du kommst freiwillig mit und machst mir keinen Ärger. Such es dir aus!«

»Mit der Wache drohen, das können sie alle«, murmelte Lluis wütend. »Also gut, meinetwegen, wenn es nur um ein Bad geht – darauf freue ich mich sogar!«

Der andere schnaufte ungläubig und wies zur Tür. »Dann geht es dort hinaus, Hochwohlgeboren«, sagte er spöttisch.

Trudwin führte ihn schweigend zu einer karg eingerichteten Kammer, in der eine große Blechwanne mit Wasser auf ihn wartete.

»Zieh dich aus«, sagte der Vestiar nicht unfreundlich. Er nahm schweigend die nicht mehr allzu sauberen Kleider entgegen, und Lluis rechnete es ihm hoch an, dass er ihren Zustand in keiner Weise kommentierte. Nur die Finger, mit denen er die Kleidungsstücke hochnahm, waren spitz, und er hielt das Bündel ein wenig von sich weg.

Lluigolf stieg eilig in das wartende Bad. Das Wasser war kalt, aber das störte ihn nicht. Er griff nach Schwamm und Seife, die auf einem Hocker bereitlagen, und begann damit, sich abzuschrubben. Erst als die Tür zuschlug, begriff er, dass Trudwin mitsamt seinen Kleidern hinausgegangen war und ihn hier nackt und nass zurückgelassen hatte.

Eilig beendete Lluis sein Bad und rubbelte sich mit dem Handtuch ab, das ebenfalls auf dem Hocker gelegen hatte. Dann wand er sich das nasse Tuch um die Hüften und ging zur Tür, die er vorsichtig öffnete. Draußen stand keine Wache. Warum auch, niemand würde davon ausgehen, dass er unbekleidet aus dem Schloss floh.

Er trat in den Gang hinaus, dachte einen Moment lang darüber nach – aber als er Schritte nahen hörte, flüchtete er wieder zurück in seine Badekammer und hockte sich auf den Schemel.

Er wartete eine ganze Weile, langweilte sich, begann zu frieren und lauschte mit wachsender Verstimmung seinem knurrenden Magen.

Endlich öffnete sich die Tür und Trudwin kam herein, gefolgt von einer kleinen Prozession von Dienstboten, die allerlei Kleider und Utensilien bei sich trugen. Trudwin dirigierte den Reigen nur mit kleinen Gesten, und Lluigolf sah gebannt zu. Seit Groszbarrt ihn gestern zum Verhör geholt hatte, schien alles wie ein verrückter Traum – und dies hier erschien ihm noch skurriler als alles andere.

Ehe er protestieren konnte, hatten zwei Mädchen seine Hände ergriffen und begannen, seine Nägel zu säubern, zu schneiden und zu feilen. Ein dicklicher junger Mann mit Schere fuhr ihm prüfend mit Fingern und einem Kamm in die Haare – und da sprang Lluis auf und protestierte, ohne sein herabrutschendes Handtuch zu beachten.

Alle hielten inne und starrten ihn an. Eins der Mädchen kicherte. Lluis hielt im letzten Moment sein Handtuch fest und knurrte: »Hände weg von meinem Kopf!«

Der junge Mann zuckte zurück und starrte ihn an, als hätte Lluis sich plötzlich in einen Drachen verwandelt und Feuer gespuckt. »Aber der Haarschnitt«, stammelte er und deutete mit seiner Schere auf die blanke Schüssel mit Schaum, die zu seinen Füßen stand. »Und rasieren muss ich dich auch!« Er blickte hilfesuchend zu Trudwin, der aufhörte, Hosen zu begutachten und Hemden von links nach rechts zu wenden, und an Lluigolfs Seite trat.

»Junger Mann«, sagte er väterlich und legte Lluis die Hand auf die Schulter. »Erlaube mir ein offenes Wort. Du siehst aus wie ein Wegelagerer. Diese Haarpracht«, er zog sacht an einer Locke,

»muss dringend gebändigt werden. Und auch das Stoppelfeld in deinem Gesicht können wir nicht stehen lassen. So kann ich dich jedenfalls nicht präsentieren!«

»Niemand – schneidet – meine – Haare«, sagte Lluis langsam und deutlich.

Der Vestiar sah mit einem Mal gar nicht mehr freundlich aus. »Du hast mich nicht verstanden«, sagte er. »Ich bitte dich nicht um Erlaubnis. Wenn es sein muss, lasse ich dich von der Wache für diesen Haarschnitt fesseln und knebeln.«

Es war deutlich zu sehen, dass Trudwin nicht scherzte. Aber auch Lluigolf war nicht gewillt, nachzugeben. Die beiden starrten sich wütend an. Dann meldete sich unvermutet der junge Mann mit den Barbiersutensilien zu Wort. »Dürfte ich einen Vorschlag machen?«, sagte er schüchtern. »Wenn der junge Herr niemanden an sein Haupthaar lassen möchte, kann er sich die Haare ja vielleicht selbst stutzen?«

Einen Moment lang herrschte Stille. Dann räusperte sich Trudwin und murmelte: »Nun ja … warum nicht?« Er musterte Lluigolf streng, der sich Mühe gab, nicht allzu erleichtert dreinzuschauen.

»Na gut«, gebärdete Lluis sich widerstrebend. »Wenn es sein muss – ich weiche der Gewalt.« Er sah, dass der junge Barbier sich ein Lächeln verbiss und nickte ihm hoheitsvoll zu: »Rasieren kannst du mich meinetwegen.«

Er machte Anstalten, sich wieder zu setzen, hielt aber inne, ehe die Mädchen wieder nach seinen Händen griffen, und sagte anklagend: »Mir ist lausig kalt! Könnte ich bitte meine Kleider wiederhaben?«

Trudwin schüttelte energisch den Kopf und deutete auf den Schemel. »Hinsetzen! Ich gebe dir einstweilen eine Decke.«

Lluis knurrte, gehorchte aber, ehe der Vestiar seine Drohung wahrmachte, die Wache zu Hilfe zu rufen.

Lluis sank in einen leichten Dämmerzustand, aus dem er nur einmal kurz erwachte, als der Barbier begann, ihn zu rasieren.

Irgendwann fand die Prozedur ein Ende. Die Mädchen packten ihr Werkzeug ein, der Barbier drückte Lluigolf seine Schere in die Hand und murmelte: »Viel Erfolg«, der Raum leerte sich und Lluis atmete erleichtert auf. Jedoch zu früh – denn jetzt wurde er von seinem Sitz gezogen und wie eine Puppe in Kleider gesteckt, während der Vestiar kopfschüttelnd und murmelnd auf dem Schemel saß und die beiden Bediensteten ihm die beanstandeten Kleidungsstücke vom Leib zogen und ihm dafür andere überstülpten.

Als er gerade erwog, sich ein zweites Mal mit dem despotischen Vestiar anzulegen, stieß Trudwin laut und energisch die Luft aus, klatschte in die Hände und sagte zufrieden: »So!«

Die Männer hörten auf, an Lluigolf herumzuhantieren und traten zurück. Lluis sah an sich herab – er steckte in ordentlichen, gut geschnittenen Kleidern in gedeckten Farben, die aussahen, als gehörten sie einem subalternen Hofbeamten oder einem Ladenbesitzer.

»Was soll das alles?«, fragte Lluis. Er hatte diese Frage während der gesamten Prozedur immer wieder gestellt, ohne eine befriedigende Antwort zu erhalten, und rechnete auch jetzt nicht damit.

»Ich hatte die Anweisung, dich präsentabel herzurichten, und das habe ich getan«, knurrte der Vestiar. »Und jetzt liefere ich dich beim Haushofmeister ab und kann mich endlich wieder um meine

eigentliche Arbeit kümmern!«

Er stand auf und gab Lluis das Zeichen, ihm zu folgen, und nach kurzem Zaudern ging der hinter Trudwin her.

»Was will der Haushofmeister von mir?« Das musste der kleine, kugelrunde Anselm sein, den die Orks Exzellenz genannt hatten.

Trudwin zuckte mit den Schultern. »Ich weiß es nicht, und es interessiert mich auch nicht. Das wirst du schon Seine Exzellenz fragen müssen.«

Lluis sah sich um. Sie durchquerten einen langen Flur mit vielen Türen und eine düstere Halle, passierten ein schmales Treppenhaus und einige schlicht eingerichtete Räume und gelangten dann in einen deutlich prächtiger ausgestatteten Gebäudeteil. Die Gänge waren breiter, mit mattglänzenden Lüstern und Wandbehängen, die in satten Farben glühten; die Bodenfliesen aus Marmor und Granit schimmerten und glänzten vom Wachs und Türfassungen und Türen waren aus reich geschnitztem, dunklem Holz gefertigt. Lluigolf sah sich staunend um und fühlte sich sogar in seinen neuen Kleidern mit jedem Schritt, den sie in die Pracht hinein taten, ein wenig unscheinbarer und schäbiger.

Sie gingen durch eine weitläufige Halle mit Säulen aus hellem Marmor, goldenen Stuckverzierungen und Kristalllüstern an der fernen Decke, bodentiefen Fenstern und goldglänzenden Spiegeln. Lluigolf musste sich auf seine Füße konzentrieren, denn das glänzende Parkett ließ jeden Schritt zu einer Rutschpartie werden. Daran schloss sich ein weiteres Treppenhaus an, diesmal mit großzügig geschwungenen Aufgängen, auf deren Absätzen kunstreich gearbeitete Statuen den Weg nach oben schmückten. Überall hingen Gemälde und Wandteppiche, Lüster und Spiegel; gepolsterte Bänke und zierliche Stühle luden zum Verweilen ein, auf intarsiengeschmückten Tischen standen Blumengestecke und Kristallschalen mit frischem Obst und Zuckerzeug, goldene Tabatieren und silberne Näpfe, deren Zweck Lluis nicht kannte – aber deren Wert unbestreitbar war.

»Nicht Maulaffen feilhalten. Folge mir, junger Mann«, wies der Vestiar ihn scharf zurecht.

Lluis riss die Augen auf und setzte zu einer wütenden Entgegnung an, aber der Vestiar war schon durch eine hohe Flügeltür am anderen Ende des Zimmers verschwunden, und seine klackenden Schritte entfernten sich eilig. Lluis dachte darüber nach, jetzt einfach durch eine der anderen Türen zu huschen und dabei den ein oder anderen Ziergegenstand mitzunehmen, um dann zu verschwinden, als hinter ihm Schritte das Nahen mehrerer Personen verrieten. Er sah sich um, ob es irgendwo eine Möglichkeit gab, sich zu verstecken, bis die Neuankömmlinge wieder fort waren, aber das Zimmer bot keinerlei Deckung, und die einzige Tür, durch die er hätte fliehen können, war die, durch die Trudwin gerade gegangen war. Lluis widerstand dem Impuls, kräftig auf den schönen, dicken Teppich zu spucken, und folgte dem Vestiar.

Seine Hoffnung, sich doch noch aus dem Staub machen zu können, erwies sich als nichtig. Vor einer Flügeltür, die zweimannhoch emporragte und vor der zwei herausgeputzte Orks Wache standen, hielt Trudwin an und bedeutete Lluis, sich ruhig zu verhalten. Der Vestiar ignorierte die Wächter und klopfte an eine niedrige, unauffällige Tür an der Seite, wartete einen Moment, nickte dann, als hätte er eine Antwort bekommen, öffnete die Tür und schob Lluis hindurch.

Die Tür fiel Lluis in die Hacken, und er machte einen erschreckten Satz nach vorne.

Das Kabinett, in dem er sich befand, war rundum holzgetäfelt und dunkel. Der Tür gegenüber stand

ein dunkler Schreibtisch in einer kleinen Lichtinsel. Lluigolf sah Dokumente, ein Tintenfass und eine Streubüchse und einen kleinen Teller mit Apfelschnitzen. Der Lehnstuhl hinter dem Tisch war leer.

Lluis trat einen Schritt nach vorne und räusperte sich.

»Ah, unser junger Einbrecher«, erklang Anselms näselnde Stimme hinter ihm. Lluigolf hatte gehört, dass eine Bodendiele leise knarrte und konnte deshalb ganz gelassen antworten: »Mein Name ist Lluigolf, Exzellenz.«

Der dicke kleine Mann schloss leise eine Tür hinter sich, die Lluis übersehen hatte, weil sie beinahe vollständig mit der Wandtäfelung verschmolz. »Lluigolf«, wiederholte er, während er zum Schreibtisch ging und sich hinsetzte. »Aber ich höre keinen Protest von dir?«, fragte er.

Lluis verschränkte die Arme. »Ich bin kein Einbrecher, ich wollte hier nur jemanden besuchen.«

Der Haushofmeister faltete die Hände auf der Tischplatte. »Groszbarrt behauptet etwas anderes. Er denkt, dass du zu einer Einbrecherbande gehörst, hinter der die Wache schon länger her ist. Er würde dich gerne etwas schärfer verhören, damit er die Bande endlich ausheben kann.« Sein Blick war fragend und mild.

Lluis wahrte eine eiserne Miene. Dass der Rudelführer den Wunsch geäußert hatte, Informationen aus ihm herausprügeln zu dürfen, glaubte er gerne. Er zweifelte allerdings daran, dass es Groszbarrt dabei tatsächlich vorrangig um das Ausheben einer Diebesbande ging.

»Ich wollte nur jemanden treffen«, wiederholte er. »Es tut mir leid, dass ein harmloser Besuch zu einer solchen Affäre aufgebauscht wird – und vor allem tut es mir leid, dass ich dafür tagelang eingesperrt worden bin!« Er trat einen Schritt auf den Schreibtisch zu und starrte den kleinen Mann dahinter auffordernd an. »Kann ich jetzt gehen? Und wie sieht es mit einer Entschädigung aus? Immerhin habe ich meinem Tagwerk nicht nachgehen können!«

Der Haushofmeister lehnte sich zurück und verschränkte die Hände über dem Bauch. »Was ist deine Arbeit?«

»Ich bin Gehilfe in einer Gastwirtschaft«, erwiderte Lluis und dachte flüchtig an Roske. Der Gedanke führte aber unweigerlich zu Vibol, dessen Reaktion auf sein Verschwinden er sich lieber nicht ausmalen mochte. Er verzog unwillkürlich das Gesicht.

»Deine Beschäftigung gefällt dir nicht?«, fragte der aufmerksame Anselm.

Lluis zuckte mit den Achseln. »Es ist eine Arbeit wie jede andere«, sagte er. »Meistens ist sie ganz in Ordnung. Was ist jetzt also mit meiner Entschädigung?«

Der Haushofmeister lachte. »Frechheit siegt, hm?«

Lluis hob eine Braue. »Ich denke, mir ist hier Unrecht geschehen. Vielleicht sollte ich mich beim Markgrafen persönlich darüber beschweren?«

Zu seiner Überraschung lachte Anselm wieder und stand dann auf. »Wenn du das möchtest, will ich dir nicht im Weg stehen, Junge.« Er deutete auf die Tür in der Täfelung. »Dort geht es zum Markgrafen. Wenn du mir bitte folgen würdest.«

Lluis leistete sein Meisterstück in Selbstbeherrschung. Er verzog keine Miene, nickte nur kurz und ließ sich von dem Haushofmeister durch die Tür geleiten.

Die Säle und Zimmerfluchten, die er zuvor mit dem Vestiar durchquert hatte, hatten ihn zwar vorbereitet, aber er musste sich jetzt doch sehr zügeln, damit er nicht staunend und gaffend gleich an

der Tür stehen blieb. Statt in dem erwarteten Audienzsaal fand er sich in einem zwar großen, aber doch recht intim wirkenden Salon oder Empfangszimmer wieder. Der Haushofmeister lotste Lluigolf ans andere Ende des Salons, wo ein grauhaariger älterer Mann in schlichten Hauskleidern sich mit einer Lupe in der Hand über ein Tablett mit Taschenuhren beugte. »Ja?«, sagte er unwillig, als die beiden sich näherten.

»Der Junge«, sagte der Haushofmeister.

»Welcher Junge?« Der Mann blickte auf, und Lluis sah, dass er neben der Lupe, die er in der Hand hielt, noch eine weitere ins Auge geklemmt hatte, durch die ihn jetzt ein vergrößertes Auge forschend anblickte.

»Wir haben heute Morgen darüber gesprochen«, antwortete Anselm im geduldigen Tonfall eines Lehrers, der mit einem etwas zurückgebliebenen Schüler sprach. »Sie erinnern sich gewiss. Die gnädige Prinzessin …«

Der andere wischte alle weiteren Worte mit einer ungeduldigen Handbewegung beiseite. »Ja, ja. Erspar mir deinen herablassenden Ton, Anselm, ich erinnere mich ja schon wieder!«

Er ließ die Lupe in seine Hand fallen und starrte Lluigolf weiter an. »Hmmm«, machte er nachdenklich. »Ich bin enttäuscht, Anselm. Ich habe ihn mir anders vorgestellt. Irgendwie zarter. Exquisiter. Er ist so grob gebaut, ich finde, er sieht recht gewöhnlich aus.«

Der Haushofmeister machte ein unverbindliches Geräusch, und Lluigolf spürte, wie eine warnende Hand sich unauffällig, aber mit festem Druck auf seine Schulter legte. Deshalb biss er sich auf die Zunge und schluckte die Worte herunter, die schon auf dem Weg zum Ohr dieses unhöflichen Menschen gewesen waren, der hier so abfällig über ihn sprach, als wäre er ein tumbes, taubes Möbelstück.

»Dreh dich, Junge«, befahl der Mann. Obwohl er ganz und gar nicht großartig oder gar hochherrschaftlich aussah, war Lluis inzwischen sicher, hier dem Markgrafen selbst gegenüberzustehen. »Gewöhnlich«, dachte er aufsässig, während er sich gehorsam umdrehte. »Wenn hier jemand *gewöhnlich* aussieht, dann ja wohl …«

»Ssst«, machte der Haushofmeister, und seine Augen sandten eine Warnung, als hätte er Lluigolfs innerste Gedanken gelesen.

»Na gut«, sagte der Mann schließlich. »Wenn man ihn etwas herausputzt, wird es schon gehen.« Er kniff die Augen zusammen und schielte misstrauisch an seiner scharfen Nase vorbei. »Bück dich«, befahl er, und Lluis gehorchte überrumpelt. Ehe er sich versah, hatte der Mann in sein Haar gegriffen und befingerte sein Ohr.

Jetzt richtete auch die warnende Hand Anselms nichts mehr aus. Lluis fuhr hoch, machte mit einer abwehrenden Handbewegung einen Schritt rückwärts und rief: »He, was fällt Ihnen ein?«

Sprachlose Stille. Dem Haushofmeister entfuhr ein leises Stöhnen. Die Lippen des anderen Mannes öffneten sich erstaunt, und sein Blick richtete sich zum ersten Mal in einer Art und Weise auf Lluis, dass dieser sich wahrgenommen fühlte – als Lebewesen, nicht als Möbelstück.

»Bitte?«, fragte der Mann verdutzt.

»Ich bin doch kein Gaul, dem man einfach so im Maul oder an den Ohren herumfingern kann«, ereiferte sich Lluis. Anselm stöhnte wieder, diesmal etwas lauter.

Der andere Mann blinzelte, dann räusperte er sich und blickte hilfesuchend den Haushofmeister an.

»Ich nehme ihn dann also mit, lasse ihm eine Livree anmessen und ein Quartier zuweisen, wenn es Ihnen recht ist«, sagte Anselm hastig.

Der andere leckte sich unschlüssig über die Lippen, dann nickte er, offensichtlich des Themas überdrüssig, und beugte sich über seine Uhren. »Danke, Anselm«, murmelte er und klemmte sich die Lupe wieder ins Auge.

Lluigolf holte tief Luft, fühlte sich aber energisch am Arm gepackt und davongezerrt. »Dummer Kerl«, murmelte der Haushofmeister. »Was wolltest du erreichen? Dass man dich auspeitscht?«

Wenig später fand Lluis sich in einer Kleiderkammer wieder. Zwischen Stapeln von Leibwäsche, Strümpfen und kleinen Hügeln aus Schuhen kreiste eine Schar von Frauen in adretten Häubchen und Schürzen emsig um Trudwin, der sich Notizen auf einer Schiefertafel machte.

»Du willst mich doch nicht schon wieder bei der Arbeit stören?«, empfing der Vestiar sie äußerst ungnädig.

»Es tut mir leid«, sagte Anselm und klang überhaupt nicht zerknirscht. »Aber unser junger Freund wurde soeben in den Dienst übernommen. Ich brauche eine passende Livree.«

Trudwin machte ein unfeines Geräusch, und die Frauen lachten. Ein paar der älteren gingen unbeirrt weiter ihrer Arbeit nach, aber die anderen scharten sich um die Männer und starrten Lluigolf neugierig an.

»In den Dienst? Der?« Der Vestiar klang ungläubig. »Von wem ist er denn eingestellt worden? Und als was?«

Anselm gab sich würdevoll, aber seine Augen funkelten verschmitzt. »Er untersteht mir. Ich brauche eine der roten Livreen.«

Dem Vestiar traten die Augen aus dem Kopf und die Frauen tuschelten und warfen sich Blicke zu. »Eine rote Livree?« Trudwins Stimme erklomm Sopranhöhen.

»Seine Hoheit hat ihn soeben eingestellt. Höchstpersönlich.«

»Aber warum ihn?« Trudwin kreischte fast. Dann besann er sich, warf den untätig herumstehenden Frauen einen scharfen Blick zu, packte Anselm beim Arm und zog ihn beiseite.

Lluis erwiderte das Lächeln der drei Mädchen, die trotz der wortlosen Rüge bei ihm stehen geblieben waren. »Hallo, ich bin Lluigolf«, sagte er.

Die beiden Kecksten deuteten einen Knicks an und stellten sich als Alwina und Tanka vor.

Alwina, eine hübsche Dunkelhaarige, lächelte mit Grübchen in den Wangen und fragte: »Du gehörst wirklich zur Sammlung? Du siehst doch ganz normal aus.«

Lluis sah sie verständnislos an. Die mollige Rothaarige, die sich nicht vorgestellt hatte, stieß Tanka in die Seite und flüsterte etwas, worauf beide zu kichern begannen.

»Die Sammlung«, wiederholte Alwina geduldig. »Du bekommst eine rote Livree. Das heißt, du bist jemand Besonderes.«

»Oder etwas Seltsames«, warf Tanka ein. Die Mädchen lachten.

»Könntet ihr mir erklären, was die rote Livree zu bedeuten hat?«, bat Lluis.

Die dunkle Alwina warf einen schnellen Blick über ihre Schulter und vergewisserte sich, dass Trudwin beschäftigt war. Dann beugte sie sich vor und flüsterte: »Mit der Livree gehörst du zu den

Leibdienern Seiner Hoheit.«

Die Rothaarige mischte sich ein: »Keiner hat dir was zu sagen. Nicht Herr Trudwin, nicht Frau Rotraud oder der Rudelführer, nur Herr Anselm und der allergnädigste Herr selbst.«

»Und der Kronprinz«, warf Tanka ein, die sich anscheinend nicht genügend beachtet fühlte. Sie drängte sich an seinen Arm, warf die Lippen auf und klimperte mit den Wimpern, verdarb die verführerische Pose aber gleich darauf dadurch, dass sie kichernd die Hand vor den Mund schlug.

Alwina warf ihr einen mörderischen Blick zu und sagte streng: »Und natürlich Seine Hoheit, unser gnädiger Kronprinz und Ihre Hoheit, die gnädige Prinzessin, ganz recht.« Die beiden Mädchen funkelten sich an.

Lluigolf räusperte sich. »Äh, hallo? Was bedeutet es, zu den Leibdienern zu gehören?«

Alwina blickte verständnislos drein. »Was es bedeutet? Nun, du bekommst eine rote Livree.«

»Nein, das meine ich nicht«, fiel ihr Lluis ins Wort. »Was ist meine Aufgabe?«

Die Mädchen sahen sich ratlos an. »Nun«, sagte Tanka, »du bist einfach da.«

»Manchmal müsst ihr beim Servieren helfen«, sprang die Rothaarige ein.

»Ja, und wenn die Hoheiten ausreiten oder eine Gesellschaft geben, dann sind immer auch die Roten dabei«, ergänzte Tanka.

Lluigolf war nicht viel schlauer als zuvor. »Aber ich muss doch irgendeine Aufgabe haben. Niemand ist einfach *nur so dabei*!«

Die Mädchen zuckten mit den Schultern. »Hier ist das eben so«, sagte Alwina unbestimmt.

»Ja, was ist denn hier los?« Der Vestiar war unbemerkt herangekommen und klatschte in die Hände. »An eure Arbeit, Mädchen, los, los!«

Die drei stoben wortlos auseinander und kehrten zu ihren Wäschebergen zurück.

»So, junger Mann«, sagte Trudwin und drückte Lluigolf einen Stapel ordentlich gefalteter Kleider in die Hände. »Das hier ist deine Livree – sie dürfte passen. Schuhe bekommst du auch noch, aber dafür muss unser Schuster noch Maß nehmen.« Er warf einen Seitenblick auf den Haushofmeister. »Die Sachen, die du jetzt trägst, kannst du behalten, damit du dem Hof außer Dienst keine Schande machst«, fuhr er grämlich fort. »Wenn von deiner Garnitur etwas zerschlissen ist oder schmutzig oder du etwas zerrissen hast, kommst du hierher in die Kleiderkammer und lässt dir Ersatz geben. Alles Weitere wird dir Herr Anselm erklären.« Er nahm seine Schreibtafel auf und ging zu den Frauen zurück.

Lluigolf sah Anselm an. »Und jetzt?«, fragte er. Das alles kam ihm vor, als wäre er von einem Wirbelsturm entführt und in diesem Schloss abgesetzt worden.

Der Haushofmeister zog eine Taschenuhr hervor und klappte sie auf. »Ich muss mich sputen«, sagte er mit einem Seufzen. »Sei ein guter Junge, geh zu Frau Rotraud und sag ihr einen schönen Gruß von mir. Sie soll dir ein Zimmer zuweisen. Und wenn du Hunger hast, lass dir den Speiseraum der Bedienten zeigen. Ach ja, ich erwarte dich zum Abendläuten in meinem Arbeitszimmer.«

Ehe Lluis noch irgendetwas sagen oder fragen konnte, war der Haushofmeister schon davongeeilt, und Lluis stand da, die Kleider im Arm und ohne den Hauch einer Ahnung, wo er nach Frau Rotraud suchen sollte.

Lluis hatte sich auf den höchsten Söller des Schlosses geflüchtet und starrte finster brütend in die Ferne.

Zwei turbulente Tage lagen hinter ihm, und einiges, was ihm widerfahren war, hatte ihn gründlich durchgerüttelt.

Er stützte das Kinn in die Hände und seufzte. Die rote Jacke, die er über den ebenfalls roten Kniehosen trug, zwickte ein wenig unter den Armen, er würde sie zu einem der Schneider bringen müssen, damit der sie änderte. Aber das war nicht der Grund für seine trübe Stimmung.

Wieder seufzte er. Es juckte ihn in den Füßen und drängte ihn zum Schlosstor hinaus, auch deshalb hatte er sich hier oben hin gerettet. Er musste sich zwingen, nicht einfach davonzulaufen. Es hatte keinen Zweck, er gehörte nun zum markgräflichen Gefolge und war damit so zuverlässig gebunden wie mit einem festen Seil und dicken Knoten.

Lluis spuckte aus und sah zu, wie seine Spucke an der Hausmauer entlang hinunter in den Hof fiel.

»Gefolge«, sagte er laut und verächtlich.

Nach seiner seltsamen Privataudienz bei Markgraf Wigher hatte er sich von Frau Rotraud und einer Kammerjungfer durch den Dienstbotenflügel führen lassen und dabei ihre neugierigen Blicke und Fragen über sich ergehen lassen.

»Und hier ist der Speisesaal«, sagte Frau Rotraud, eine mütterlich-strenge Frau mit akkurat hochgestecktem Zopf und großen Händen. Sie schloss die Tür wieder und musterte Lluigolf von der Seite. »Du bist sicher, dass du zu den Roten …« Sie unterbrach sich und schlug sich ärgerlich gegen das Bein. »Natürlich bist du das. Du hast die Livree von Herrn Anselm persönlich bekommen, hast du gesagt.«

Lluigolf nickte.

»Das hier wäre dein Zimmer.« Wieder öffnete sich eine Tür, und Lluigolf bemühte sich verzweifelt, den verwirrenden Grundriss des Schlosses in sein Gedächtnis zu prügeln. Er würde gleich um etwas zu schreiben bitten, damit er sich eine Zeichnung machen konnte, solange die Erinnerung noch halbwegs frisch war. Sonst würde er morgen den Weg zum Speisesaal nicht wiederfinden und auch sonst kaum etwas von dem, was Frau Rotraud ihm gezeigt hatte.

Das Zimmer war klein, freundlich und sauber. Ein Fensterchen ging zu einem der vielen Höfe hinaus. Wahrscheinlich hatten sie ihn eben überquert, um in diesen Teil des Bedienstetenflügels zu kommen – dieser Baum dort hinten kam ihm bekannt vor. Oder doch nicht? Müsste die Sonne nicht dort stehen und dort auf der anderen Seite der große Turm des Schlosses aufragen? Lluigolf starrte verzweifelt aus dem Fenster. Er verfügte im Allgemeinen über einen guten Orientierungssinn, aber dieses Schloss trieb ihn in den Wahnsinn!

»Darf ich dir jetzt noch die Aufenthaltsräume der Leibdiener zeigen?«, fragte Frau Rotraud höflich.

»Oh, Entschuldigung«, murmelte Lluis. »Ja, ich danke dir!«

Wieder ging es durch Flure und Durchgangszimmer und dann eine Treppe hinauf. Frau Rotraud

klopfte an eine Tür und wartete, bis von drinnen jemand »Hereinspaziert« rief. Sie nickte Lluis zu und bedeutete ihm, die Tür zu öffnen. »Wenn du noch Fragen hast, weißt du ja, wo du mich findest.«

Lluis drückte die Klinke herunter und schob die Tür auf. Ein großer, gemütlicher Raum tat sich vor seinen Augen auf. In einem riesigen Kamin brannte ein großes Feuer, und vor den Fenstern waren dicke Vorhänge zugezogen. Es war sehr warm, und Lluis bemerkte, wie ihm der Schweiß ausbrach.

Vor dem Kamin standen drei Sessel mit hohen Lehnen. Aus einem wandte sich ihm mit neugieriger Miene ein blasses Gesicht zu. »Oh, ein Neuer«, sagte der Mann.

Jetzt tauchte auch hinter der anderen Lehne ein Kopf auf, und Lluis unterdrückte einen erschreckten Ausruf. Das war die Fratze eines Wasserspeiers, grünlich braun, mit langen Zähnen, einer rüsselähnlichen Nase und melancholischen Kugelaugen. »Oh, ein Neuer«, echote der Gnom, denn um einen solchen musste es sich hier handeln.

»Komm rein, mach die Tür zu und sag, wie du heißt«, forderte der erste ihn auf.

Lluis ließ die Klinke los und trat ein. Die beiden am Feuer waren nicht die einzigen Anwesenden. Auf einem Kanapee in der dunkelsten Ecke des Zimmers lag jemand ausgestreckt und schlief, und an einem kleinen Kartentisch in der anderen Ecke saßen drei rot Livrierte, zwei Männer und eine Frau, und schoben Steine über ein fünfeckiges Spielbrett.

»Hallo«, sagte Lluis.

Einer der Männer, ein buckliger kleiner Mann, blickte auf und nickte freundlich, die beiden anderen Spieler ließen sich nicht stören. Lluis sah, dass auch sie zwergwüchsig waren, wenn auch ohne den entstellenden Buckel des ersten.

Stirnrunzelnd ging er zum Feuer hinüber, wo die Hand des Blassen auf den leeren Sessel deutete. »Lluigolf ist mein Name«, stellte er sich vor und nahm mit einem Nicken Platz.

»Phelan. Und das da ist Strumpf«, sagte der Blasse. Er beugte sich vor und starrte Lluis an, der die Musterung fasziniert erwiderte. Zottiges graues Haar umrahmte ein spitzes Gesicht, aber der Mann war jung und das Haar hatte die Farbe nicht vom Alter, sondern glich eher einem Hundefell. Auch Phelans Augen waren nicht ganz menschlich, sie waren gelblich mit einer winzigen Pupille. Als er jetzt die Lippen zu einem Lächeln verzog, ließ er schneeweiße und sehr spitze, kleine Zähne und eine blassrote Katzenzunge sehen.

»Wurdelak«, sagte der Gnom. Er hatte seine spinnenartigen Beine auf den Sessel gezogen und die dünnen Arme um die hochgezogenen Knie gelegt.

»Bitte?«, fragte Lluis irritiert.

»Du hast dich gefragt, was Phelan für ein Exemplar sein mag. Er ist ein Wurdelak. Was ich bin, sieht man ja«, er grinste so breit, dass Lluis einen Moment lang befürchtete, sein Kopf würde in zwei Hälften geteilt. »Ich heiße Strumpf.« Er streckte eine zweigfingrige Hand aus, die Lluis vorsichtig ergriff. »Und was bist du?« Gnom und Wurdelak musterten ihn neugierig.

»Sieht aus wie ein ganz gewöhnlicher Mensch«, konstatierte der Blasse. Der Gnom nickte.

Ein lautes Gähnen erklang von dem Kanapee hinter ihnen, gefolgt von einem gemurmelten: »Er ist ein Elbe. Halbelbe, um genau zu sein.«

Lluis wandte sich erstaunt um und blickte in ein Paar schläfriger grüner Augen. »Hallo, Lluis«, sagte der Barde und setzte sich auf. Er gähnte wieder und rieb sich mit beiden Händen durchs

Gesicht.

»Ah, unser Barde weilt wieder unter den Lebenden«, kommentierte der Gnom und keckerte.

»Ein Wunder«, sagte Phelan mit einem Lächeln.

»Ruhe auf den billigen Plätzen«, knurrte Garness. »Lluis, halt dich von den beiden fern. Sie sind der personifizierte schlechte Einfluss.« Die beiden lachten.

»Ein Halbelbe, so«, kam der Gnom zum Thema zurück. Er faltete die Hände und schloss die kugeligen Augen zu schmalen Schlitzen. »Hat sich da also ein Elbenbursche ungebremst durch Feld und Wiese geschlafen. Oder sollte gar eine Elbenjungfer auf die schiefe Bahn geraten sein?«

Lluis rümpfte die Nase. »Von jemandem, der *Strumpf* heißt, brauche ich meine Eltern nicht beleidigen zu lassen«, sagte er mit leiser Drohung in der Stimme.

Der Gnom hob mit gespielter Angst die Hände. »Der Herr ist empfindlich«, flötete er. »Vergebung, junger Fant. Deine Erzeuger sind mir übrigens piepegal.«

»Schsch«, machte der Wurdelak und legte besänftigend eine eiskalte Hand auf Lluigolfs Arm. »Lass dich nicht von ihm ärgern. Strumpf hat schlechte Laune, seit der Barde ihm sein letztes Gehalt beim Müllerspiel abgeknöpft hat.«

»Pah«, machte der Gnom. Er stand auf und ging zu den Spielern hinüber.

Garness nutzte die Gelegenheit, sich in den Sessel fallen zu lassen. Er schwang ein Bein über die Lehne und musterte Lluis. »Ich dachte, du sitzt im Loch.«

Lluis nickte und schüttelte gleich darauf den Kopf. »Man hat mich rausgeholt, abgeduscht und in diese Kluft gesteckt«, er zupfte an seiner neuen roten Jacke. »Und bisher hat mir noch keiner verraten, was das alles bedeuten soll.« Obwohl ihm so langsam dämmerte, was die rote Livree über ihre Träger aussagte. »Hat Trurre dir erzählt, dass ich hier bin?«

Garness nickte und gähnte. »Entschuldigung«, sagte er. »Ich hatte eine harte Nacht.«

Der Gnom am Kartentisch lachte finster auf, und Garness winkte ihm fröhlich zu.

Lluis schüttelte den Kopf. »Ganz ehrlich, ich will wieder zurück in die Stadt. Ich habe da noch ein paar Verpflichtungen.« Voller Unbehagen dachte er an die Kröte und das, was Vibol mit ihm machen würde, wenn er seine Schulden nicht zurückzahlte. Dann lief ihm eine Gänsehaut über den Rücken. Hadmut. Er hatte Hadmut ganz vergessen!

Nach einem Blick zu Phelan, der mit geschlossenen Augen dasaß und die Hitze des Feuers genoss, beugte er sich zu Garness hinüber und flüsterte: »Ich habe Hadmut hier gesehen. Hier im Schloss.«

Der Barde verzog keine Miene. »So«, sagte er und nichts weiter.

Lluis knuffte ihn in den Arm. »Spiel nicht den Unwissenden«, zischte er. »Ich weiß, dass ihr euch kennt. Und jetzt ist sie hier – und trägt unglaubliche Kleider«, fügte er staunend hinzu. »Und der Rudelführer nennt sie *Hoheit*. Was ist sie, irgend so eine Hofdame oder was?«

Garness bemühte sich immer noch um ein nichtssagendes Gesicht. »So was Ähnliches«, räumte er ein.

Lluis kniff die Augen zusammen. »Halt mich doch nicht für vollkommen verblödet. Welche Hofdame wird schon mit Hoheit angeredet? Und kann dem Kommandanten der Wache Befehle erteilen?«

»Hat sie das?«

Lluis holte zu einem weiteren Knuff aus, aber Garness fing seine Hand ab und hielt sie fest. »Schön, dass du hier bist, mein Lieber. Hier wird es dir allemal besser gehen als da unten im Schweinekoben beim Ausräumen von fremden Häusern.«

»Scht«, machte Lluis betroffen und sah sich hastig nach Phelan um.

Garness grinste und schüttelte den Kopf. »Keine Bange, das bleibt alles in diesen vier Wänden. Die Sammlung des Markgrafen beherbergt durchaus noch ein paar andere lichtscheue Elemente. Und damit meine ich nicht nur unseren Freund hier«, er deutete mit dem Kinn auf den Wurdelak, der seine gelblichen Augen einen Schlitz weit öffnete und zischelnd lachte.

»Hadmut?«, fragte Lluis.

»Hadmut – ja, die ist sozusagen die ungekrönte Prinzessin der Beutelschneider und Einbrecher.« Er lachte prustend.

Lluis streifte wütend des Barden Hand von seinem Arm. »Ich habe es satt«, fauchte er, »dass hier jeder meint, er könne mich wie einen dummen Jungen behandeln!«

Garness machte ein betrübtes Gesicht, aber seine Katzenaugen funkelten amüsiert. »Mein Beileid«, murmelte er.

»Ach, lass mich doch in Ruhe«, knurrte Lluis und stand auf. Der Gnom am Kartentisch klatschte spöttisch Beifall. »Bravo«, rief er, »zeig's dem Narren!«

Garness erhob sich langsam. »Wolltest du etwas sagen?«, fragte er. Der Gnom zog den Kopf ein und murmelte etwas.

»Gib Ruhe, Strumpf«, sagte einer der Kleinwüchsigen am Tisch. »Du bist ein schlechter Verlierer.«

»Und Garness ist ein Betrüger«, muckte der Gnom auf, aber vorsichtshalber nur ganz leise.

Der Barde zwinkerte Lluis zu. »Komm, lass uns rausgehen«, sagte er. »Hier hören uns zu viele Ohren zu.«

Lluis folgte ihm schweigend hinaus in den Hof. »Wohin gehen wir?«, fragte er.

»Zu mir, da haben wir unsere Ruhe«, gab Garness zurück.

Sie betraten eine dunkle Eingangshalle, von der eine Treppe abging. Eine dumpfe Stimme aus dem unteren Geschoss fragte etwas, und Garness antwortete: »Ich bin es. Wir haben Besuch, alter Bursche.«

Polternde Schritte auf der Treppe, und dann tauchte das bärtige Gesicht des Zwerges auf, der zu strahlen begann, als er Lluigolf sah. »Hat sie dich rausgeholt!«, rief er erfreut. »Ich freue mich!« Er lief auf Lluis zu und schüttelte energisch seine Hand.

»Hadmut«, sagte Lluis.

Trurre zwinkerte. »Hadmut – oder wie immer es dir beliebt, sie zu nennen, unsere gnädigste Prinzessin.«

Lluis stieß den Atem aus. »Prinzessin!«

Garness nahm seinen Arm und warf Trurre einen Blick zu. »Ich hätte es ihm etwas schonender beigebracht«, sagte er tadelnd.

Der Zwerg zuckte mit den Schultern. »Und wie? Indem du sie langsam von der Küchenhilfe zur Kammerjungfer, dann zur Hofdame befördert hättest?«

»Bei der Hofdame war er schon«, sagte Lluis schwach.

Trurre lachte amüsiert. »Wollen wir hier stehen bleiben?«

Garness wies einladend auf die Treppe. »Nach Ihnen, Herr Hofzauberer.«

»Immer zu Diensten, wertester Meisterbarde.«

Die beiden flachsten den ganzen Weg zur Turmstube hinauf miteinander, und Lluis spürte, dass sie ihm Zeit geben wollten, den Schrecken zu verdauen, den Trurres Enthüllung ihm verursacht hatte. Prinzessin. Hadmut war die Tochter des Markgrafen – und die rechte Hand des obersten Gauners der Residenz.

Er seufzte. »Wie heißt sie denn nun wirklich?«

»Vanandel«, antwortete Garness mitfühlend. Sie waren oben angekommen, und er öffnete schwungvoll die Tür. »Hereinspaziert und willkommen im Adlerhorst.«

Lluis vergaß für einen Augenblick seinen lädierten Gemütszustand und blickte staunend aus dem Fenster. Der Ausblick von hier oben war überwältigend.

»Vanandel«, sagte er leise zu sich selbst. Der Name schmeckte bitter, und er passte zu der vornehmen Aufmachung, in der Hadmut – Vanandel – ihm zuletzt erschienen war.

Trurre war neben ihn getreten. »Irgendwo dort hinten sind die Kronberge«, sagte er mit einem Blick in die dunstigblaue Ferne.

»Ist das deine Heimat?«

Der Zwerg wiegte den Kopf. »Nicht mehr«, sagte er.

»Ihr hättet es mir sagen müssen.« Lluis war mit den Gedanken immer noch bei Hadmut.

Ein Becher, aus dem es betäubend nach reifen Äpfeln roch, erschien in seinem Blickfeld. »Sie hätte uns dafür die Haut abgezogen«, sagte der Barde.

Lluis nahm den Becher und nippte daran, dann stellte er ihn schnell weg. »Ihr beide habt Angst vor einem Mädchen?«, fragte er ungläubig, obwohl eine kleine Stimme in seinem Inneren anmerkte: *Nicht vor irgendeinem Mädchen. Vor Hadmut!*

Der Zwerg lachte. »Bei meinem Volk nimmt so ein *Mädchen* eine Axt und spaltet dir den Schädel, wenn du ihr dumm kommst. Und deine Hadmut hat ganz und gar den Mumm einer Zwergenfrau.«

»Mindestens«, murmelte der etwas mitgenommen wirkende Garness. Er griff nach dem verschmähten Becher und trank einen ordentlichen Schluck daraus.

»He«, machte Trurre. »Meinst du nicht, nach der letzten Nacht wäre es besser, sich auf Wasser zu beschränken?«

»Ja, Mutter«, erwiderte der Barde friedlich.

Lluigolf stützte das Gesicht in die Hände. »Sie hat mich rausgeholt, sagst du?«

Trurre sprang auf die Fensterbank und setzte sich mit baumelnden Beinen rittlings darauf. Garness betrachtete ihn gespannt. »Ich dachte immer, Zwerge haben Höhenangst.«

»Alle außer mir«, beschied ihm Trurre. »Ja, sie ist zu Anselm gerannt und hat ihm gesteckt, dass da ein feines Exemplar für die Sammlung ihres Vaters im Loch schmort. Einen Halbelben hatte er noch nicht«, fügte er grinsend hinzu.

Lluigolf verzog das Gesicht.

»He, man gewöhnt sich an den Gedanken«, munterte Trurre ihn auf. »Willkommen bei der

Spezialtruppe *Merkwürdigkeiten in Rot*.«

Er lachte dröhnend, und Garness hielt sich aufstöhnend den Schädel. »Nicht so laut, Zwerg!«

»Könntet ihr bitte mal aufhören, herumzualbern?«, rief Lluis gequält aus.

Die beiden Männer sahen sich schuldbewusst an. Garness räusperte sich und murmelte: »Lluis, schau mal. Du magst sie als Ebenbürtige kennengelernt haben, aber für uns ist sie die Prinzessin. Wenn sie auf den Gedanken käme, uns beide nackt aus dem Schloss jagen zu lassen, dann würde das so geschehen.«

Lluis ächzte. Garness klopfte ihm aufs Knie. »Mach nicht so eine Leichenbittermiene. Das ist keine üble Anstellung hier. Du musst nicht viel tun, hast ein Dach über dem Kopf, nette Gesellschaft, saubere Kleider, feines Essen …«

»… und immer ausreichend zu trinken«, bemerkte Trurre mit einem Blick auf den Becher in des Barden Hand.

»Auch das«, erwiderte Garness fröhlich und leerte ihn in einem Zug. »Außerdem ist hier kein Mangel an freundlichen Trotteln, denen man das Geld aus der Tasche zaubern kann.«

»Vorsicht allerdings mit Strumpf. Der legt dir Frösche ins Bett!«, warnte Trurre.

Lluis wandte sich ab. Er fühlte sich jämmerlich und ärgerte sich gleichzeitig darüber. Warum war er nicht einfach froh, aus Groszbarrts Gefängnis entkommen zu sein und sich hier ins wahrhaft gemachte Nest setzen zu dürfen? Gut, da war Vibol. Aber was sollte der hier schon ausrichten können? Er war jetzt einer der Leibdiener des Markgrafen, und niemand Geringeres als dessen Tochter war … ach, verflucht!

»Ich muss mit ihr reden«, sagte er energisch.

Die beiden sahen ihn an. »Das wird schwierig«, meinte Garness nach einer Weile. Trurre nickte.

»Warum?« Lluis reckte kämpferisch das Kinn vor. Wer wollte sich ihm in den Weg stellen?

»Die Vorbereitungen zur Verlobung«, erläuterte Trurre. »Die Prinzessin ist den ganzen Tag unter Beschlag. Oder sie hat diesen Langländer im Schlepptau.« Er schnaubte abfällig.

»Verlobung«, Lluis hatte Mühe, dieses Wort mit Hadmut, wie er sie kannte, in Verbindung zu bringen. »Sie wird heiraten?«

Zwerg und Barde wechselten einen Blick. »Ja, darauf wird es wohl hinauslaufen«, räumte Garness widerstrebend ein.

Lluis konnte nicht anders, er lachte laut heraus, aber die beiden anderen stimmten zu seiner Verblüffung nicht ein.

»Was ist?«, fragte er verstimmt.

»Vanandel findet das nicht zum Lachen«, sagte Trurre. Garness schüttelte stumm den Kopf, Lluis fand, dass der Barde ein wenig schuldbewusst aussah.

»Will sie denn nicht heiraten?« Der Gedanke, dass Hadmut irgendjemandes Ehefrau sein könnte, war wirklich zu seltsam. »Oder«, fiel ihm ein, »will sie den – wie heißt er? Langländer? – nicht?«

»Es passt ihr wohl beides nicht, weder der gute Erno noch die ganze Heiratsgeschichte«, sagte Garness. »Aber das ist nicht unser Problem, oder? Das sind hochherrschaftliche Angelegenheiten, die muss sie allein durchstehen.«

»Also gut«, kehrte Lluis zum Ausgangspunkt zurück. »Gebt mir einen Rat. Wo muss ich mich

aufbauen, damit sie bei einem ihrer hochherrschaftlichen Gänge über mich stolpert?«

»Noch vor ein paar Wochen hätte ich gesagt: bleib hier bei mir, sie taucht früher oder später auf.« Garness streckte sich auf einer Ruhebank aus und kratzte sich nachdenklich an der Wade. »Wir hatten ein kleines Zerwürfnis«, erklärte er auf Lluigolfs fragenden Blick hin.

Trurre legte einen Finger an die Nase. »Ich könnte möglicherweise ein Treffen arrangieren. Wenn sie dich treffen will, heißt das.« Er zwinkerte Lluis zu.

»Wenn du das tun würdest, wäre ich dir sehr dankbar«, erwiderte er steif.

Trurre gluckste und stieß ihn in die Seite. »He, lass die Ohren nicht hängen. Man sollte ja meinen, ihr wärt ein verkrachtes Liebespaar.«

Lluis grinste wider Willen. Er und Hadmut – das war ein absurder Gedanke. Hadmut – er sollte sich angewöhnen, sie mit Vanandel anzusprechen – war so anschmiegsam wie ein Brombeerbusch und so liebenswürdig wie ein aufgebrachter Igel. Kein Vergleich mit seiner süßen Siiran.

»Was schaust du auf einmal wieder so trübsinnig aus der Wäsche?«, fragte Garness.

Lluis versuchte ein Lächeln. »Vergebt mir. Das war alles ein bisschen zu viel – erst dieser Rudelführer und dann das hier«, er zupfte an seiner zwickenden Livree.

Trurre räusperte sich. »Groszbarrt ist ein ganz anständiger Kerl – für einen Ork«, sagte er. Garness blickte ihn verwundert an. Trurre zuckte mit den Achseln und murmelte: »Hab mich ein paarmal mit ihm unterhalten in der letzten Zeit.«

»Das ist das erste Mal, dass ich von dir ein freundliches Wort über einen Ork höre«, erwiderte Garness.

»Stinkende, krummbeinige, hinterlistige Bande, ganz recht«, sagte Trurre fröhlich. »Entschuldigt mich, ich muss zurück an meine Arbeit. Die Werkstatt ausfegen, Tiegel spülen – ihr versteht?« Er klopfte Lluis noch einmal auf die Schulter, sagte: »Ich melde mich dann« und polterte die Treppe hinunter.

Lluis stand ein wenig unschlüssig herum, wandte sich dann zur Tür und sagte: »Ich sollte auch gehen.«

Garness, der ihn lächelnd beobachtet hatte, schüttelte den Kopf. »Geh nicht, Lluis. Setz dich her, wir haben uns noch gar nicht richtig unterhalten können.«

»Das ist vielleicht auch ganz gut so«, erwiderte Lluis. Dann lachte er, überrascht über seine eigene Grobheit, und reichte Garness die Hand. »Entschuldige. Ich bin im Moment nicht ganz ich selbst.«

Der Barde lächelte. »Vergeben und vergessen. Komm schon, hock dich hin. Du hast doch bestimmt einen Haufen Fragen. Und ich habe zufällig gerade Zeit und Lust, sie dir zu beantworten.« Er klopfte einladend auf einen niedrigen gepolsterten Hocker neben dem Ruhebett.

»Danke«, sagte Lluis und hob unbehaglich die Schultern. »Darf ich diese verfluchte Jacke ausziehen? Sie kneift.«

Der Barde grinste. »Wie du möchtest.«

Lluis lachte, schälte sich aus der Jacke und setzte sich zu Garness.

Der Barde entpuppte sich erwartungsgemäß als ein Quell des Wissens über das Schloss und seine Bewohner, und er offenbarte eine unermüdliche Bereitschaft, sein Wissen mit Lluigolf zu teilen. Lluis

erfuhr beinahe mehr, als er wissen wollte, über den Markgrafen und seine Familie, über die Sammelleidenschaft des hohen Herrn und die wichtigsten Personen im Schloss – Herr Anselm, der Vestiar, Frau Rotraud und der Rudelführer gehörten dazu –, die Zeiten, in denen der Speisesaal für die Bediensteten am besten besucht werden sollte, nämlich am späten Vormittag und frühen Abend, denn da hatte jeweils die Küchenschicht gewechselt und das Küchenpersonal war munter und offen für Sonderwünsche; über die anderen Leibdiener in Rot und ihre Eigenheiten – nur über Vanandel und die nahende Verlobung der Prinzessin war er nicht bereit zu plaudern.

»Ich habe euch damals kurz zusammen erlebt«, sagte Lluis schließlich geradeheraus. »Und ich hatte den Eindruck, dass sie unglücklich in dich verliebt ist.«

Garness zuckte mit den Lidern. »Na, du bist aber ein wahres Vorbild an Diplomatie und Diskretion«, sagte er vorwurfsvoll.

Lluis zuckte mit den Schultern. »Sie hat mir schrecklich leidgetan. Und du reagierst auf das Thema, als hättest du einen Igel in der Hose. Also?«

Garness lehnte sich zurück und lachte laut. »Du hast recht«, sagte er und hustete, weil er sich verschluckt hatte. »Vanandel hatte es sich in den Kopf gesetzt, mit mir durchzubrennen. Aber ich versichere dir, ich habe nichts getan, um ihr diesen Floh ins Ohr zu setzen. Diese verrückte Idee ist ganz allein ihrem Dickschädel entsprungen.«

Lluis nickte, denn aus Garness sprach nichts als die reine Aufrichtigkeit, und der Barde schien Wert darauf zu legen, dass sein Zuhörer ihm glaubte. Außerdem passte es zu Hadmut, wie er sie kannte. Das Wort »Dickkopf« war eigens für sie erfunden worden.

Garness beugte sich vor. »Ich würde gerne wissen, was in ihrem Kopf vorgeht. Ich denke, mit meiner Weigerung, mit ihr durchzubrennen, habe ich diese ganze leidige Geschichte in Gang gesetzt. Was treibt sie da unten in der Stadt? Und was hat sie vor?«

Die Sorge in seiner Stimme war unüberhörbar. Lluis schüttelte den Kopf. »Sie war nie besonders gesprächig, wenn es um Privates ging – jetzt verstehe ich auch, warum. Aber ich hatte den Eindruck, dass sie sehr ehrgeizig ist. Viele nehmen an, dass sie darauf aus ist, einmal die Kröte zu beerben.«

Garness' Augen blitzten. »Die Kröte?«, fragte er. »Was ist das für ein Wesen? Komm, erzähl schon!«

Lluis tat ihm den Gefallen. Das Gesicht des Barden verdüsterte sich mit jedem Wort mehr, bis er schließlich murmelte: »Das genügt, um mir den Schlaf zu rauben, danke.« Er saß grübelnd da, bis Lluis sich nach einer Weile erhob und sagte: »Ich gehe dann mal.« Garness nickte nur geistesabwesend, und Lluis schloss leise die Tür hinter sich.

Lluis begegnete Prinzessin Vanandel zum ersten Mal bei seinem Einsatz an der markgräflichen Tafel.

Ihre Blicke trafen sich, als er mit einer Suppenterrine in den Händen um den Tisch ging. Vanandels Blick war kalt, als sie ihn anblickte, und er bemühte sich, keinen Deut weniger arrogant zu wirken.

Dann war er an ihrer Seite, und sie flüsterte: »Wir treffen uns nachher bei den Stallungen. Du kannst was erleben!«

Er machte eine devote kleine Verbeugung, als hätte sie ihm eine Anweisung gegeben, und murmelte: »Mit dem größten Vergnügen, Prinzessin.«

Das Essen ging vorüber. Er stand die meiste Zeit an einer Wand neben der Anrichte und wartete darauf, dass Frau Rotraud ihm Zeichen gab, etwas zu bringen oder wegzutragen. Er nutzte die Gelegenheit, sowohl Vanandel als auch ihren zukünftigen Mann einer ausgiebigen Musterung zu unterziehen.

Vanandel blickte ausgesprochen übelgelaunt drein, stellte er fest. Sie war blass und ernst, würdigte ihren Tischherrn keines Blickes, stocherte in ihrem Essen herum und weilte ganz offensichtlich mit den Gedanken vollkommen anderswo.

Ihr Tischherr, der besagte Erno, hatte ein freundliches, nichtssagendes Gesicht, war eher kräftig gebaut und verfügte über einen gesegneten Appetit. Seine blassblauen Augen hingen dementsprechend auch mit sehr viel mehr Begeisterung an den vollen Schüsseln und Platten als an seiner Zukünftigen.

»He, träum nicht«, hörte er Frau Rotraud zischen. Eine Silberschüssel mit einigen feuchten, dampfenden Tüchern wurde ihm in die Hand gedrückt, mit der er die Runde machen musste. Vanandel tupfte sich zierlich die Hände ab und warf das benutzte Tuch in seine Richtung. Er fing es auf, ehe es zu Boden fiel, und beendete kochend vor Wut seine Runde.

Die Tafel wurde aufgehoben und die Gesellschaft begab sich in den benachbarten Salon. Lluis räumte mit den anderen Dienern den Tisch ab und lief dann zu Trurre, um ihm sein Leid zu klagen. Der Zwerg hockte sich auf die Tischkante, stopfte seine Pfeife und hörte teilnahmsvoll zu.

»Sie wollte einfach nicht, dass ihr Vater oder jemand anderes etwas bemerkt«, sagte er schließlich. »Lluis, nimm es nicht so schwer. Sie hat auch nicht viel zu lachen.«

»Aber muss sie mich gleich behandeln, als wäre ich Abschaum?«, beschwerte Lluis sich.

Trurre wiegte den Kopf. »Immerhin hat sie dich zu einem Treffen bestellt«, sagte er vernünftig. »Geh hin und klär alles mit ihr. Du bist wütend auf sie, weil sie dich hinters Licht geführt hat, und sie ist aus irgendwelchen anderen Gründen wütend auf dich. Vielleicht, weil du hier aufgetaucht bist.«

Lluigolf musste ihm bei allem Zorn, den er empfand, auch ein wenig recht geben. Vanandel steckte im Moment in keiner rosigen Lage, das war ihm umso deutlicher geworden, als er ihren Verlobten zum ersten Mal aus der Nähe hatte begutachten dürfen. Und die Verlobung war für die nächste Woche angesetzt worden, die Festvorbereitungen überschlugen sich, die ersten Gäste waren bereits eingetroffen … es sah nicht danach aus, als würde noch etwas dazwischenkommen. Arme Prinzessin. Arme Hadmut.

In dieser ungewöhnlich milden Stimmung machte er sich zum Treffen auf und erwartete eine melancholische, vielleicht sogar in Tränen aufgelöste Vanandel, die sich von ihm trösten und aufmuntern lassen würde.

Er fand sie im Pferdehof, wo sie sich vom Stallmeister eine hübsche weiße Stute vorführen ließ. Während sie mit dem Mann scherzte und die Stirn der Stute streichelte, deutete sie unauffällig auf den letzten Stall.

Lluis schlüpfte hinein und fand ihn vollkommen leer. Er hockte sich auf eine Futterkrippe und wartete.

Wenig später knarrte die Tür und ließ Tageslicht ein. Dann wurde es wieder dämmrig. Vanandel kam auf ihn zu und zischte: »Du Vollidiot! Warum hast du mir hinterhergeschnüffelt?«

Lluis schnappte nach Luft. »Und du kleine Lügnerin? Warum hast du diese Maskerade aufgeführt?«, schnappte er zurück. Sie standen voreinander und funkelten sich an.

»Es geht dich überhaupt nichts an, was ich mache und warum ich es mache.« Vanandel stemmte die Hände in die Seiten. Ihre Haare sträubten sich wie das Gefieder eines wütenden Hahns. »Aber dass du mich der Kröte ans Messer liefern wolltest – das ist der allerschlimmste Verrat, den ich mir nur denken kann!«

»Ich hatte nie vor, dich ans Messer zu liefern.« Lluis bebte vor Empörung. »Du erinnerst dich vielleicht, dass ich dich vor der Kröte gewarnt habe? Wenn du nicht so blödsinnig geheimniskrämerisch …«

»Ach, halt doch den Mund«, fauchte Vanandel. »Was machen wir jetzt nur?« Sie ließ sich auf einen Strohballen fallen und verbarg das Gesicht in den Händen.

Lluis hockte sich neben sie und legte zögernd eine Hand auf ihre Schulter. »Was ist denn so schlimm?«

Sie hob den Kopf und seufzte tief. »Die Kröte«, sagte sie resigniert. »Er hat mir ein Ultimatum gestellt. Ich liefere dich bei ihm ab, dann hilft er mir …« Sie biss sich auf die Lippe.

»Er hilft dir? Wobei?«

»Von hier wegzukommen«, murmelte sie. »Ich muss zusehen, dass ich bis zur Hochzeit irgendwo weit weg Fuß gefasst habe.«

Lluigolf nickte langsam. »Ich verstehe«, sagte er.

Er seufzte. »Vibol wird mir die Haut abziehen.« Er kratzte sich am Kopf. »Ich habe seinen Auftrag nicht ausgeführt und bin verschwunden. Das muss für ihn nach Verrat riechen.«

Vanandel nickte verbissen. »Aber er hat mir versprochen, dass er uns nicht behelligen wird«, sagte sie.

»Stimmt das?«

»Ja, er hat es gesagt. Und mit Handschlag besiegelt.«

»Ich traue ihm nicht«, murmelte Lluis unbehaglich.

Vanandel verschränkte die Arme vor der Brust. »Ich habe nie erlebt, dass er sein Wort gebrochen hätte«, erwiderte sie. »Er ist ein verdammter Verbrecher, aber er hat so etwas wie Grundsätze.«

Lluis nickte ohne große Überzeugung. »Was hast du ihm von dir erzählt? Wenn er erfährt, wer du bist …«

»Das darf auf keinen Fall geschehen!« Vanandel sprang auf. »Lluis, wenn du wirklich ein Freund bist, dann hältst du den Mund! Ich weiß nicht, was geschehen würde, wenn er herausfände, dass ich – dass ich hier …« Sie machte eine hilflose Handbewegung, die ihr Kleid, das Schloss, ihr ganzes Leben umfasste.

»Ich verrate dich nicht, niemals, mit keiner Silbe«, sagte er ernst.

»Also, was machen wir jetzt?«, fragte sie.

Lluis kickte gedankenverloren einen verschrumpelten Apfel gegen die Futterraufe. »Erst mal nichts«, entschied er. »Vor der Verlobungsfeier können wir uns hier nicht wegstehlen. Oder?«

Vanandel verzog kurz das Gesicht. Dann schüttelte sie den Kopf. »Nein, du hast recht. Wahrscheinlich sucht jetzt schon wieder jemand nach mir. Also nach der Feier.«

Lluis nickte bedrückt. »Auch wenn mir der Gedanke nicht schmeckt, danach gehen wir hinunter und besuchen die Kröte.«

Beide sahen sich mit plötzlicher Verlegenheit an.

»Die Livree steht dir gut«, sagte Vanandel.

Lluigolf hob die Schultern. »Ich fange an, mich daran zu gewöhnen«, gab er zu. »Aber ganz ehrlich, ob ich es hier lange aushalte, weiß ich noch nicht. Ich tauge nicht sehr zum Höfling.«

Vanandel lachte auf. »Dann frag mich mal«, sagte sie. »Ich will von hier weg, seit ich denken kann.«

»Aber du bist die Prinzessin«, sagte Lluis erstaunt. »Alle hier tanzen nach deiner Pfeife.«

»Und ich tanze nach der Pfeife meines Vaters«, gab sie zurück. »Und ich muss mich ›stets meinem Stand entsprechend benehmen‹«, äffte sie die Stimme und gedehnte Sprechweise einer hochnäsigen älteren Frau nach. Lluigolf sah sie förmlich vor sich. Er grinste.

»Das ist das Schlimmste daran, hm?«

Sie schnaubte. »Das wäre ja alles noch auszuhalten«, gab sie zu. »Ich habe Wege gefunden, mein Leben weitgehend so zu leben, wie es mir gefällt. Aber diese *skrassnarx* Hochzeit spuckt mir natürlich kräftig in die Suppe.«

»Ich habe deinen Mann gesehen«, sagte Lluis mitfühlend.

Sie verdrehte die Augen. »Nenn ihn bloß nicht so! Wenn ich es irgendwie vermeiden kann, wird er das nie!«

»Du willst abhauen.«

»Und ob ich das will.«

»Und Vibol soll dir dabei helfen.«

Vanandel nickte, und Lluis pfiff leise durch die Zähne. »Das finde ich gewagt. Er hat dich dadurch in der Hand.«

»Lieber in seiner Hand als in der meines *Mannes*«, entgegnete Vanandel. »Bei der Kröte weiß ich, woran ich bin – und er verlangt nicht mehr von mir, als ich ihm ohnehin zu geben gewillt bin.« Sie grinste freudlos. »Außerdem lebt er auch nicht mehr ewig. Das Pferdegesicht sägt heftig an seinem Stuhl, und er ist nicht der Einzige.«

Lluigolf schluckte. Das war Hadmut, wie sie leibte und lebte, kaltschnäuzig und herzlos.

»Ich habe eine Zeit lang geglaubt, er wäre dein Vater«, sagte er.

Vanandel starrte ihn an. »Wer? Die Kröte? Na gut, wenn ich mir den Markgrafen ansehe, ist Vibol vielleicht gar nicht mal so übel.« Sie lachte.

»Du hast wenigstens einen Vater«, sagte Lluis heftig.

»Na, du doch wohl auch«, gab sie kratzbürstig zurück. »Ganz ohne stündest du schwerlich hier.«

»Was weißt du denn schon, du Luxusgeschöpf«, knurrte Lluis.

»Blöder Hund.«

Beide hockten nebeneinander und grinsten sich an. Dann stöhnte Vanandel und sprang auf die Füße. »Sie suchen mich.«

Sie klopfte hektisch das Stroh von ihren Röcken und riss die schwere Tür auf, dann war sie weg.

Lluis blieb noch einen Moment lang sitzen und dachte über alles nach. Es war ihm nach wie vor ein Rätsel, wie sie es geschafft hatte, ihr Leben im Schweinekoben zu führen. Es war doch kaum möglich, dass sie ganze Tage fort war, ohne dass es jemandem aufgefallen war.

Und er würde sich nach der Verlobungsfeier Vibol stellen müssen. Der Gedanke bereitete ihm Magenschmerzen. Es war ja auch nicht ganz von der Hand zu weisen, dass die Kröte noch einige berechtigte Forderungen an ihn hatte. Um Vibol auszuzahlen, würde er eine Menge Geld auftreiben müssen. Er seufzte. Ob Vanandel ihm den Betrag leihen konnte? Wenn er es sich aussuchen konnte, stand er lieber bei ihr in der Kreide.

Er stand auf und klopfte seine Hose ab. Der feine Staub hatte sich wie Puder auf den Stoff gelegt und ging kaum heraus.

Das helle Tageslicht nach dem Halbdunkel des Stalls tat seinen Augen weh. Auf dem Pferdehof herrschte Betriebsamkeit, anscheinend waren gerade wieder neue Gäste angekommen.

Er beeilte sich, in den Haupthof zu kommen. Herr Anselm legte Wert darauf, seine roten Livreen angemessen zu präsentieren, wenn Gäste eintrafen; zumindest eine Auswahl von ihnen sollte sich dann zügig zum Empfang einfinden, um den Markgrafen zu erfreuen.

Während des Laufens klopfte er weiter an seiner staubigen Hose herum und fluchte leise. Als er den Haupthof betrat, zügelte er seine Schritte und ging rasch, aber in gemessener Haltung weiter. Vor der Freitreppe stand wirklich eine Gruppe von Menschen, Reitknechte führten Pferde davon und Hausburschen kümmerten sich um aufgestapeltes Gepäck. Lluis sah eine kleine Ansammlung roter Farbe und steuerte darauf zu. Gustav, der Bucklige, winkte ihm zu. »Na, gerade rechtzeitig zum Anglotzen? Wobei die Frage ist, wer hier wen begafft.« Er deutete auf die Ankömmlinge und grinste breit.

Lluigolf folgte Gustavs Blicken und ertappte sich dabei, dass sein Mund offen stand. »Elben«, hauchte er.

Gustavs Grinsen wurde noch ein wenig breiter. »Spitzohren, so ist es.« Er zwinkerte. »Stört dich das?«

Lluis konnte seine Augen nicht abwenden. »Was machen Elben hier?«, fragte er. »Die verirren sich doch kaum für eine Verlobungsfeier her.«

»Doch, doch«, mischte sich Richlind, Gustavs Freundin, ein. Sie hängte sich an Gustavs Arm und gab ihm einen Schmatz auf die Wange. Richlind war zwar so klein wie ein Kind, aber von hübscher Gestalt und hatte das rosawangige Gesicht eines exquisiten Porzellanpüppchens. Ihre braunen

Kringellocken fielen in die schokoladenbraunen Augen, und sie pustete sie ungeduldig weg. »Das ist der Herr von Wasserberg und sein Haushalt. Er ist einer von Wighers Gefolgsleuten.«

»Einer von seinen Gefolgsleuten«, wiederholte Lluigolf verblüfft. Elben, hier mitten in Raakus – und das war der Herr von Wasserberg? Er wusste, dass zwischen der Residenz und dem eigentlichen Schloss Raakus das große Anwesen des Wasserbergschen lag. Er hatte auch den Namen des Öfteren gehört und dass er eine schöne, unverheiratete Tochter habe. Aber niemand hatte ihm verraten, dass ebenjener Uldis von Wasserberg ein Elbe war!

»Wie ungewöhnlich«, murmelte er.

Richlind kicherte. »Und Ungewöhnliches sammelt unser hoher Herr. Der Wasserbergsche hat sich schon dem Richtigen angeschlossen.«

Lluis schwieg und betrachtete die Elbengesellschaft mit einem seltsamen Gefühl der Beklemmung. Sein Herz war schwer und schien langsamer zu schlagen, etwas lag wie ein eiserner Reif um seine Brust.

»Sie ist sehr schön«, murmelte er.

Gustav stieß ihm den Ellbogen in die Seite. »Wie eine Prinzessin, hm? So muss eine echte Hoheit aussehen. Nicht wie unser Lumpenprinzesschen.«

Lluigolf fuhr herum und starrte ihn wütend an. »Was erlaubst du dir«, fuhr er den Buckligen an. »Prinzessin Vanandel ist untadelig und …«

»Oh, holla, langsam!«, unterbrach Gustav ihn und legte besänftigend eine Hand auf seinen Arm. »Ich wollte unsere entzückende Prinzessin nicht beleidigen. Aber du musst zugeben, ganz so liebreizend wie Fräulein Chaantrea ist sie nicht.«

Lluis schwieg finster. Er konnte immer nur einen winzigen Blick auf die Tochter des Herrn von Wasserberg erhaschen, dann versperrte ihm schon wieder ein Pferd oder ein Diener mit einer Reisetasche auf der Schulter den Ausblick. Er bekam nur eine Ahnung von goldblondem Haar und ebenmäßigen Zügen, schlanker Gestalt und anmutigen Bewegungen.

Er stellte sich auf die Zehenspitzen, um etwas mehr von der gepriesenen Schönheit zu sehen, aber nun drehte sich ein großgewachsener Elbe um, legte einen Arm beschützend um sie und ging mit ihr die Treppe zum Eingang empor. Lluis konnte gerade noch ihren schmalen Rücken in heller Reitkleidung und das wie Seide über den Rücken fließende Haar bewundern, dann verschluckte sie das dunkle Portal.

»He, du siehst ganz elend aus«, sagte Richlind. »Was ist, musst du dich hinsetzen?«

Lluis wollte abwehren, aber im gleichen Augenblick fühlte er, wie seine Knie unter ihm nachgaben. Gustav packte mit einem Fluch zu und hielt ihn mit erstaunlicher Kraft fest. Er und Richlind wankten mit ihm zur Balustrade und ließen Lluis sich dort niedersetzen. Dann lief Richlind mit gerafften Röcken davon, um Wasser aus dem Springbrunnen zu schöpfen, und Gustav stand neben Lluis und schüttelte den Kopf. »Junge, hast du nichts gegessen? Oder gestern zu tief ins Glas geschaut?« Er kam ganz nah und schnüffelte. »Nein, du riechst nicht nach Wein. Was ist los – muss ich Magister Davydd holen?«

»Nein!«, brachte Lluis mit Mühe heraus. Er hob die Hand, um Gustav am Ärmel festzuhalten. »Bitte nicht den Magister.«

Gustav lachte bei aller Besorgnis. »Bist ihm wohl schon mal begegnet, was? Das ist ein Erlebnis, was man nicht so schnell vergisst.«

»Hier«, Richlind eilte herbei und wischte Lluis mit einem angefeuchteten Tüchlein über das Gesicht. »Ich hatte kein Gefäß, um dir Wasser zu bringen«, sagte sie. »Soll ich den Magister …«

»Nein«, riefen beide Männer im Chor. »Es geht schon wieder«, setzte Lluis hinzu. Die Welt hörte langsam auf zu schwanken und auch in seinen Ohren summte kein wild gewordener Bienenschwarm mehr. Seine Finger kribbelten, aber der enge Reif um seine Brust löste sich und die Farben kehrten langsam zurück.

»Bist du krank?«, fragte Richlind besorgt. Sie hockte neben ihm und hielt seine Hand.

Er machte sich verlegen los. »Nein«, sagte er. »Nein, ich habe manchmal solche …«Er suchte nach einem Wort.

»Anfälle?«, half Gustav ihm aus. Richlind quietschte leise, und Lluis bedachte ihn mit einem wütenden Blick.

»Ja, danke«, sagte er. »Das hast du sehr feinfühlig ausgedrückt.« Er stand auf und schüttelte den letzten Rest Benommenheit ab. »Ich brauche einfach nur etwas zu essen«, sagte er forsch. Und obwohl die Welt immer noch leise schwankte, bemühte er sich, so stark und sicher aufzutreten, wie es ihm nur gelingen wollte. »Anfälle«!

Die Vorbereitungen für den ersten Ball ließen das ganze Schloss vor Geschäftigkeit brummen. Der Kostümball läutete eine Serie von Lustbarkeiten ein, die die Gäste in einem strahlenden und funkelnden Crescendo zu dem eigentlichen Höhepunkt, der Verlobungsfeier, hinführen sollte.

Lluis nutzte die erste Gelegenheit, die sich bot, dem strengen Regiment des Kellerers und der Wirtschafterin zu entkommen und für eine Atempause bei Trurre unterzuschlüpfen. Der Zwerg hatte es klug vermieden, die »Katakomben«, wie er Magister Davydds Souterrainräume nannte, zu verlassen – die Gefahr war zu groß, sich plötzlich beim Silberpolieren oder Tischdeckenplätten wiederzufinden. »Nicht, dass ich hier wesentlich andere Tätigkeiten ausführen dürfte«, schob er mit einem Grummeln hinterher. Aber immerhin war der Magister fort, um einen Kollegen zu konsultieren, und das bedeutete, dass die beiden im Auge des Sturms einige ungestörte Momente genießen konnten.

Lluis berichtete Trurre bei einem Pfeifchen – das Pfeiferauchen hatte er inzwischen von dem Zwerg übernommen – von seinem letzten Anfall, wie Gustav es genannt hatte. Dann fragte er ihn nach der seltsamen und erschreckenden Untersuchung, die der Magister an ihm vorgenommen hatte, als er ihn in seinem Gefängnis besucht hatte. »Was hat er da mit mir gemacht, hast du eine Ahnung?«

Trurre machte eine komische Kopfbewegung, halb bejahend, halb verneinend. »Ich bin mir nicht ganz sicher, aber ich denke, er befürchtet, dass du von einem sehr wirksamen Fluch verfolgt oder besessen sein könntest.«

Lluigolf schüttelte ungläubig den Kopf. »Besessen? Oder verflucht? Das klingt wie ein Schauermärchen für kleine Kinder.«

Wider Erwarten lachte Trurre nicht, sondern biss mit beunruhigter Miene auf seiner Pfeife herum. »Mach keine Scherze darüber«, sagte er schließlich. »Mein Volk nimmt so etwas sehr ernst. Ein gut gezielter Fluch kann dir den Stollen über dem Kopf einbrechen lassen, wenn du am wenigsten damit

rechnest. Und wer einmal gesehen hat, wie Holmirs wilde Meute von einem Zwerg Besitz ergreift und ihn zur Raserei treibt, vergisst das sein Lebtag nicht mehr!«

Lluigolf bemühte sich, ernst zu bleiben, aber es gelang ihm nur unzureichend. »Sei mir nicht böse«, bat er den ergrimmt dreinschauenden Zwerg. »Aber ich bin nicht verhext oder so was. Das müsste ich doch merken!«

»Und deine Anfälle?«, hielt Trurre dagegen. »Ich habe doch miterlebt, wie vollkommen weggetreten du bist. Und kreidebleich und eiskalt wie ein Toter. Wenn du nicht verflucht wurdest – was ist es dann, deiner fachkundigen Meinung nach?«

Darauf wusste Lluigolf nichts zu erwidern.

»Was war das für ein Stein, den der Magister mir gegeben hat?« Er schüttelte sich, die Erinnerung daran war beinahe so unangenehm wie das Erlebnis selbst.

»Mein Meister ist eine anerkannte Koryphäe auf dem Gebiet der Steinmagie«, erläuterte Trurre nicht ohne Stolz. »Du weißt vielleicht, dass ihr Elben – pardon, alter Junge! – *die* Elben Kristalle benutzen, um ihre Erinnerungen aufzuzeichnen.« Er wartete einen Moment auf Lluigolfs Nicken, und als das ausblieb, fuhr er fort: »Also, es ist so. Kristalle und auch Baumtränen – Harz – verfügen über bestimmte magische Eigenschaften. Eine davon könnte man als *Gedächtnis* bezeichnen.« Wieder wartete er, und diesmal erntete er ein Nicken. »Erinnerung«, fuhr er fort zu dozieren, »ist natürlich ein sehr vager Begriff. Sieh es einmal so«, er griff nach einem Stück Kreide und begann, auf der Tischplatte herumzukritzeln. Lluigolf hörte und sah ihm eine Weile zu, verlor dann komplett den Boden unter den Füßen und wurde von dem Vortrag davongewirbelt wie ein Stöckchen in einem reißenden Sturzbach. Irgendwann sah er aber das rettende Ufer in Form eines »kristallinen Erinnerungssensors« vorbeiziehen. Er griff beherzt zu und fragte: »Und damit hätte der Magister dann feststellen können, ob ich in der Vergangenheit mit einem Fluch belegt worden bin?«

Trurres munterer Vortrag lief gegen diese Frage wie gegen ein unvermutet auftauchendes geschlossenes Wehr. Er räusperte sich kurz, sortierte seinen Bart und meinte dann ein wenig pikiert: »Ja, grob verkürzt und vereinfacht könnte man das wohl so ausdrücken.«

»Und?«

»Was und?«

»Was hat der Erinnerungssensor denn nun herausgefunden?«

Trurre hob die Schultern und sog vergeblich an seiner Pfeife, die über seinem Exkurs ausgegangen war. »Ich bin nicht sicher«, gab er zu. »Er war nicht zufrieden mit dem Ergebnis seiner Untersuchung. Anscheinend ist da wirklich eine Art von Bann, aber er war nicht in der Lage, ihn zu lokalisieren, geschweige denn aufzuheben. Wer auch immer dahintersteckt, hat keine Form der Magie verwendet, wie wir sie kennen.«

Lluis blieb die Luft weg. »Aber«, stotterte er, »willst du damit andeuten, dass ich wirklich unter einem Fluch …«, es war zu albern, um es auszusprechen.

Trurre schüttelte den Kopf. »Das ist kein Fluch, jedenfalls keiner der üblichen«, sagte er. »Eine Art Bann, ja.«

»Was ist denn da der Unterschied?« Lluigolf schrie fast, so sehr regte ihn der Gleichmut auf, mit der der Zwerg diese für ihn so ungemein wichtigen Dinge abhandelte. »Und warum habt ihr mir das

nicht schon früher erzählt? Es geht mich schließlich auch ein bisschen was an, oder?«

Trurre zuckte zurück. »Bei Orrins stinkender Augenklappe«, sagte er mit leichter Entrüstung in der Stimme, »ich bin hier schließlich nur der Lehrling. Was auch immer der Magister vermutet – er lässt mich nicht unbedingt daran teilhaben. Ich habe mir nur meinen Teil dazu zusammengereimt.« Er klopfte die erkaltete Pfeife aus und stopfte sie neu. »Und es ist ein bedeutender Unterschied, ob du verflucht oder mit einem Bann belegt worden bist. Ein Fluch ist etwas Verhängnisvolles, ein Unglück, das dir früher oder später widerfährt und gegen das man kaum etwas ausrichten kann. In der Regel muss der Fluch von demjenigen zurückgenommen werden, der ihn ausgesprochen hat. Das ist problematisch, wie du dir vorstellen kannst.« Er schwieg und schmauchte die Pfeife an.

»Und ein Bann?«, fragte Lluis, wider Willen fasziniert.

»Ah, das ist ganz etwas anderes«, erklärte der Zwerg. »Bei einem Bann will jemand etwas von dir. Dass du etwas für ihn tust oder ihm irgendwie zu Willen bist oder – wenn es sich um eine Frau handelt«, er zwinkerte, »dass du ihr ewig treu bist und keine andere ansiehst. So was halt. Und so etwas kann von einem einigermaßen geschickten Magus aufgelöst werden. Wenn er herausfindet, worum es sich bei dem Bann genau handelt, auf welche Weise er ungefähr gewirkt wurde und vielleicht auch, was damit bezweckt werden soll.«

»Ah«, machte Lluis. »Und Magister Davydd glaubt, dass ich unter einem Bann stehe?«

Der Zwerg zuckte mit den Schultern. »Keine Ahnung«, gab er zu.

Lluis seufzte und klopfte nun ebenfalls seine kleine Pfeife aus, ehe er sie sorgfältig in seiner Tasche verstaute. »Dann werde ich ihn wohl selbst einmal fragen müssen«, murmelte er.

Trurre zog ein wenig den Kopf ein. »Keine gute Idee«, gab er zu bedenken. »Magister Davydd ist ein wenig, nun, nennen wir es menschenscheu.« Um, auf Lluigolfs ungläubigen Blick hin, mit einem Lachen hinzuzufügen: »Man könnte auch sagen, er kann niemanden auf der Welt ausstehen. Außer vielleicht unsere Prinzessin.« Er schüttelte den Kopf. »Lass mich es versuchen. Mit mir muss er ja reden, und es gefällt ihm, sein überlegenes Wissen vor mir auszubreiten – vielleicht bekomme ich so etwas für dich heraus.«

Lluis war damit zwar nicht besonders zufrieden, aber er bedankte sich bei Trurre und murmelte etwas von »zurück an die Arbeit«.

»Fröhliches Serviettenfalten«, rief der Zwerg ihm noch nach.

Es war der Abend des ersten großen Balls. Lluis stand mit Gustav und dem Wurdelak Phelan neben der großen Flügeltür, die die beiden gartenseitigen Festsäle miteinander verband, und reichte jedem der Eintretenden ein Glas mit perlendem Wein.

Sein Gesicht juckte, denn er trug wie alle anderen eine Maske – natürlich in Rot, ebenso wie sein Kostüm, das eng und unbequem war und an ganz unmöglichen Stellen zwickte und kniff.

»Ich halt das hier nicht lange aus«, zischelte Phelan, der ebenfalls mit einem Tablett neben ihm stand und eine Unruhe ausströmte, die beinahe mit Händen zu greifen war. »Ich kann Menschenansammlungen nicht leiden. Sie machen mich rasend.«

»Außerdem haben wir morgen Vollmond«, erklärte Gustav mit einem maliziösen Lächeln unter seiner Maske. Er machte eine Verbeugung vor einem blau kostümierten Paar und reichte der Frau ein kleines Bukett zum Anstecken. »Und Vollmond macht unseren guten Phelan ebenfalls rasend«, fuhr er fort, als die beiden fortgeschlendert waren. »Ganz schlechte Kombination, würde ich sagen. Wachsen dir schon Zähne, Phel?«

»Keine Bange, kleiner Mann. Wenn ich hier jemanden beißen sollte, dann wahrscheinlich dich – dann hab ich wenigstens meine Ruhe«, gab der Wurdelak zurück. Er war wirklich gereizt, fand Lluis. Normalerweise ließ Phelan sich nicht so leicht ärgern.

Im hinteren Saal spielten die Musiker zum Tanz auf. »Ah«, machte Gustav sehnsüchtig. »Ich tanze so überaus gerne. Wenn Richlind hier wäre …«

»… müsstest du trotzdem weiter deine Sträußchen verteilen«, sagte Phelan gallig.

Wieder kam eine kleine Gruppe von Maskierten herein und wurde bedient. »Das waren die Wasserbergschen«, sagte Phelan, als sie an ihnen vorbeigegangen waren.

Lluis versuchte, noch einen Blick auf die Gruppe zu erhaschen, aber da waren nur silberne und goldene Umhänge und gleichfarbige Federmasken. In seiner näheren Umgebung schimmerten und glänzten alle Farben des Regenbogens, die seine Augen verwirrten. »Ach«, sagte er enttäuscht. »Die hätte ich mir zu gerne mal aus der Nähe angesehen.«

»Elben«, knurrte der Wurdelak. »Mag ich nicht. Anwesende in Rot selbstverständlich ausgenommen.« Seine wirklich sehr spitzen Zähne blitzten weiß unter der Halbmaske.

»Was meinst du damit? Dass sie dir nicht schmecken?«, flachste der Bucklige und tauchte unter einem beiläufigen Hieb Phelans mit einem leeren Tablett weg.

Lluigolf beachtete die beiden nicht weiter. Er drückte dem verdutzt dreinblickenden Gustav sein Tablett in die Hand, schnappte sich eine Handvoll der bereitliegenden Blumensträußchen und folgte den zuletzt Eingetretenen auf dem Fuße, die sich einen Weg in den hinteren Ballsaal bahnten. Er ließ den Blick über die Menge schweifen und suchte nach der Gruppe der Wasserbergschen. Silber und Gold – dort blitzte es metallen in der Ecke neben den großen Flügelfenstern. Mit einem Kribbeln in den Adern, als wäre er einem verborgenen Schatz auf der Spur, drängte er sich unter Entschuldigungen durch die Menge und erreichte schließlich sein Ziel, um es unauffällig zu umkreisen

und anzustarren.

Eine großgewachsene Gestalt in Gold und Rot – das musste Uldis, der Herr von Wasserberg sein. Lluigolf sah silberblondes, beinahe weißes Haar unter einer juwelenbesetzten Löwenmaske hervorblitzen. Sein etwas kleinerer Begleiter trug eine silberne und grüne Maske, die einen Hahn darstellte, und hatte honigblondes, gelocktes Haar. An der Seite des Größeren stand eine zierliche Frauengestalt ganz in Gold, die eine Katzenmaske mit feinziselierten Intarsien trug. Ihren Kopf zierte ein schmales Diadem mit dunkelroten Steinen, die wie Blutstropfen auf dem Gold der Haare schimmerten.

Lluis hielt den Atem an. Ein Blick aus kornblumenblauen Augen streifte ihn und wanderte gleichgültig weiter. Er atmete aus und schritt auf die Elben zu. »Edle Dame«, sagte er und hielt der Schönen das schönste der Sträußchen hin.

»Oh«, machte sie überrascht und blickte ein wenig verwirrt auf das kleine Blumenbukett nieder. Dann lächelte sie, nahm es aus seinen Fingern und nestelte es an den Ausschnitt ihres Kleides.

»Danke, junger Mann«, sagte der große Elbe ungeduldig. Lluigolf verstand die Aufforderung, sich zurückzuziehen, doch er blieb gebannt von den Augen hinter der Katzenmaske stehen. Die Elbin erwiderte seinen Blick und ihre Lippen öffneten sich zu einem amüsierten Lächeln.

»Schau an, Chaantrea, du hast einen Verehrer beim Personal«, kommentierte der zweite Elbe.

Lluis spürte, wie er rot wurde. Er machte eine verlegene Verbeugung und wollte sich zurückziehen, aber die Elbin schüttelte den Kopf und sagte tadelnd: »Pfui, du bist ungezogen, Vidas. Musst du den Jungen so in Verlegenheit bringen?«

Sie lächelte Lluis an. »Ich muss mich für Vidas entschuldigen. Für gewöhnlich ist er nicht so grob.«

Ihr Lächeln, das sie Lluis schenkte, wurde noch ein wenig süßer, und sie nahm ihn bei der Hand, um ihn von den anderen wegzuziehen. Bei der Berührung ihrer kühlen Finger prickelte eine kleine Entladung, als trüge sie wirklich das Fell einer Katze.

»Oh«, machte sie und ließ ihn hastig los, um sich auf die Finger zu blasen. »Das ist aber …« Sie lachte und gab ihm einen Klaps mit ihrem federbesetzten Fächer. »Wie heißt du, mein feuriger Ritter?«

Lluis stammelte seinen Namen. Sein Kopf schien dumm und leer und wie mit Watte gefüllt. Er fragte sich, ob er gerade das Musterbild eines vollendeten Trottels abgab.

»Lluigolf, ich bin erfreut«, sie schob ihre Hand unter seinen Arm und führte ihn zu einer der Fensternischen, die wie kleine Separees mit Vorhängen vom Saal abgetrennt waren. Ihm wurde heiß und kalt. Er sah starr geradeaus und spürte, wie sie ihn musterte. »Du bist irgendwie – seltsam«, sagte sie. »Was ist das, was spüre ich da bei dir?« Ihre Hand berührte seine Wange. Dann nahm sie seine beiden Hände und schloss ihre Finger darum. Ihre Fingerspitzen berührten den Silberring, der Siiran gehört hatte und den er an seinem kleinen Finger trug.

»Oh, was ist das? Wo hast du das denn her?« Sie hob seine Hand an und betrachtete den Ring, strich leicht darüber und bewunderte den eingefassten Stein. »So ein hübscher kleiner Ring, aber das ist doch kein Schmuckstück für einen Mann«, neckte sie ihn. »Komm, gib ihn mir, mir steht er bestimmt viel besser!« Sie zog spielerisch an dem Reif und Lluis riss seine Hand aus der ihren.

Chaantreas Lächeln verblasste. »Du bist wohl nicht besonders freigebig, hm?«, sagte sie kühl. »Nun gut, was kann man von einem Lakaien auch erwarten.« Sie drehte sich auf dem Absatz um und rauschte davon.

Lluis blieb zurück wie ein begossener Pudel. Er hatte sich nicht nur benommen wie ein Trottel, jetzt stand er auch noch als Flegel da. Und er hatte die ganze Zeit außer seinem Namen keine Silbe von sich gegeben. Sie musste ihn für abgrundtief dumm halten.

Wie gelähmt blieb er in der Fensternische stehen, und erst als ein kicherndes Paar den Vorhang öffnete, schlüpfte er mit einer gemurmelten Entschuldigung hinaus und stand eine Weile verloren im Saal zwischen all den lachenden, tanzenden, schwatzenden Maskierten.

Dann berührte eine Hand seinen Ellbogen, und er machte einen kleinen Satz.

»Was siehst du denn so belämmert in der Gegend herum?«, fragte die Maskierte und nahm seinen Arm. »Hast du nichts zu tun?«

»Du bist es, Hadm… Prinzessin«, stöhnte er. »Du hast mich zu Tode erschreckt!«

»Na, mit wem hatten wir denn gerechnet?« Ihre Augen blitzten übermütig hinter der Maske hervor. »Sag nicht, ich hätte dir gerade ein Rendezvous verdorben!«

»Wieso bist du so gut gelaunt?«, fragte Lluigolf etwas patzig zurück. »Ist dein Verlobter etwa vom Pferd gefallen und hat sich den Hals gebrochen?«

»Aha, ich habe anscheinend ins Schwarze getroffen«, konstatierte Vanandel mit Genugtuung. »Lluis, ich muss mich wundern. Immerhin ist das hier eine illustre Gesellschaft. Welche von den Damen hat dir denn den Kopf verdreht?«

»Sei bitte ruhig«, flehte er. »Bitte! Ich habe mich ohnehin schon bis auf die Knochen blamiert.«

Sie lachte und schob ihn in eine Fensternische – eine andere, wie er erleichtert feststellte. »Komm, erzähl«, sagte sie und schob mit einer ungeduldigen Bewegung die juwelenbesetzte Maske hoch. Sie ließ sich auf das zierliche Kanapee fallen und zog ihn neben sich. »Ah, sitzen«, stöhnte sie. »Meine Füße! Verdammter Magister!« Den letzten Ausruf erklärte sie nicht weiter, obwohl Lluigolf sie fragend ansah.

»Also, los, spann mich nicht weiter auf die Folter. Wer ist die Auserkorene?«

Lluis drehte unschlüssig an Siirans Ring. Der Gedanke allein war Verrat an seiner Liebsten, wurde ihm siedendheiß bewusst. Die Hitze schoss in seinen Kopf und brandete durch seine Glieder, floss wieder zurück und ließ ihn in eiskalten Schweiß gebadet zurück. Wieder lag dieser enge Reif um seine Brust, er bekam kaum noch Luft. In weiter Ferne hörte er Hadmuts Stimme: »Was denn, kippst du mir hier etwa um? Warte, ich mache das Fenster …«

Als er seiner Sinne wieder mächtig war, fand er seinen Kopf in einen wohlriechenden Schoß gebettet und eine sanfte Hand streichelte seine Schläfen. »Siiri, Liebste«, murmelte er.

Die Hand hielt inne. »Nein, leider nicht. Geht es wieder?« Vanandels Stimme klang besorgt. Er rappelte sich eilig auf.

»Das war … wenn jemand hier hereingekommen wäre!«, stammelte er.

Vanandel winkte ab und glättete ihre zerdrückten Röcke. Sie musterte ihn scharf und lächelte dann etwas schief. »Du siehst besser aus. Was war das, Lluis? Soll ich den Magister holen lassen?«

Lluis stieß einen Laut des Entsetzens aus, und Vanandel grinste. »Nein, im Ernst«, sagte sie dann.

»Hast du das öfter? Bekommst du nicht genug zu essen oder bist du krank?«

Lluis verneinte verlegen. Vanandel runzelte die Stirn. »Warte mal, so was hab ich mit dir doch schon mal erlebt.« Sie griff nach seiner Hand und zog ihn näher heran, um seine Pupillen zu studieren. »Zeig mal deine Zunge«, befahl sie.

Lluis machte sich los und richtete verlegen seine Jacke. »Es ist alles in Ordnung, danke«, erwiderte er schärfer als beabsichtigt.

Vanandel schüttelte den Kopf. »Sprich nicht mit mir wie mit einer Dienstmagd«, sagte sie nicht minder scharf.

Lluigolf entschuldigte sich, und sie vergab ihm mit einer großzügigen Handbewegung.

»Also, wenn es dir wieder so gut geht, dass du pampig werden kannst, kannst du mir auch verraten, wer Siiri ist. Ich kenne keinen Gast dieses Namens.«

Lluigolf verdrehte die Augen. »Sie ist nicht unter den Gästen«, sagte er steif. »Eine alte Geschichte, längst vorüber.« Im Geiste bat er Siiran um Entschuldigung für seine Worte.

Vanandels Gesicht blieb misstrauisch. »Längst vorüber, soso. Und deswegen fällst du hier in Ohnmacht?«

Er biss sich auf die Lippen, zwischen dem Topf und dem Feuer gefangen. Endlich entschied er sich, ihr von der Tochter des Herrn von Wasserberg zu erzählen.

Vanandel schlug die Hand vor den Mund, um einen spitzen Schrei zu unterdrücken. »Chaantrea, das Biest?«, sagte sie atemlos. »Lluis, du bist verrückt. Sie verspeist Männer zum Frühstück!«

»Das glaube ich nicht«, sagte er. »Sieh sie dir an, sie ist so hold und zart wie der junge Morgen.«

Vanandel japste. »Ach du meine Güte. So schlimm hat es dich erwischt? Habt ihr euch denn überhaupt schon geküsst?«

Lluis stand auf und griff zum Vorhang. »Du kannst dich leicht lustig machen«, sagte er erstickt. »Du mit deinem Erno!« Er ging hinaus und ließ Vanandel in der Nische sitzen. Aber er kam nicht weit, sie eilte hinter ihm her und hielt ihn fest. »Mach mir hier keine Szene«, flüsterte sie. »Herr Anselm sieht schon her!«

Lluigolf konnte den Haushofmeister zwar nirgends erblicken, aber er ließ sich trotzdem wieder zurück in die Nische zerren. Vanandel schloss energisch den Vorhang und hielt ihn fest. »So, raus damit«, sagte sie. »Was ist zwischen euch geschehen, wo habt ihr euch überhaupt kennengelernt und was bildest du dir ein, was ihr Vater dazu sagen wird?«

»Nichts, gar nichts ist zwischen uns geschehen. Ich habe sie hier zum ersten Mal gesehen, sie hat mich gefragt, wie ich heiße, und …«

»Und was?«

»Und nichts«, murmelte er.

Vanandel lachte wider Erwarten nicht, sondern sah ihn mit sonderbar mitleidiger Miene an. »Du Armer«, sagte sie überflüssigerweise.

Er funkelte sie an. »Wieso? Sie fand mich immerhin einer Beachtung wert, auch wenn du das für überspannt halten magst.«

Vanandel schüttelte den Kopf. »Du bist jeder Beachtung wert, Lluis«, sagte sie nachdrücklich. »Ich glaube, jedes zweite Dienstmädchen hier im Schloss ist in dich verliebt.«

»Nur jedes zweite?«, versuchte er zu scherzen.

»Jedes zweite im mannbaren Alter«, versetzte Vanandel todernst. Beide kicherten, und der Schleier, der gerade noch Lluigolfs Gemüt verdüstert hatte, hob sich wieder.

»Ich muss zurück an meine Arbeit.«

Vanandel seufzte. »Und ich zu meinem Verlobten.« Sie schnitt eine Grimasse und setzte die Maske wieder auf. »Ich reiß ihm den Kopf ab, wenn er nicht endlich seine Arbeit macht«, sagte sie düster.

»Deinem Verlobten?«, fragte Lluigolf verdutzt.

»Nein, dem Magister«, erklärte Vanandel und verschwand durch den Vorhang.

Es widerstrebte ihm, in den turbulenten Saal zurückzukehren, in dem die Luft dick und die Mischung aus Musik, Stimmen und Gelächter eine Qual für seine Ohren war. Wahrscheinlich suchte man schon nach ihm, denn er hätte längst den Gästen an den Tischen mit Leckereien aufwarten sollen. Der Rüffel war ihm gewiss, aber das beunruhigte ihn nicht weiter. Sollten sie ihn doch hinauswerfen – womöglich wäre das das Beste, was ihm passieren konnte. Welche Elfenschönheit würde sich schon mit einem Lakaien einlassen?

Mit einer heftigen Bewegung zog er das Fenster auf und sprang auf die Terrasse. Er stieg über die Brüstung, fühlte weiches Gras unter seinen Füßen und lief gedankenverloren tiefer in den Garten hinein. Der Lärm und das Licht blieben hinter ihm zurück, rundum war es dunkel und still bis auf die nächtlichen Geräusche des Windes und kleiner Tiere, die ihren Geschäften nachgingen.

Auf einer Bank an einem kleinen Seerosenteich ließ er sich nieder. Er blickte auf das dunkle Wasser und lauschte dem Gesang eines Nachtvogels. Und es überraschte ihn nicht, als Schritte sich ihm näherten und mit dem leisen Rascheln von Seide und einem betörenden Duft von Rosen die Maskierte neben ihm auf die Bank sank. Eine kühle Hand legte sich in seinen Nacken. »Da bist du«, sagte die Elbin mit einer atemlosen, ein wenig heiseren Stimme. Sie war aufgeregt, das spürte er am leichten Beben ihrer Finger.

»Ich war unfreundlich zu dir, das tut mir leid«, sagte sie.

Er griff nach ihrer Hand und hob sie an seine Lippen. »Ich muss mich entschuldigen«, sagte er. »Aber der Ring hat eine schmerzliche Erinnerung wachgerufen.«

Sie entzog ihm ihre Hand mit einem kurzen Druck ihrer Finger und nestelte an ihrer Maske. »Das war nicht schlimm«, sagte sie leichthin. »Mein Vater rügt mich oft, dass ich zu aufbrausend bin und immer meinen Kopf durchsetzen muss. Es ist dein Ring, es stand mir nicht zu, ihn von dir zu fordern.«

Sie nahm die Maske ab und schenkte ihm ein Lächeln, das seine Knie weich werden und sein Herz schneller schlagen ließ. »Erzähl mir von der Frau, die dir den Ring geschenkt hat«, sagte sie.

Lluis schloss unwillkürlich die Finger seiner anderen Hand um den Ring. Der kleine Rubin prickelte bei der Berührung. »Sie starb«, sagte er abwehrend. »Es ist keine schöne Geschichte, edles Fräulein.«

»Chaantrea«, sagte sie. »Ich liebe traurige Geschichten. War sie deine Liebste?« Er nickte. Sie strich ihm tröstend über den Handrücken. »Und sie gab dir den Ring? Wann? Als sie starb?«

»Ich nahm ihn mir«, antwortete er widerwillig. »Bitte, Chaantrea …«

Sie nickte und legte einen Finger auf ihre Lippen. »Ich bin schon still«, flüsterte sie. »Wie ungezogen von mir. Komm, lass uns lauschen, wie die Frösche uns ein Ständchen bringen.«

Wirklich hatte ein lautes und ein wenig misstönendes Quaken den Gesang der Nachtigall abgelöst. Lluigolf lachte, und Chaantrea beugte sich zu ihm und küsste ihn auf die Wange. »So bist du viel netter«, sagte sie zufrieden. Sie sprang auf die Füße und zog ihn hoch. »Komm mit, ich weiß einen schöneren Platz.«

Er folgte ihr atemlos vor Aufregung, mit kribbelnden Fingern und einem leisen Rauschen in den Ohren. Lachend und wispernd leitete sie ihn durch den dunklen Garten und blieb endlich vor einer dichtbewachsenen Laube stehen. Das nachtdunkle Blattwerk war über und über mit winzigen weißen Blüten bedeckt, die einen betäubend süßen Duft ausströmten.

Die Elbin warf ihm einen Blick zu, der sein Blut zum Kochen brachte, und schlüpfte dann mit gerafften Röcken in das dunkle, duftende Innere der Laube.

Lluis ließ einen Moment verstreichen, in dem er, wenn auch vergeblich, seinen klopfenden Puls zur Ruhe zu bringen versuchte. Er holte tief und bebend Luft und …

»Lluis«, rief jemand nicht weit entfernt seinen Namen. Lluuu-is!«

Er fluchte lautlos und wisperte: »Jemand kommt. Ich kümmere mich darum und dann eile ich zu dir.«

Ein zartes Lachen drang als Antwort aus dem Dunkeln. Lluis wandte sich ab und entfernte sich ein paar Schritte von der Laube. Dann räusperte er sich und rief: »Hier bin ich!«

Schritte knirschten auf Kies, dann schälte sich eine rotgekleidete Gestalt aus der Nacht, und eine missgelaunte Stimme sagte: »Ich wusste doch, dass ich dich habe rausschleichen sehen. Ich hab die Nase auch voll. Komm, wir verdrücken uns.«

»Phelan«, sagte Lluis, »du bist eigentlich ein netter Kerl, aber im Augenblick störst du ein wenig.«

Der Wurdelak kniff die Augen zusammen und witterte. Dann öffnete er den Mund zu einem ehrfurchtgebietend zähnestarrenden Grinsen. »Du hast da ein Mädchen versteckt. Gute Arbeit, alter Junge!« Er beugte sich vor und flüsterte: »Wer ist es denn? Hat die kleine Alwina endlich bei dir landen können?«

»Oh, bitte, Phelan!«, stöhnte Lluis. Er nahm den anderen beim Arm und zog ihn ein Stück von der Laube fort. »Los, plündere die Speisekammer, geh der Köchin auf die Nerven, betrink dich, such dir ein Liebchen, aber lass mich …«

»Wer sagt da was von Saufen und Plündern?«, erklang eine begeisterte Stimme. »Ich bin dabei. Allzeit zu jeder Schandtat bereit.« Ein übers ganze Gesicht strahlender Gustav eilte herbei und hakte sich bei Phelan unter, der ihn geradezu angewidert abschüttelte. »Gut, dass ich euch gefunden habe. Habt wohl gedacht, ihr könnt ohne mich einen draufmachen, hm? Ach übrigens, falls es euch interessieren sollte, Herr Anselm tobt!«

Lluis rollte die Augen und unterbrach den plappernden Winzling mit einem entnervten: »Halt den Mund! Und jetzt haut ab, alle beide! Ich will alleine sein!«

Gustav starrte ihn mit offenem Mund an. »Was hat er denn?«, fragte er den Wurdelak.

»Er ist beschäftigt.« Phelan machte eine zweideutige Geste, und Gustav lachte meckernd.

Lluis riss nun endgültig der Geduldsfaden. »Ab, marsch, ab ins Haus mit euch. Verzieht euch. Husch, husch!« Er packte Phelan rechts und Gustav links und zerrte sie ein Stück des Wegs hinunter. Die beiden protestierten lachend, gaben aber schließlich auf und verschwanden unter Gelächter und

anzüglichen Bemerkungen.

Lluis schnaufte und lief zur Laube zurück. »Sie sind weg«, sagte er, als er eintrat. »Endlich!«

Es kam keine Antwort, und als seine Augen sich an die Dunkelheit gewöhnt hatten, sah er, dass die Laube leer war. Nur ein Hauch von Rosenduft verriet ihm, dass jemand hier auf ihn gewartet hatte, und als er sich enttäuscht auf die Bank niedersinken ließ, ertasteten seine Finger ein zerdrücktes kleines Sträußchen. Traurig nahm er es auf, roch daran und barg es sorgsam an seinem Herzen.

Raakus, Drachenmond, im zweiten Register
nach dem Großen Regen, Jahr des Luchses

Ranvidar holte mich vor dem ersten Morgengrauen ab. Ich war schon lange wach – allmählich schien Maris' Schlaflosigkeit auf mich abzufärben – und saß mit meinem Bündel auf der kleinen Truhe am Fenster, von der aus ich den Sonnenaufgang sehen konnte. Nun gut, diesen speziellen Sonnenaufgang würde ich von einer sehr viel exponierteren Position betrachten können – hoch über dem höchsten Turm des Bardensteins, auf dem Flug zur Residenz.

»Fertig, Kleiner?«, fragte Ranvidar, die den Kopf durchs Fenster steckte. Ich nickte, hängte mir mein Bündel um und kletterte auf die Truhe, um auf ihren Rücken zu gelangen. Ich setzte mich zurecht, während sie aufstieg, und fragte: »Wo sind unsere Reisegefährten?«

»Kommen gleich«, rief die Adlerfrau, während sie an Höhe gewann. »Gurmendor und der Barde streiten sich noch darüber, wer steuern darf.«

Wir kreisten im warmen Aufwind, bis sich endlich unter uns die Silhouette eines anderen großen Adlers von dem alten Gemäuer löste. Dann war Gurmendor neben uns, und ich staunte. Ranvidar, die ich immer für ein kräftiges Exemplar ihres Volkes gehalten hatte, war neben diesem weißköpfigen Adlermann so klein und zierlich, wie ich für andere Augen neben Maris Elbenstern erscheinen musste. Er trug den Barden wie ein Kind auf seinem Rücken, und Maris hielt den Kopf hoch erhoben, sein weißes Haar flatterte im Wind. Ich sah, wie seine Hände sich in Gurmendors Federn krallten, und empfand Mitleid für ihn. Was musste es für ein Gefühl sein, aus der friedlichen Finsternis seines Turmgemachs und der staubigen Stille der Bibliothek plötzlich hineingeworfen zu sein in das Zerren und Toben der Lüfte und zu wissen, dass der sichere Erdboden so viele Manneslängen unter seinem zerbrechlichen Körper wartete.

»Hat dich keiner deiner Vögel begleitet?«, schrie ich zu ihm hinüber.

Maris wandte mir den Kopf zu. »Nein«, formten seine Lippen. »Angst.«

Ich verstand. Die riesigen Adler versetzten kleinere Vögel in Angst und Schrecken – es war Maris nicht gelungen, einen seiner Gefährten so weit zu beruhigen, dass er ihn auf seiner Reise begleitete und ihm das Licht seiner Augen schenkte.

Ich formte meine Hände zu einem Trichter und rief: »Was ist mit Gurmendors Augen?«

Der große Adler wandte den Kopf und sah mich mörderisch an. Ich schrak zurück. »Entschuldigung. Das war wohl eine dumme Frage«, sagte ich kleinlaut. Der Adler hatte mich anscheinend gehört, denn er senkte kurz den Schnabel und blickte wieder geradeaus.

»Er ist ein alter Griesgram«, hörte ich Ranvidar wispern. Auch sie schien gehörigen Respekt vor dem Riesen zu haben. »Wenn ich mir vorstelle, den ganzen Weg mit ihm fliegen zu müssen – wie öde!«

Auf dieser Reise gab es keine wilden Gesänge und keine kleinen Abstecher, um irgendwelche Bauernkarren zu durchsuchen. Wir flogen ohne Unterbrechung und größtenteils schweigend Richtung Nordwesten. Die Sonne ging irgendwo hinter meinem Rücken auf, wie ich an der Färbung des

Himmels und den morgendlich strahlenden Farben der Landschaft unter mir feststellen konnte.

Irgendwann wandte der griesgrämige Gurmendor den Kopf und rief: »Unter uns. Windseite gegen Abend.«

Ich bemerkte, dass Ranvidar suchend in die angegebene Richtung blickte. Ich folgte ihrem Blick und sah eine kleine Gruppe von Uniformierten, die eine Landstraße entlangmarschierte. Etwas war merkwürdig an den Gestalten, und ich kniff die Augen zusammen, um Einzelheiten zu erkennen.

»Orks«, sagte Ranvidar.

»Eierdiebe«, hörte ich Gurmendor knurren.

Ich beugte mich vor und fragte flüsternd: »Was meint er damit?«

Ranvidar antwortete nicht sogleich. Endlich sagte sie: »Jemand aus den Mittländern raubt unsere Horste aus. Wir haben einen Räuber mit einem gestohlenen Gelege auf dem Weg nach Raakus erwischt, aber er wollte uns nicht verraten, was er damit vorhatte.«

Der große Adlermann, der offensichtlich über das Gehör einer Fledermaus verfügte, fügte grollend hinzu: »Er ging zu früh kaputt, der kleine Tiermann.«

Ein Ork? Ich schüttelte den Kopf. Warum sollte ein Ork sich in die Totenberge wagen und dort Adlerhorste ausrauben?

Maris, der bis jetzt geschwiegen hatte, rief: »Der Markgraf hat Orks in seinen Diensten.«

Das stimmte. Jeder in den Mittländern kannte den Markgrafen und seine Sammelleidenschaft. Aber Adlereier? Ich konnte mir nicht vorstellen, dass sich Wigher – bei aller Sammelwut – mit den Riesenadlern anlegen und es sich darüber hinaus gleich noch mit dem Bardenstein verscherzen würde. Ich mochte mir nicht ausmalen, welchen Trümmerhaufen eine Gruppe verärgerter Adler aus einem Schloss machen könnte.

»Wozu braucht jemand eure Eier?«, fragte ich Ranvidar. Sie antwortete mit einem Achselzucken, das mich beinahe von ihrem Rücken katapultiert hätte und uns kräftig an Höhe verlieren ließ. »Man munkelt, Magier verwendeten sie für Zauberwerk«, sagte sie schnell und leise, bevor sie mit einigen kräftigen Flügelschlägen wieder zu Gurmendor emporstieg.

Ich dachte über ihre Worte nach. Es klang plausibel – Magier hatten wenig Skrupel, durchaus auch lebende Wesen für ihre Tränke oder Beschwörungen zu opfern. Und Markgraf Wigher hatte einen Magus in seinen Diensten.

Ich konnte ein selbstmitleidiges Seufzen nicht unterdrücken. Erst die Seelentrinker, jetzt die Eierdiebe – und Mar Ayomida stieß mich ohne genaue Instruktionen oder Informationen mitten hinein in diesen Wirrwarr. Das sah ihr wieder einmal ähnlich.

Ich sah zu Maris hinüber. Er war so verschlossen wie alle Elben, wenn es um Elbenangelegenheiten ging. Genau genommen musste ich ihm dankbar sein, dass er mir in den letzten Nächten so viel offenbart hatte, das war ein Zeichen der Freundschaft und großen Vertrauens. Ich schämte mich, denn ich hatte ihm noch nicht angemessen dafür gedankt. Das galt es dringend nachzuholen, wenn wir wieder festen Boden unter den Füßen hatten.

Als hätte er meine Gedanken gespürt, drehte er den Kopf mit dem wild flatternden Haar in meine Richtung. Die Anspannung war aus seinem Gesicht gewichen und er hielt sich nicht mehr ganz so krampfhaft fest. Ich lächelte ihm zu und schalt mich dann einen Dummkopf. »Genießt du den Flug?«,

schrie ich hinüber.

Er nickte und lächelte. »Gurm hat anfangs immer ein wenig Mühe mit mir.« Seine klangvolle Stimme überbrückte mühelos den sausenden Abgrund zwischen uns. »Aber ich weiß ja, dass er mich nicht fallen lässt.«

Der Adler stieß ein Schnauben aus. »Sei dir nicht so sicher, Barde. Wenn du mich beim nächsten Start wieder so kneifst, werfe ich dich in den nächsten Tümpel.«

»Platsch«, kommentierte Ranvidar fröhlich und nutzte die günstige Stimmung gleich für ein kurzes Liedchen deftigeren Inhalts. Als sie allerdings mit meiner schwächlichen Unterstützung zum dritten Mal den Refrain »Da holte die Marktfrau den Kürbis heraus« anstimmen wollte, unterbrach sie Gurmendor barsch: »Jetzt halt endlich den Schnabel, du krächzender Flederwisch!«

Ranvidar schnaubte beleidigt, schwieg dann aber eisern für den kurzen Rest des Fluges.

Als die Residenz vor uns zu sehen war, gewann Gurmendor mit einigen kräftigen Flügelschlägen noch einmal ein gutes Stück an Höhe. Vielleicht war er besorgt darum, in der Stadt mit unserem Erscheinen für Panik zu sorgen – obwohl das die Riesenadler in der Regel wenig kümmerte. Wahrscheinlich wollte er nur vermeiden, von irgendwelchen übereifrigen Burschen mit Armbrustbolzen oder Pfeilen beschossen zu werden. Das Schlossgelände tauchte unter uns auf, und gerade fragte ich mich noch, wie er das mit der Landung hinbekommen wollte, als er auch schon »Festhalten« rief und in einen schwindelerregenden Sturzflug überging. Gefolgt von Ranvidar, die förmlich an seinen Schwanzfedern klebte, schraubte er in einer engen Spirale abwärts. Ich muss zugeben, dass ich die Augen schloss, mich festklammerte und ein Stoßgebet zu sämtlichen mir bekannten Göttern sandte, Orrin und Himmelsfurz eingeschlossen.

Der erwartete Aufprall blieb aus, wir landeten im inneren Hof des Schlosses und ich stieg mit wackligen Beinen von Ranvidars Rücken. »Das war lustig, was, Kleiner?«, sagte sie fröhlich.

Ich schluckte die eine oder andere unpassende Bemerkung hinunter und bedankte mich für den ansonsten angenehmen Flug. Sie rief: »Bis zum nächsten Mal« und flog mit brausendem Flügelschlag davon.

Ich sah mich nach meinem Begleiter um. Maris stand mit bemerkenswert gelassener Miene neben seinem Adler und redete leise mit ihm. An den Fenstern des Schlosses tauchten neugierige Gesichter auf, es durfte also nicht mehr allzu lange dauern, bis jemand zu unserer Begrüßung geeilt kam.

Und wirklich, in dem Moment, als auch Gurmendor mit seinem Start beinahe einen kleinen Busch entlaubt hatte, knallte die Pforte des Seitenflügels auf und eine kugelrunde Gestalt eilte mit ausgestreckten Händen auf uns zu, einen Strom von Begrüßungsworten, gelegentlichen Niesern und Entschuldigungen ausstoßend.

»Herr Anselm«, sagte ich, mich an den Namen des Haushofmeisters erinnernd, »danke für den herzlichen Empfang, den du zwei müden, hungrigen und staubbedeckten Reisenden bereitest.« Na gut, dachte ich noch, falls sich während unseres Fluges wirklich Staub angesammelt haben sollte, war der durch die beiden abfliegenden Adler sicherlich in alle vier Winde zerstreut worden – aber ich erlaubte mir ein wenig dichterische Freiheit.

»Vergib mir meine Nachlässigkeit, Herr Kasti…, Herr Kasjan … verehrter Bruder Schreiber«, beeilte sich der Haushofmeister zu sagen. »Edler Barde. Ich lasse euch sofort in eure Gemächer

führen.« Ein dezenter, aber durchaus neugieriger Blick galt der hochgewachsenen Gestalt an meiner Seite. Maris Elbenstern stand still neben mir, die Hand auf meiner Schulter, und nickte nur, als der Haushofmeister ihn begrüßte. Anscheinend hatte der Flug ihn doch mehr erschöpft als mich.

»Bitte folgt mir.« Herr Anselm eilte davon, nicht ohne vorher einem Diener ein Zeichen gegeben zu haben, er solle unser Gepäck tragen. Ich lehnte höflich, aber bestimmt ab, also griff der Mann nur nach Maris' Reisesack und folgte uns ins Haus.

Wir hatten kaum die Schwelle überschritten, als hinter uns jemand laut unsere Namen rief. Es war Garness, der mit einem breiten Grinsen im Gesicht auf uns zukam. »Maris, was für eine seltene Ehre«, begrüßte er den Elbenbarden und wandte sich dann nicht minder herzlich an mich, obwohl wir uns kaum kannten: »Bruder Schreiber, wie schön, dass wir uns wieder einmal treffen. Was treibt euch beide hierher?« Er nahm ohne weitere Umstände Maris beim Arm und ging plaudernd und lachend an seiner Seite, was mir erlaubte, mein Bündel über die andere Schulter zu werfen und mich umzusehen. Dies war beileibe nicht mein erster Besuch im Schloss des Markgrafen, aber ich hatte bei meinen vorherigen Aufenthalten nur einen Teil des weitläufigen und recht verwinkelten Anwesens kennengelernt.

»Und was hat dich nun aus deiner Klausur getrieben und hierher verschlagen?«, hörte ich Garness fragen. Maris' Antwort erfolgte zu gedämpft, als dass ich sie hätte verstehen können, aber Garness war offenbar nicht damit zufrieden. »Immer noch der alte Geheimniskrämer? Bitte, dann setze ich eben deinen Begleiter unter Alkohol und hole alles aus ihm heraus!«

Ich hörte Maris lachen und schmunzelte. Das war es, was ich an Garness am meisten schätzte, er war einer der wenigen, die es schafften, Maris Elbenstern zum Lachen zu bringen – und ich rechnete es ihm hoch an, dass er in seinem Bemühen niemals nachgab. Es war bedauerlich, dass Garness dem Bardenstein fernblieb – obwohl es verständlich war. Den amtierenden Meistersänger und ihn verband eine heftige Feindschaft.

»Hier entlang, bitte, meine Herren«, hörte ich den Haushofmeister rufen. Wir hatten im Gespräch einen abzweigenden Gang verpasst, aus dem uns nun Herr Anselm mit besorgter Miene entgegenkam. Sein Gesicht hellte sich auf, als er die beiden Barden erblickte. »Ach, Garness, das ist schön! Wärest du so freundlich, unsere beiden Gäste zum Gartenzimmer im grünen Korridor zu führen?« Er wandte sich an uns: »Sie müssen verzeihen, aber ich bin derzeit mit Arbeit überhäuft. Die Verlobungsfeier der Prinzessin, Sie verstehen. Deshalb kann ich Sie auch nur im Gartenzimmer unterbringen, unsere übrigen Gästegemächer sind allesamt belegt.« Er machte eine kleine, verlegene Verbeugung. »Das Gartenzimmer ist zwar nicht groß, aber dafür sehr hübsch, und es hat den schönsten Blick von allen Zimmern. Morgensonne«, fügte er hinzu, was mich zum Lächeln brachte. Anscheinend hatte er sich meine Vorliebe für Sonnenaufgänge gemerkt. Bemerkenswert. Ich musste mich mit ihm einmal eingehender unterhalten und sehen, was er sonst noch an Informationen und Geschichten in seinem kugelrunden Kopf verwahrte.

Wir dankten dem Haushofmeister, der deutlich erleichtert davoneilte.

»Verlobung?«, fragte Maris, dessen Lebensgeister sich langsam von den Strapazen des Fluges zu erholen schienen.

Der Hofbarde nickte mit seltsam gequältem Ausdruck. »Die jüngste Prinzessin, Vanandel«,

erläuterte er. »Ihr Vater hat endlich einen Bräutigam gefunden, der seinen Beifall findet.«

Ehe einer von uns sich dazu äußern konnte, öffnete Garness die Tür zu einem hellen, großzügigen Zimmer, das wie versprochen auf den Schlossgarten blickte. Ich eilte mit einem Ausruf des Entzückens zu einem der bodentiefen Fenster, vor dem eine nicht gerade kleine Terrasse lockte. Das war das bescheidene Quartier, für das der Haushofmeister sich so wortreich entschuldigt hatte? Ich öffnete die Terrassentür und vergaß über dem wunderbaren Ausblick auf alte Bäume und sorgfältig gestutzte Hecken eine Zeit lang alles um mich herum.

»Und die Prinzessin?«, hörte ich Maris fragen. »Findet der Bräutigam auch ihre Zustimmung?« Seine Stimme klang missbilligend.

»Sie hat sich mir gegenüber dazu nicht geäußert«, erwiderte Garness seltsam steif. Ich löste meine Aufmerksamkeit von der grünenden und blühenden Pracht und sah ihn an. Was auch immer dahinterstecken mochte, Garness hatte ein schlechtes Gewissen.

Das musste auch Maris bemerkt haben. Er tastete umher, bis er einen Sessel gefunden hatte, in dem er sich niederließ. »Also erzähl«, sagte er. »Was ist zwischen dir und ihr?«

Ich musste mich bremsen, nicht zu prusten. Was sollte sein zwischen einer Prinzessin und dem Barden ihres Vaters? Natürlich nichts.

Garness seufzte und hockte sich auf eine Truhe vor dem Bett. »Sie war ein bisschen in mich verliebt, glaube ich.«

Das arme Mädchen.

»Aber wahrscheinlich hat sie bloß gehofft, dass ich ihr helfe, von hier wegzukommen«, fuhr er fort. Es klang sehr nach dem Versuch, sich gegen Vorwürfe zu verteidigen, die keiner von uns gegen ihn erhoben hatte.

»Sie ist unglücklich«, stellte Maris fest. Garness nickte.

»Sie ist recht frei aufgewachsen«, sagte er. »Ihre Mutter starb nicht lange nach ihrer Geburt, und danach ist sie einer Reihe von Kindermädchen und Gouvernanten auf der Nase herumgetanzt.« Er lächelte, in Erinnerungen versunken. »Dann habe ich mich um sie gekümmert. Ich bin ihr Hauslehrer – beziehungsweise, ich war es. Wir haben uns entzweit.« Wieder dieser schuldbewusste Tonfall. Ich grinste, weil ich mir vorstellen konnte, was da geschehen war. Garness war ein Herzensbrecher, aber zu seiner Entschuldigung musste man anführen, dass er es ganz und gar nicht darauf anlegte, Frauen für sich einzunehmen. Ganz im Gegenteil – aber sein distanziertes Verhalten heizte ihr Interesse in der Regel noch an, statt es abzukühlen.

»Jetzt erzählt schon – was treibt euch her? Doch bestimmt nicht die Aussicht auf eine Verlobungsfeier«, fragte er betont munter.

Maris schüttelte den Kopf. »Ich begleite nur unseren Freund hier, damit er seine Arbeit fortführen kann«, sagte er.

Garness warf erst ihm, dann mir einen verwunderten Blick zu.

»Die Obere Kapellarin hat geruht, mich hierher zu schicken«, sagte ich. »Sie hat allerdings *nicht* geruht, mir mitzuteilen, was ich hier soll.« Und lachend fügte ich hinzu: »Vielleicht hat sie uns ja auch nur eine schöne Feier gegönnt.«

Jetzt lachte auch der Hofbarde und stand auf. »Ich lasse euch erst einmal ausruhen, ihr seht

erschöpft aus.« Sein besorgter Blick ruhte für einen längeren Moment auf Maris, der wirklich noch blasser als gewöhnlich war und matt in seinem Sessel lehnte. »Darf ich heute Abend wiederkommen und euch ein wenig Gesellschaft leisten?«

»Du bist immer willkommen«, erwiderte Maris. »Bring einen Apfel mit.«

Dann waren wir allein. Ich wanderte durch das Zimmer, das noch einen kleinen Nebenraum mit einem kleinen Bett besaß, das ganz offensichtlich für ein Menschenkind gedacht war. Es war ganz und gar nach meinem Geschmack, und ich dachte voller Hochachtung an den vielbeschäftigten Haushofmeister, der so besorgt um das Wohl der Gäste seines Herrn war.

Ich legte meine Sachen auf die Truhe neben dem Bett und kehrte zurück in das große Zimmer, in dem Maris noch immer regungslos in seinem Sessel lehnte.

»Möchtest du ein wenig schlafen?«, fragte ich.

Er schüttelte schwach den Kopf. »Lass mich hier ein wenig ausruhen, Freund Tijan. Ich muss mich erst mit dem Gedanken anfreunden, so weit fort von meinen Büchern und meinem Turm zu weilen.« Er runzelte ein wenig die Stirn. »Könntest du das Fenster ganz öffnen?«, bat er.

Ich schob die großen Flügeltüren auf. Eine milde Brise trug Gartendüfte und das Zwitschern kleiner Vögel ins Zimmer. Sein Gesicht entspannte sich. »Das ist schön«, sagte er. »Geh ruhig und kümmere dich um dein eigenes Wohl. Ich danke dir.«

So müde ich gerade noch gewesen war, so voller Unruhe war ich jetzt mit einem Mal. »Wind im Kopf und zappelige Füße« pflegte Mar Ayomida das zu nennen. Ich schüttete ein wenig Wasser aus dem Krug in die Waschschüssel, schaufelte mir eine Handvoll ins Gesicht und lief zur Tür hinaus. Dem Markgraf konnten wir erst heute Abend unsere Aufwartung machen, wie Herr Anselm uns mitgeteilt hatte. Das war mir nur recht – so hatte ich Zeit, mich ein wenig umzutun.

Die Vorbereitungen für die Verlobungsfeier sorgten wirklich für einige Bewegung im sonst so ruhigen Schloss. Ich erinnerte mich an meinen letzten Aufenthalt, bei dem Markgraf Wigher mir so nachdrücklich zu verstehen gegeben hatte, dass er mich als lohnenswertes Objekt für seine Sammlung betrachtete. Damals war ich auch einmal alleine im Schloss herumgewandert und einen geschlagenen Nachmittag lang so gut wie keiner Menschenseele begegnet – und diejenigen, die ich getroffen hatte, waren mit einer Gemütsruhe bei der Arbeit gewesen, dass ich einen leisen Anflug von Neid verspürt hatte.

Heute aber fand ich an allen Ecken und Kanten emsiges Treiben vor. Silberne Leuchter wurden poliert, dass der Schweiß in Strömen von roten Dienstmädchenstirnen troff, Scheuerfrauen lagen auf den Knien, schoben riesige, schwappende Eimer vor sich her und schrubbten mit großen Wurzelbürsten den makellosen Steinboden, Wandteppiche wurden abgebürstet oder in langen Rollen in den Hof getragen, um dort ausgeschlagen zu werden, und in jedem Winkel roch es nach Bohnerwachs, Politur und Seife.

Ich rettete mich schließlich in den Schlossgarten und schlenderte die gewundenen Wege entlang. Feiner Kies knirschte unter meinen Füßen und die Hecken dufteten betäubend. Im Zentrum des Gartens stieß ich auf ein kleines Labyrinth und stürzte mich begeistert hinein, kreiselte eine Weile dort herum, bis ich das Zentrum erreicht hatte, und setzte mich dort zufrieden auf eine Steinbank. Über mir leuchtete blau der wolkengetüpfelte Himmel, und es war still und friedlich.

Wahrscheinlich war ich ein bisschen eingenickt, denn als ich mich das nächste Mal umsah, saß jemand mir gegenüber auf der zweiten Bank. Es war ein junger Mann in roter Livree, einer der Leibdiener des Markgrafen. Er hatte die Augen geschlossen und ließ sein Gesicht von der Sonne bescheinen. Ich musterte ihn neugierig. Was mochte er Besonderes an sich haben, dass der Markgraf ihn in eine rote Livree stecken ließ? Er sah ganz gewöhnlich aus – muskulös, mit dichten dunklen Locken, einer kräftigen Nase und Bartschatten auf den frischen Wangen.

Er musste meinen Blick gespürt haben, denn er schlug die Augen auf und sah mich an. Sie waren von einem dunklen Grau mit langen Wimpern, um die ihn jedes Mädchen beneidet hätte, und sein Blick war freundlich und offen. Ich lächelte ihn an, und der junge Mann erwiderte das Lächeln.

»Es ist schön hier«, sagte er. »Es ist, als gäbe es die Stadt nicht.«

Ich nickte – anscheinend war auch er kein Raakusier. Die fühlten sich ohne den Gestank und das Gedränge ihrer engen Gassen nicht wohl, aber der junge Diener machte den Eindruck, als hätte er diesen Platz gesucht und gefunden.

»Ich bin unhöflich«, sagte er und verbeugte sich kurz im Sitzen. »Lluigolf aus Weidenheim, Rialinns Sohn.«

Ich erwiderte die Verbeugung. »Kastarlaijitijankorem, Frar Scriptor des Ordens vom Großen Buch. Zu deinen Diensten, Lluigolf aus Weidenheim, Rialinns Sohn.«

Seine Augen weiteten sich kurz, als er meinen Namen hörte. Dann grinste er und sagte: »Ich bin sehr erfreut, Frar Scriptor mit dem unaussprechlichen Namen. Meine Freunde nennen mich Lluis, und es wäre mir ein außerordentliches Vergnügen, dich zu meinen Freunden zählen zu dürfen.«

Ich grinste zurück. »Wohl gesprochen, fürwahr! Tijan der Schreiber – für meine Freunde.« Er beugte sich vor, und wir schüttelten uns feierlich die Hände. Seine Hand war warm, der Händedruck kräftig, und als ich aus der Nähe in seine Augen sah, durchzuckte mich eine Ahnung. Dieser Junge musste ein ordentliches Stück älter sein, als es auf den ersten Blick den Anschein hatte.

»Was machst du hier?«, fragte er mich. »Bist du ein Verlobungsgast oder ein neues Stück für die Sammlung?« Er lächelte ein wenig säuerlich. Keine der Varianten schien ihn sonderlich zu erfreuen.

Ich breitete in gespieltem Entsetzen die Hände aus. »Weder noch … hoffe ich zumindest. Ich wurde von meinem Orden hergeschickt, um in der Bibliothek des Markgrafen zu arbeiten.« Das war zwar nur eine Behauptung meinerseits, aber das musste ich ihm ja nicht auf die Nase binden.

Er nickte. »Dann pass gut auf. Der Herr des Hauses lässt dir schneller eine Livree schneidern, als du rennen kannst.« Doch, das klang wütend. Anscheinend war der junge Mann nicht allzu glücklich über seine Anstellung.

»Ich kenne Wigher und seine Obsessionen, trotzdem danke«, erwiderte ich leichthin. Jetzt war ich an der Reihe. »Was bringt dich in diese Livree?«

Er biss die Zähne zusammen. Einen Moment lang dachte ich, er würde eine Lügengeschichte erzählen, dann erlosch der Grimm in seinen Augen, und er strich resigniert die Locken hinter eins seiner spitzen Ohren. Ich unterdrückte einen erstaunten Pfiff. Elben-Mischlinge waren ein seltener Anblick in den Mittländern, und ich konnte mir vorstellen, dass er es bisher mit seiner Herkunft nicht allzu leicht gehabt hatte.

»Dein Vater gehört zum Schönen Volk?«, fragte ich. Er nickte verbissen. Aha, da saß der Übeltäter.

Deshalb hatte Lluigolf sich wohl auch mit seinem Mutternamen vorgestellt.

»Ich kenne andere wie dich«, sagte ich. Warum? Um ihn zu trösten? Ich wusste es nicht.

Seine Augen funkelten, aber ich wusste ihren Ausdruck nicht recht zu deuten. »So?«, sagte er scheinbar uninteressiert. »Das ist ja nett.«

Ich ließ es dabei, das Thema machte ihm offensichtlich nicht allzu viel Freude. »Die Verlobung sorgt für einen ganz schönen Wirbel hier im Schloss«, wechselte ich das Thema ins, wie ich meinte, Unverfängliche. Aber auch hier schien ich einen wunden Punkt getroffen zu haben, denn er saß schon wieder ganz steif und aufrecht da und blickte unbehaglich drein.

»Hm – ja«, erwiderte er einsilbig und machte Anstalten, sich zu erheben. Allem Anschein nach hatte ich mir hier keinen neuen Freund geschaffen.

»Entschuldige, wenn ich unwissentlich von einem Fettnapf in den nächsten gesprungen sein sollte«, sagte ich schnell. »Komm, setz dich wieder hin und wähle diesmal du das Thema.«

Es dauerte einen Moment, dann entspannten sich seine Züge und er lächelte. »Du musst mich für eine schreckliche Mimose halten«, sagte er. »Aber du hast recht, die Verlobung der Prinzessin ist kein angenehmer Gesprächsstoff für mich.«

Ich musterte ihn mit frisch erwachter Neugier. Sollte dieser junge Diener sich womöglich Hoffnungen auf die Prinzessin gemacht haben? Das war doch kaum möglich.

Er sah meinen Blick und errötete leicht. »Nicht, was du denkst. Wir sind befreundet, Ha… Vanandel und ich.«

Befreundet. Steckte in einer roten Livree und war *befreundet* mit der Prinzessin. Ein ganz klein wenig größenwahnsinnig, der kleine Halbelbe.

Wieder schien er meinen Blick deuten zu können, denn die gesunde Gesichtsfarbe vertiefte sich weiter. »Das klingt unwahrscheinlich, ich weiß. Aber es ist einfach nur eine lange Geschichte«, sagte er mit einem kleinen Lachen – und an dem Punkt glaubte ich ihm mit einem Mal.

»Ich entnehme deinen Worten, dass die Prinzessin nicht allzu glücklich über ihre Verlobung ist?«, fragte ich. Wenn ich überhaupt einen Fehler habe – oder ihn zugebe –, dann ist es wohl die Neugier.

Er nickte und starrte seine Finger an.

»Armes Ding«, sagte ich und meinte es auch. Niemand von meinem Volk käme auf die absurde Idee, Ehen zu arrangieren, um damit den Eltern des Paars einen Vorteil zu verschaffen. Das war typisch für Menschen – und, wie ich zugeben muss, manche vom Schönen Volk. Bei den Elben ging es in der Regel dabei nicht um materielle Dinge, sondern um die Verfestigung von Positionen, den Ausbau von Einfluss oder darum, Ansehen zu gewinnen. Na gut, es ist wohl doch genau wie bei den Menschen.

»Kennst du den Herrn von Wasserberg und seine Tochter?«, fragte er unvermittelt. Ich runzelte die Stirn. Wasserberg. Das sagte mir etwas, aber ich wusste nicht sofort, wo ich es einzusortieren hatte.

»Uldis von Wasserberg«, half er mir auf die Sprünge. »Ein Elbenfürst.«

Ah. Der Wasserberg. Ein Unikum, eine Legende, den Elben vom Wandernden Hain ein ständiger Stein des Anstoßes. Ein Elbenfürst – denn er war einer der Goldenen, wenn auch die Fünf Häuser ihn sich gegenseitig zuschoben wie den faulen Buben beim Jägerspiel –, der sich aus nicht nachvollziehbaren Gründen von seinem Volk losgesagt und den Menschen angeschlossen hatte.

Genauer gesagt, dem Markgrafen Wigher. Und seine Tochter war dem Vernehmen nach selbst unter Elben eine besondere Schönheit – ein Gerücht, das ich weder bestätigen noch widerlegen konnte, denn ich hatte noch nicht das Vergnügen gehabt, sie einmal getroffen zu haben. Den Herrn von Wasserberg kannte ich allerdings persönlich. Bei meinem letzten kurzen Aufenthalt im Schloss Raakus war er während einer Audienz zugegen gewesen. Er hatte im Hintergrund an einem kleinen Spieltisch gesessen und müßig wunderschön geschnitzte und vergoldete Figuren eines kostbaren Ritterspiels über die Intarsien des Tisches geschoben, während seine hellen Augen mich fixierten. Er war mir nicht sympathisch gewesen – aber das musste nichts bedeuten. Solange ich mit ihm nicht ein paar Worte gewechselt hatte, mochte ich mir kein Urteil anmaßen.

Der junge Halbelbe schien bemüht, meine Gedanken zu lesen. Seine Augen brannten förmlich vor Neugier. Ich konnte mir nicht vorstellen, warum der Wasserbergsche ihn derart interessierte, es sei denn …

»Er hat eine schöne Tochter, habe ich gehört«, sagte ich so gleichgültig, wie es mir möglich war.

Der Schuss ins Blaue saß. Seine Haltung straffte sich wieder, und das Gesicht nahm einen lebhaften Ausdruck an. »Sie ist wunderschön«, sagte er. »Von anmutiger Gestalt wie ein zartes Reh oder eine biegsame Birke, und ihr Haar ist so golden wie der Sonnenschein. Sie hat ein Paar Augen, das den Sommerhimmel neben sich verblassen lässt, eine Haut wie Sahne und einen Mund …«

»… rosig wie eine Knospe, betaut mit den Perlen des frühen Morgens«, ergänzte ich frech.

Er zog den Kopf ein – und dann lächelte er ein wenig selbstironisch, was ich sehr bemerkenswert fand für einen verliebten Jüngling.

»Ich gehe allen damit auf die Nerven«, sagte er freimütig. »Vanandel sagt, sie schreit, wenn ich noch einmal ihren Namen sage. Und sogar Trurre verzieht …«

»Trurre? Trurre Silberzunge?« Nein, der Zufall wäre wahrlich zu groß, es musste ein anderer sein.

Er sah mich verdutzt an. »Ja, genau der. Du kennst ihn?«

Ich war ungefähr so verblüfft, wie er aussah. »Aber was macht er hier? Er sollte in der Kronburg sein. Er kann doch nicht einfach so durch die Welt gondeln.«

»Er ist der Lehrling des Magisters«, erklärte Lluigolf.

»Lehrling.« Einen Moment lang dachte ich, wir sprächen doch über jemand anderen. »Trurre Silberzunge. Brauner Bart, guter Appetit – na gut, das trifft auf so ziemlich jeden Zwerg zu, den ich kenne – redet wie ein Buch«, ich schüttelte den Kopf. »Feruns Vetter Trurre?«

»Ich kenne seine Familie nicht«, sagte er.

Natürlich nicht. Der jüngere Prinz der Kronberge reiste sicherlich nicht mit großem Gepränge durch die Lande. Außerdem – war da nicht etwas gewesen, was ihn bei seiner Familie hatte in Ungnade fallen lassen? Ferun, die ja ebenfalls nicht sonderlich gelitten bei ihrer Sippe war, hatte doch einmal so etwas erwähnt … Ich bemerkte, dass Lluigolf mich fragend anblickte und schüttelte wieder den Kopf. »Verzeih mir. In meinem alten Schädel geht es manchmal etwas drunter und drüber. Ferun Federkiel gehört ebenfalls meinem Orden an, und ich bin ihrem Vetter vor etlichen Umläufen kurz einmal begegnet, als wir die Archive der Kronburg besucht haben.«

Er nickte nicht besonders interessiert. In seinem geistesabwesenden Blick konnte ich den Namen seiner Angebeteten lesen. Chaantrea. Ich entschied, ihn mit seinen Gedanken alleine zu lassen, und

kehrte ins Haus zurück.

Zwei Tage vor der Verlobungsfeier gelang es Magister Davydd endlich, das Imago wieder funktionstüchtig zu bekommen. Eine Woche der Bälle, festlichen Diners und Teegesellschaften lag hinter Vanandel; eine Woche, in der sie die Gegenwart ihres Zukünftigen so oft und lange hatte genießen dürfen, dass sie das Gefühl hatte, schreien zu müssen, wenn sie sein tumbes Geschwätz noch einen einzigen Tag länger ertragen musste.

Sie saß hoch oben im alten Apfelbaum und kaute an einem Nagel, den sie sich beim Hochklettern eingerissen hatte. Ihre Gouvernante gab ein langgezogenes Stöhnen von sich und ein geisterhaftes: »Das tuuut man doch niiiiicht.« Vanandel ignorierte den Einwurf und zog mit den Zähnen noch ein Stück von ihrem Daumennagel ab, ehe sie ihn an der rauen Rinde glättete. Dabei ging sie den saftigeren Teil ihres Repertoires an Orkflüchen durch. Morgen war der Tag, an dem sie dem Langländer vorgeführt wurde wie eine geschmückte Preiskuh. Er würde sie abschätzig vom Kopf bis zu den Füßen mustern, für gerade noch gut genug für seinen dämlichen Jüngsten befinden, und die Verlobung konnte ihren Lauf nehmen.

Ergrimmt spuckte sie ein Stück Nagel aus. Sie würde gute Miene zu dem albernen Spiel machen, es blieb ihr ja nicht viel anderes übrig. Und dann würde sie mit Lluis hinunter in den Schweinekoben gehen und mit Vibol beraten, was zu tun war. Sie hatte beschlossen, ihm von einer arrangierten Heirat zu erzählen und dass ihr Vater ein angesehener Kaufmann in der Oberstadt sei. Das sollte genügen, um ihm ihre Geheimnistuerei zu erklären, zumindest hoffte sie das. Das Treffen mit der Kröte beunruhigte sie ein wenig. Sie verlangte möglicherweise zu viel von ihm. Aber sie würde ihm anbieten, egal, wohin er sie schickte, weiter für ihn zu arbeiten. Als sein verlängerter Arm, seine Spionin oder was immer er für nützlich erachtete.

Seufzend sah sie zum Himmel auf. Der Magister hatte sie in seine Werkstatt gebeten, und er hatte angedeutet, dass ihr gemeinsames Problem einer Lösung nahe sei. Sie hatte zwar die Hoffnung schon fast aufgegeben und außerdem würde das Imago sie gerade bei der morgigen Zeremonie kaum ersetzen können – aber in den Tagen danach würde sie es genießen, ein wenig Urlaub von ihrem Verlobten nehmen zu dürfen.

Vanandel kletterte geschickt von dem Baum hinunter und sprang von dem ausladenden untersten Ast ins weiche Gras. Sie ließ ihre hochgebundenen Röcke hinunter und sah sich um, ob jemand sie beobachtet hatte. Irgendwo hinter den Buchsbaumhecken hörte sie einen der Gärtner schimpfen, aber es war niemand zu sehen.

Sie lief über die gewundenen Wege zum Haus und nahm die Abkürzung durch die Vorratskeller und Wäscheräume. Dann klopfte sie an die Tür des Magisters.

Magister Davydd war nicht allein. Der kleine Frar Scriptor war bei ihm und studierte ein Buch, das beinahe größer war als er selbst. Vanandel sagte enttäuscht: »Ich komme wohl besser später noch einmal wieder.«

»Nein, nein, bleib«, erwiderte der alte Magus und schob ihr einen leidlich sauberen Stuhl hin.

Vanandel trat unschlüssig von einem Fuß auf den anderen.

»Wenn Sie etwas Vertrauliches zu besprechen haben, werde ich mich empfehlen«, sagte der Schreiber und machte Anstalten, sich zu erheben.

»Bleib sitzen, Tijan«, befahl der Magus energisch. »Die Prinzessin bekommt jetzt erst einmal einen Tee, vorausgesetzt, mein saumseliger Gehilfe schafft es heute noch, einen zu kochen …« Er erhob mit den letzten Worten seine Stimme, und aus dem Nebenraum erklang lautes Scheppern.

»Ich helfe ihm«, erbot sich der Mönch und sprang auf.

Vanandel wartete, bis er aus der Tür war, und beugte sich dann vor: »Was ist mit dem Imago?«

Davydd nickte ihr beruhigend zu. »Alles wieder im Lot«, sagte er. »Besser als vorher, du wirst sehen. Das Warten hat sich gelohnt.«

Trurre kam mit einem Tablett in den Händen herein, gefolgt von dem Frar Scriptor, der einen Teller mit Plätzchen trug. Beide waren in ein Gespräch vertieft, von dem Vanandel noch den Schluss mitbekam: »… wenn du sie siehst, frag sie nach unserem Rudelführer. Sie schreibt ihm Briefe …« Trurre verstummte und stellte Tassen und eine Teekanne auf den Tisch. Er schenkte ein und reichte Vanandel die erste Tasse.

Vanandel fiel der Brief in Zwergenrunen ein, den Groszbarrt ihr gegeben hatte. »Du kennst die Zwergin, die …« Sie erinnerte sich, dass sie Groszbarrt versprochen hatte, nicht über den Brief zu reden, und biss sich auf die Lippe. Aber der Magister rührte geistesabwesend in seiner Teetasse und brütete über einem Folianten.

Der Frar Scriptor warf Trurre einen Blick zu. Der Zwerg zuckte mit den Achseln und knurrte: »Bitte. Es ist kein Geheimnis.«

»Ferun Federkiel«, sagte der kleine Mann. »Sie ist eine meiner Mitschwestern. Eine gute Freundin«, setzte er hinzu. »Daher kennen wir uns auch.« Er nickte zu Trurre hinüber.

»Ihr kennt euch?«

»Tijan hat Ferun einmal zur Kronburg begleitet«, sagte Trurre kurz. Er wirkte ungewöhnlich mürrisch und war offensichtlich nicht erpicht darauf, sich über Ferun und sein Verhältnis zu ihr auszulassen.

Vanandel verstaute die Informationen in einem Winkel ihres Gedächtnisses – man wusste ja nie, wozu man etwas brauchen konnte. Trurre stammte also von der Kronburg – das war der Sitz des Zwergenkönigs Groffin Steinbrecher – und er hatte eine Cousine namens Ferun, die dem Orden der Schreiber angehörte. Und der kleine Frar Scriptor kannte Trurre und seine Familie, was bedeutete, dass sie möglicherweise das eine oder andere von ihm erfahren konnte. Vanandel ertappte sich dabei, dass sie den Bruder – Tijan – freundlicher als sonst anlächelte.

Der Schreiber legte den Kopf schief und lächelte zurück. Er war ein hübscher Kerl, mit dunkelblonden Locken, die er in einen Pferdeschwanz gebunden trug, und samtbraunen Augen, einem energischen Gesicht und tintenfleckigen Fingern. Unter der verschossenen dunklen Kutte schien sich nicht der weichliche Körper eines Stubenhockers, sondern ein durchaus kräftiger und muskulöser Leib zu verbergen. Er hätte das Bild eines ansehnlichen Mannes abgegeben, wäre er nicht so klein wie ein Kind von acht Umläufen.

»Erzähl mir von deinem Orden«, sagte sie, um ihn nicht nur stumm anzulächeln.

Der Schreiber legte sorgfältig seinen Löffel nieder, mit dem er Honig in seinen Tee gelöffelt hatte, und lehnte die Fingerspitzen aneinander.

»Oh, oh«, machte Trurre. »Jetzt kommt ein Vortrag.«

»Der Orden vom Großen Buch«, sagte Tijan, ohne sich beirren zu lassen. Seine Stimme klang feierlich und getragen. »Mein Orden ist so alt wie die Berge und der Wind. Das Große Buch verzeichnet alles, was ist, war und sein wird – und vieles von dem, was niemals war und nicht mehr kommen wird. Die Schreiber schreiben die Worte auf, die die Welt zu ihnen spricht. Alles, was lebt, ist nur ein kleiner Teil einer großen Geschichte, ein kurzer Absatz im Großen Buch.« Er holte tief Luft, als wolle er weitersprechen, aber man sah am Funkeln seiner Augen, dass er auf einen Einwurf des Zwerges wartete, der auch prompt kam.

»Tijan, mein Guter, ich bitte dich, erspare uns die komplette Litanei!«, rief Trurre plötzlich wieder lachend. »Es ist so ein schöner Tag, und wir haben alle noch viel zu tun.«

Der Schreiber lächelte mit Fältchen um seine Augen, und Vanandel nahm sich vor, ihn in einer ruhigen Stunde einmal richtig zu seinem Orden zu befragen.

Magister Davydd schlug mit einem lauten Knall sein Buch zu und sah missvergnügt in die Runde. »Was ist denn das hier für ein Lärm?«, fragte er und sandte einen strafenden Blick zu seinem Famulus.

»Magister, können wir uns jetzt vielleicht unterhalten?«, fragte Vanandel ungeduldig.

Der alte Magus nahm verlegen seinen Zwicker ab und begann ihn zu polieren. »Jederzeit, jederzeit, Prinzessin«, murmelte er. »Wir können nach nebenan gehen, damit der Bruder Schreiber ungestört seine Arbeit tun kann.«

Vanandel blickte ihn verblüfft an. Das war das erste Mal, dass sie Magister Davydd auf irgendjemanden Rücksicht nehmen sah. Und der kleine Schreibermönch nickte nur, als sei das ganz selbstverständlich und murmelte: »Danke. Könnte ich noch eine Tasse Tee haben?«

Also ging sie mit dem Magus hinüber in sein kleines Arbeitszimmer, wo sie sich etwas unbehaglich in den angebotenen Lehnstuhl setzte, während der Magister zwischen seinem schmalen Bett und dem übervollen Schreibtisch hin- und herging.

»Was ist nun mit meinem Imago?«, fragte Vanandel ungeduldig.

Der Magister blieb stehen und hielt ihr den silbernen Ring hin. Sie sah ihn fragend an, und er nickte.

»Ogami lednanav«, sagte sie und hauchte über den Ring. Einen Moment lang geschah gar nichts, und sie öffnete die Augen und sah sich enttäuscht um. Sie wollte sich gerade bei dem Magister beschweren, da legte er den Finger auf die Lippen und nickte beschwichtigend.

Vor ihr trübte sich die Luft, als hätte sich eine beschlagene Glasscheibe oder eine Nebelwand zwischen sie und den Magister geschoben. Ein Umriss erschien, flach zuerst und ohne feste Form. Er wurde größer und zunehmend deutlicher. Ein Arm streckte sich ihr entgegen, grau und platt zuerst, dann an Dicke umd Festigkeit gewinnend und sich zuletzt mit Farbe bedeckend; eine Schulter und eine Locke dunklen Haars. Vanandel fühlte, wie ihr übel wurde, und schloss schnell die Augen. »Diesmal dauert es aber länger«, beklagte sie sich.

»Immerhin muss das Imago einiges mehr leisten als vorher«, erklärte der Magus leicht beleidigt.

»Du kannst deine Augen jetzt übrigens öffnen.«

Sie musterte kritisch ihr Ebenbild. »Dreh dich«, befahl sie, und das Imago gehorchte. »Setz dich hin. Steh wieder auf. Lächle. Geh zur Tür.« Sie nickte befriedigt. »Sehr gut, Magister. Das sieht sehr gut aus.« Ihre Augen blitzten mutwillig. »Imago, geh hinüber, setz dich an den Tisch, warte, bis jemand etwas sagt, lächle und komm wieder her.«

»Nein, warte«, sagte der Magister, aber das Imago war schon durch die Tür geschritten. »Das war unvorsichtig von dir«, tadelte er. »Mein Famulus könnte etwas bemerken. Und was den Bruder Schreiber angeht …«

»Ich muss es schließlich irgendwo ausprobieren«, sagte Vanandel praktisch. »Dein Famulus hat den Mund zu halten, und der Bruder Schreiber ist irgendwann wieder fort.«

»Auch wieder wahr«, murmelte der Magister und biss vor Nervosität in einen altbackenen Teekuchen, der auf seinem Bett gelegen hatte.

Die Tür klappte, und das Imago trat still ein. »Sehr gut«, sagte Vanandel atemlos. Sie umfasste das Handgelenk des Ebenbildes und ließ sich zeigen, was es nebenan gesehen hatte. Dann schüttelte sie kurz die Hand, als müsse sie etwas davonschleudern, riss den Ring von ihrem Daumen und das Imago verschwand.

»Ganz ordentlich«, sagte sie zum Magister. »Ich habe sehr viel genauere Eindrücke erhalten als früher. Und auch etwas gehört – ich konnte es bloß nicht verstehen. Trurre hat etwas zu dem Imago gesagt, aber es klang wie das Quietschen einer Maus.«

Der Magister knurrte unzufrieden. »Ich habe die Wiedergabe noch nicht so genau justieren können. Sie läuft entweder zu schnell oder zu langsam ab – es quietscht oder es brummt. Aber das müsste ich auch noch hinbekommen, wenn du mir ein wenig Zeit lässt.«

Vanandel nickte, nicht ganz zufrieden. »Die nächsten beiden Tage muss ich ohnehin selbst durchstehen«, sagte sie. »Aber danach brauche ich das Imago für wenigstens einen Tag. Ich bin dir sehr dankbar für deine Mühe, Magister Davydd. Du bist wirklich ein Meister deiner Kunst.«

Er nickte nur, fühlte sich aber offenbar geschmeichelt durch ihre Worte und öffnete ihr höflich die Tür zur Werkstatt.

Der Frar Scriptor saß immer noch über sein Buch gebeugt, die Tasse neben ihm war leer. Trurre stand am Spülstein und schrubbte irgendwelche Gerätschaften unter lautem Gespritze sauber. Er drehte sich um und wischte sich die Hände trocken. »Warum bist du so schnell wieder hinausgerannt?«, fragte er verstimmt. »Ich habe doch nichts Falsches gesagt, oder?«

Vanandel lächelte ihn so herzlich an, wie es ihr nur gelingen wollte. »Aber nein. Mir ist nur plötzlich noch etwas eingefallen, was ich Magister Davydd sagen wollte, und ich hatte Sorge, dass ich es sonst vergesse.«

»Hm«, machte der Zwerg zweifelnd und kehrte an seine Arbeit zurück. Vanandel verabschiedete sich von dem Magister und winkte Tijan zu, der sie freundlich, aber geistesabwesend anlächelte. »Wo bist du untergebracht?«, fragte sie.

»Im Gartenzimmer«, antwortete der Zwerg für den Bruder, der schon wieder über seinem Buch brütete. »Zusammen mit dem Barden.«

Vanandel riss die Augen auf. »Ein Barde? Aber ich wusste gar nicht, dass noch jemand mit ihm

angekommen ist. Warum habe ich seinen Begleiter noch nicht kennengelernt?«

»Er ist ein wenig menschenscheu«, sagte Trurre. »Verlässt selten am Tag sein Zimmer.« Er grinste. »Aber abends lässt er sich bei Garness blicken. Da kannst du ihn treffen, wenn du neugierig bist.«

Sie nickte ein wenig unwirsch. Neugierig, pah! Wer war sie, die Köchin?

Ihre Kopfhaut prickelte dennoch vor Erregung. Sie kannte bisher ja nur Garness – ob alle Barden so waren wie er? Der Bruder Schreiber war mit einem der großen Adler gekommen, wie aber hatte der Barde die Reise unternommen? Sie wusste, dass Tijan eine wichtige Arbeit für den Bardenstein erledigte und die alte Bibliothek ihres Großvaters dafür nutzen durfte. Was war wohl die Aufgabe des Barden? Wenn er sein Zimmer selten verließ – aber vielleicht brachte Tijan ihm die Dokumente und Bücher, die er brauchte, aufs Zimmer. Warum hatte sie ihn noch nicht gesehen? Sie würde sich ein bisschen im Garten aufhalten und sehen, ob sie ihn zu Gesicht bekam. Ein Barde, direkt vom Bardenstein – wie aufregend!

Mit einem Buch und einer Handvoll süßer Äpfel bewaffnet bezog sie Stellung im Garten, der an den Gästetrakt angrenzte. Sie suchte sich eine Bank im Schatten unter einer Kastanie, legte die Äpfel neben sich und zog die Füße unter den Rock. Irgendwann vergaß sie völlig, warum sie dort saß. Sie genoss den Sonnenschein und den Gesang der Vögel und versank ganz und gar in die alberne Romanze, die sie als Tarnung mitgenommen hatte.

Sie sah auch nicht auf, als jemand sich ihrer Bank näherte und vorüberging. Dann stockten die Schritte, hielten an, kehrten um. »Darf ich mich zu dir setzen?«, fragte eine melodische dunkle Stimme.

Vanandel sah auf, eine unwirsche Bemerkung auf den Lippen, die sie aber sofort herunterschluckte, als sie den Sprecher erblickte. »Bitte, gerne«, sagte sie heiser, ließ die Beine von der Bank rutschen und klaubte die Äpfel auf.

»Danke schön«, sagte der weiß gekleidete Elbe und setzte sich in die entfernteste Ecke der Bank. Sein Gesicht war abgewandt, er schien den Ausblick zu genießen. Vanandel musterte ihn mit angehaltenem Atem. War er das? Aber er war ein Elbe, Trurre hätte das doch bestimmt erwähnt. Und er war mit Garness befreundet? Wie ulkig, auf seiner Schulter saß eine Amsel, die sie aufmerksam aus ihren gelb umrandeten Augen betrachtete. Und er hatte deutliche Spuren auf beiden Schultern, dass der Vogel sich dort häufiger und länger aufhielt. Vanandel unterdrückte ein Lachen.

Der Mann lächelte ebenfalls. »Darf ich fragen, was du liest?«

Vanandel hielt ihm das Buch hin. Er nahm es, und sie sagte eilig: »Das ist nichts Besonderes, ein Liebesroman.«

Er nickte und blätterte darin herum, ohne hineinzusehen. »Sehr hübsch«, sagte er nach einer Weile und gab es ihr zurück. Vanandel dankte ein wenig befremdet. Sie steckte das Buch ein und räusperte sich. »Darf ich fragen, mit wem ich die Ehre …«

Der Elbe schüttelte den Kopf. »Ich muss mich entschuldigen, meine Manieren lassen wirklich zu wünschen übrig.« Er neigte leicht den Kopf, und seine beinahe farblosen Augen blickten an ihr vorbei, während die schwarzen Knopfaugen der Amsel sie nach wie vor fixierten. »Maris ist mein Name, ich bin der Bibliothekar des Bardensteins. Wie du vielleicht bemerkt hast, rede ich sonst fast nur mit meinen Büchern.« Das Lächeln war sehr schön, dachte Vanandel, wenn es auch so wirkte, als

würde es selten benutzt. Aber er sah sie immer noch nicht an, und langsam störte es sie.

»Vanandel«, stellte sie sich vor.

»Ah«, er verneigte sich im Sitzen, »Hoheit, ich muss mich erneut entschuldigen. Ich wusste nicht, wen ich in seiner Lektüre störe.« Er machte Anstalten aufzustehen. »Ich darf mich zurück…«

»Ach, Papperlapapp«, sagte sie. »Bleib sitzen, bitte. Nimm dir einen Apfel.«

Erneut erhellte ein Lächeln sein Gesicht. »Danke«, sagte er erfreut. »Ich liebe Äpfel!« Sie hielt ihm den schönsten hin, und er griff tastend an ihm vorbei in die Luft. »Sarikan, bitte«, sagte er sanft mahnend, und Vanandel sah mit Staunen, dass die Amsel, die ihre Aufmerksamkeit einem fetten Regenwurm zugewandt hatte, ihren Kopf herumriss und wieder zu Vanandel blickte.

»Danke«, sagte der Barde und nahm zielsicher den Apfel aus Vanandels Hand, wobei er ihre Finger berührte.

»Oh«, machte Vanandel. »Oh, ich wusste nicht …«

»Das macht doch nichts«, sagte er und biss in die Frucht.

Sie konnte nichts anderes tun, als ihn anzustarren. Wie konnte jemand, der … wie konnte er Bibliothekar sein? Und er war ein Elbe – Elben waren makellos. Körperliche Gebrechen waren ihnen vollkommen fremd. Ob er ein Halbelbe war, so wie Lluis?

Er saß da und vertilgte konzentriert seinen Apfel. Die Amsel war von seiner Schulter gehüpft und zerrte den sich heftig sträubenden Regenwurm aus der Erde. Also nutzte Vanandel die Gelegenheit, ihn nach Herzenslust und unbeobachtet anzustarren. Er war hochgewachsen und extrem schlank, und seine Erscheinung war – sie suchte nach einem Wort – *mondlichtfarben*. Sein langes Haar war wie das des Bruders Schreiber zu einem Zopf zusammengefasst und silberweiß, die Augen hell wie ein klarer Bach, in dem golden schimmernde Kiesel lagen. Seine Hände und sein Gesicht waren blass, aber es war keine kranke Blässe, sondern die von Blütenblättern oder dem Fell einer weißen Katze. Nur seine Wimpern und Augenbrauen hatten einen sanften Braunton, und die Lippen seines geschwungenen Mundes waren leicht gerötet wie der Apfel, den er gerade verspeiste. Und ebendieser Mund verzog sich jetzt zu einem erneuten Lächeln, das dem Gesicht mehr Farbe verlieh, als Sonnenbräune es je vermocht hätte. »Nun?«, fragte er. »Was siehst du?«

Sie errötete, denn sie hatte über seine Betrachtung die Amsel vergessen, die inzwischen wieder auf seiner Schulter hockte.

»Dich«, sagte sie geradeheraus. »Ich habe noch nie jemanden gesehen, der so …« Fast hätte sie zerbrechlich gesagt, aber das Wort stimmte nicht. Er war hell wie gesponnenes Glas und wirkte ebenso fragil, aber sie war überzeugt davon, dass er so stark war wie biegsamer Stahl.

»Und?«, fragte er weiter. »Was siehst du, wenn du mich siehst?« Sein Tonfall war keineswegs neckend, sondern eher beiläufig.

Vanandel legte einen Finger an die Nase und sah ihn an. »Ich sehe jemanden, den ich gerne kennenlernen würde«, antwortete sie. »Du bist anders als jeder, den ich bisher kenne.« Ein Gedanke tauchte in ihr auf, und sie musste lachen.

Er sah sie fragend an. Sie schüttelte den Kopf und hielt ihren letzten Apfel hoch. Er nahm ihn, biss aber nicht hinein, sondern sah sie weiter an. Es war seltsam, wie schnell sie sich daran gewöhnt hatte, den Blick des Vogels als den seinen hinzunehmen.

»Garness«, sagte sie. »Ich habe gerade versucht, mir euch beide nebeneinander vorzustellen. Es passt nicht.«

Er legte den Kopf ebenso schief wie die Amsel und sah sie verdutzt an. Sie lachte wieder, und er lächelte mit ihr.

»Garness – er hat mir von dir erzählt«, sagte er langsam. »Er sagte, dass er sich sehr schlecht fühlt, weil er glaubt, dich im Stich gelassen zu haben.« Und, mit einem Zwinkern: »Das ist ein ganz neues Gebiet für ihn – er weiß nicht, was er tun soll.«

Vanandel schnaufte vor Schreck und Überraschung. Klatschte der verdammte Barde also mit seinen Kumpanen über sie? Zog womöglich über sie her? Sie bemerkte, wie sie flammend rot wurde.

Er hob erschrocken die Hand und griff nach ihr. Seine Finger schlossen sich stark und erstaunlich warm um ihre. Warum hatte sie erwartet, dass sie kühl sein würden? Sie erwiderte den Druck seiner Finger und schluckte, mühsam den Zorn und die Verlegenheit überwindend, die seine Worte hervorgerufen hatten.

»Vanandel, ich bin ein ungeschickter Tölpel«, sagte er leise. »Vergib mir. Ich bin es wirklich nicht mehr gewöhnt, mich mit anderen zu verständigen. Schon gar nicht mit schönen jungen Frauen, die so freundlich ihre Bank und ihre Äpfel mit mir teilen«, setzte er hinzu.

»Danke«, stammelte Vanandel, verlegen und verwirrt. »Ich meine, danke für das Kompliment. Ich bin auch – ich habe auch wenig Übung … Ach, *Prsalljaxx*!«

Der Fluch hing einen Moment zwischen ihnen wie ein unvermutetes Gewitter, dann begann der Barde herzlich zu lachen, und Vanandel stimmte nach einer Sekunde mit ein. »Wir könnten einen Wettbewerb anstellen«, sagte sie atemlos, »wer von uns sich in einem Gespräch öfter und gründlicher daneben benehmen kann. Ich glaube, ich würde gewinnen.«

Er gluckste und biss endlich in seinen Apfel. »Er klatscht nicht über dich«, sagte er zwischen zwei Bissen. »Aber er musste mit jemandem reden, und ich war immer so etwas wie sein Mentor.«

Sie seufzte. »Ich hätte auch gerne so einen Mentor«, murmelte sie. »Oder besser gesagt einen, dem ich vertrauen kann.« Sie dachte mit gelindem Unbehagen an die Kröte.

»Da ist jemand, der dein Vertrauen missbraucht?«

»Nein, so kann man das nicht sagen«, antwortete sie zu ihrer eigenen Überraschung. »Es ist eher so, dass er niemandem traut und dass man gut daran tut, auch ihm nicht allzu sehr zu vertrauen. Er ist ein Gauner.«

Er nickte langsam. »Und das meinst du nicht im übertragenen Sinne«, sagte er.

Vanandel schaute sich hastig um. »Ich erzähle dir hier Sachen, die ich sonst niemandem anvertrauen würde«, sagte sie mit leisem Vorwurf in der Stimme. »Woran liegt das? Ist das Elbenmagie?«

Er sah wieder auf diese ungemein irritierende Art an ihr vorbei. »Nun, ich denke, es liegt eher daran, dass ich blind bin«, sagte er. »Anscheinend fühlt man sich in meiner Gegenwart ein wenig so, als würde man Selbstgespräche führen. Das ist übrigens einer der Gründe dafür, warum ich mich in der Regel lieber mit meinen Büchern unterhalte.«

»Oh, du meine Güte«, sagte Vanandel. »Ach, ich habe dich gekränkt. Das wollte ich nicht, wirklich nicht! Es ist nur so, dass es sich so anfühlt, als würde ich dich schon seit langer Zeit kennen …« Sie

verstummte und bohrte verlegen in einem Riss in ihrem Rocksaum herum.

Ausgerechnet Garness rettete sie. Er blieb kurz stehen, als er sah, wer neben Maris saß, kam dann aber heran und sagte: »Das ist aber nett.« Ohne zu erklären, was er damit meinte, fuhr er fort: »Darf ich euch stören? Prinzessin, Maris?«

Vanandel machte Anstalten zu flüchten, aber eine Hand hielt sie mit eisernem Griff auf ihrem Platz. »Du störst nicht, Garness«, sagte Maris freundlich. »Wir haben gerade von dir gesprochen.«

Vanandel ließ es zu, dass Garness sich ebenfalls neben sie setzte. Die Hand löste sich von ihrem Arm und lag wieder scheinbar schwach und unschuldig im Schoß des Elbenbarden.

»Von mir?«, fragte Garness. Er klang nicht erfreut.

»Davon, dass du das Gefühl hast, die Prinzessin im Stich gelassen zu haben«, erwiderte der Elbe.

Garness fuhr auf. »Du – du hast mit ihr darüber geredet? Das ist doch nicht – das habe ich dir im Vertrauen …«

»Schsch«, machte der Elbe scharf. »Wollt ihr weiter aneinander vorbeischleichen und euch meiden wie eine sumpfige Stelle? Dann bitte. Ich hatte aber den Eindruck, dass es euch beiden nicht gefällt, so wie es ist.«

Vanandel starrte auf ihre Füße, und Garness blickte mit zusammengekniffenen Augen ins Weite.

»Es tut mir leid«, sagte der Barde nach einer Weile gepresst. »Ich bedauere es sehr, dass du dich von mir verraten fühlst. Aber ich konnte doch nicht mit dir weglaufen.«

»Nein, das konntest du wohl nicht«, sagte Vanandel traurig. »Es war dumm von mir, etwas anderes anzunehmen. Und es war sehr, sehr dumm von mir, dir deswegen zu grollen.«

Sie sah auf und fand zwei Augenpaare auf sich gerichtet: das schwarze des Vogels und das helle des Elben. Ein Schauder lief ihr den Rücken hinunter und kribbelte in ihrem Nacken. Warum brachte sie der Elbenbarde nur so aus der Fassung?

»Gar«, sagte sie hastig, »komm, vertragen wir uns wieder?«

Die Erleichterung und Freude, mit der er ihre ausgestreckte Hand ergriff, rührte sie sehr. Sie räusperte sich ein wenig verlegen und murmelte: »Ich muss jetzt wirklich gehen, man wird schon nach mir suchen.«

Dieses Mal hielt keine Hand sie zurück, aber Maris fragte: »Ich sehe dich bald wieder?«

»Spätestens auf meiner Verlobungsfeier«, seufzte sie.

»Ich pflege nicht auf Feiern zu gehen. Und ich denke auch nicht, dass ich dazu eingeladen bin«, sagte er lächelnd.

»Das lässt sich ändern. Ich würde mich überaus freuen, ein freundliches Gesicht zwischen all den Langländern und Hofwanzen zu sehen.«

Er streckte die Hand aus, um sie festzuhalten. »Du bist nicht glücklich über deine Verlobung?«

Vanandel hörte, wie Garness schnaubte, aber sie wandte ihren Blick nicht von dem ruhigen Gesicht des Elbenbarden. »Nein«, sagte sie, »nein, das bin ich nicht.«

Er nickte, als hätte er etwas Wichtiges erfahren, und ließ sie los.

»Danke«, sagte sie, ohne genau zu wissen, wofür. »Danke, Maris.«

Er nickte wieder, und während sie den Kiesweg hinauf zum Haus ging, fühlte sie den Blick der Amsel auf sich gerichtet.

Die Vorbereitungen zur Verlobungsfeier erreichten ihren Höhepunkt, und wer im Schloss beschäftigt war, wurde, ob er wollte oder nicht, von der Aufregung und Nervosität angesteckt. Der Haushofmeister hatte sichtlich abgenommen und nieste heftiger denn je in sein Taschentuch, während er vom Gästetrakt zu den Festsälen, in den Vorratskeller und zurück in die Remise hetzte und dabei fortwährend Dinge notierte, die er zu vergessen fürchtete. Die Wirtschafterin scheuchte ihre Mädchen und Frauen, bis die sich atemlos in eine verlassene Ecke drückten, um ein wenig zu weinen; die Köchin fiel von einem hysterischen Anfall in den nächsten, und der Kellerer und der Vestiar wurden allerseits von Herzen in die tiefste Hölle gewünscht. Allein der Stallmeister bewahrte seine Ruhe – Aufregung schadet den Pferden – und auch der Rudelführer verstand es, sich rechtzeitig mit seinen Männern zu einer kleinen Übung ins Gelände abzusetzen.

Lluigolf bekam von all dem Trubel kaum etwas mit. Er ging wie auf Wolken durch einen rosaroten und himmelblauen Nebel und ignorierte vollkommen, dass um ihn herum das gesamte Schloss außer Rand und Band geraten war.

Lluis tastete nach dem getrockneten Sträußchen, das an einem Band um seinen Hals hing, und dachte an Chaantrea. Allein ihr Name war Musik. Ihr Gang glich dem Schweben einer Feder, dem Tänzeln einer wunderschönen Stute, dem graziösen Schreiten einer Katze … Er wurde jäh aus seinen träumerischen Gedanken gerissen, als eine Hand ihn am Kragen packte und unsanft schüttelte. »Bursche, schläfst du im Gehen? Ich schreie mir die Kehle wund nach dir!«

Die unwirsche Stimme gehörte zu Ulfert, dem Kellerer. Er deutete auf einen Stapel Kisten, der neben ihm auf dem Boden stand. »Pack mit an, das muss alles hinunter in den Weinkeller.«

Für eine ganze Weile war die liebliche Chaantrea vergessen, Lluis schleppte und ächzte und riss sich Splitter in die Finger und stand schließlich schnaufend und mit Spinnweben bedeckt – denn alle Kisten mussten selbstverständlich im staubigsten, hintersten Eck des Weinkellers gestapelt werden – wieder auf dem Hof. Dann hörte er Frau Rotraud seinen Namen rufen und nahm Reißaus.

Er fand sich auf der Treppe zum Turmzimmer des Barden wieder und wusste nicht genau, wie er dorthin gelangt war. Unentschlossen verharrte er auf dem obersten Absatz und wollte gerade wieder hinunterhuschen, aber da kam Garness und sah ihn verdutzt an. »Lluis – du wolltest zu mir? Wie nett!«

Er ging an Lluigolf vorbei und öffnete einladend die Tür.

»Du siehst aus, als hättest du im Keller Mäuse gefangen«, sagte er und ging zu dem Kasten, der neben dem Fenster stand. Er holte einen Krug und Äpfel heraus. »Ich habe auch noch einen Kanten Brot und etwas Käse. Hast du Hunger?«

Lluis dachte nach. Wann hatte er zuletzt etwas gegessen? Heute Morgen? Gestern Abend? Er konnte sich nicht erinnern. »Ja, ich denke, ich habe Hunger«, sagte er schließlich zögernd.

Garness lachte und holte auch noch ein Brett mit Brot und Käse und ein Messer heraus. »Dann greif zu«, sagte er.

Lluis ließ sich nicht lange bitten und entdeckte, dass er sehr wohl hungrig war – und zwar so

hungrig wie ein Wolf.

Er biss große Stücke von einem Apfel und schob ein Stück weiches, braunes Brot hinterher, während er schon nach dem Käse griff.

Garness hatte sich einen Becher Wein eingeschenkt, lehnte mit übereinandergeschlagenen Beinen in seinem Sessel und sah ihm beim Essen zu. »Das war Rettung in letzter Minute, was?«, sagte er amüsiert.

Lluigolf schluckte den letzten Bissen hinunter. »Ich war halb verhungert«, sagte er. »Muss einfach vergessen haben, etwas zu essen.«

Garness lachte. »Was beschäftigt dich denn so?«

Lluis zog das Sträußchen unter seiner Jacke hervor. »Das hier«, sagte er. »Ich habe eine Frau kennengelernt.«

Der Barde verzog das Gesicht. »O weh«, sagte er mitleidig, »damit beginnen immer die langen, unerfreulichen Geschichten. Er hat eine Frau kennengelernt, und damit nahm die Tragödie ihren Anfang!«

Lluis grinste und knuffte Garness gegen die Schulter. »Du übertreibst mal wieder maßlos.«

»Dann erzähl mal.« Garness setzte sich bequemer hin und schenkte beiden Wein nach. »Ich kenne das, frisch Verliebte müssen ihrer Umgebung ständig das Herz ausschütten. Wahrscheinlich flüchten schon alle, wenn sie dich sehen, oder?«

Lluis grunzte verlegen und trank einen Schluck Wein. »Sie ist wunderschön, schöner als alle anderen«, sagte er aus tiefstem Herzen.

Garness zwinkerte. »Und, wie heißt deine Allerschönste?«

»Chaantrea«, erwiderte Lluis.

Garness schnaufte, legte den Kopf an die Lehne seines Sessels und stöhnte: »Ich glaube es nicht!«

»Was denn?«, fragte Lluis leicht beleidigt. Nicht schon wieder einer, der ihm seine Liebe ausreden wollte!

»Chaantrea, die Unnahbare«, sagte der Barde. »Chaantrea, eisig wie eine Winternacht. Weißt du überhaupt, wie viele gebrochene Herzen deine Angebetete auf dem Gewissen hat? Sie lässt niemanden auch nur auf Armeslänge an sich heran!«

»Ja, was denn nun?«, entfuhr es Lluis. »Vanandel hat mir etwas ganz anderes erzählt. Ihr wollt mich doch nur ärgern, alle beide!« Er sprang wütend auf.

»Halt, halt«, sagte Garness. »Es ist mir wirklich gleichgültig, an wen du dein Herz hängst. Aber ich sterbe vor Neugier, wie hast du sie kennengelernt? Und wie hast du es geschafft, an ihrem Vater vorbeizukommen? Er bewacht sie doch wie ein eifersüchtiger Liebhaber, lässt sie kaum einen Moment aus den Augen.«

Lluis vergaß seine Wut über der Freude, von seiner Angebeteten erzählen zu dürfen. Er rutschte auf die Kante seines Stuhls und erzählte von ihrer Begegnung auf dem Kostümfest samt ihrem unbefriedigenden Ende.

Garness bedauerte ihn angemessen und fragte gespannt: »Und? Wie geht die Geschichte weiter?«

Lluis druckste ein wenig herum. Dann gab er zu, dass er Chaantrea seit dem Kostümball nicht wiedergesehen hatte.

Garness schluckte. Dann sagte er behutsam: »Aber ihr habt euch sicher geschrieben? Du hast ein Billett von ihr bekommen, einen kleinen Liebesbeweis …« Er verharrte hoffnungsvoll.

Lluigolf schüttelte stumm den Kopf. Dann seufzte er, lachte ein wenig beschämt und sagte: »Ich weiß, wie dumm sich das anhören muss. Und manchmal werde ich auch wach und frage mich, was mit mir los ist. Es ist, als wäre ich ver…« Er verstummte und runzelte die Stirn.

»Verhext?«, fragte der Barde lachend, und nach einer Weile stimmte Lluigolf mit ein – wenn auch nur halbherzig.

»Wie verrückt es sich auch anhören mag«, sagte er schließlich, »ich weiß, dass Chaantrea und ich zusammengehören. Wir sind füreinander bestimmt.« Er verstummte, schüttelte ärgerlich den Kopf und sagte: »Ich rede vollkommen blödsinniges Zeug. Ich kenne sie doch gar nicht!«

Garness' belustigte Miene war einem deutlich besorgten Gesichtsausdruck gewichen. »Es klingt durchaus ein wenig wirr«, sagte er vorsichtig. »Fühlst du dich ansonsten gut, Lluis?«

»Ausgezeichnet«, gab Lluis zurück. »Ich habe mich noch nie so gut gefühlt wie im Moment.«

Garness stützte das Kinn in die Hand. »Du warst immer ein bisschen zu ruhig für meinen Geschmack. Vielleicht tut es dir mal ganz gut, verrückt zu sein. Genieß es, Lluis. Aber sieh zu, dass du auch noch eine ordentliche Portion echte Chaantrea in dein Leben bekommst – nicht nur das Phantom.« Seine Augen funkelten vergnügt. »Und wenn du jemanden brauchst, der geheime Briefchen überbringt oder süße Botschaften flüstert: Der Narr eignet sich gut für das eine und der Barde versteht sich ausgezeichnet aufs andere.«

Lluis dankte ihm ein wenig überrascht für das großherzige Angebot.

»Morgen auf der Verlobungsfeier«, sagte Garness. »Sie werden da sein. Was soll ich ihr sagen?«

Lluis schluckte. »Ich … ich weiß nicht – was würdest du ihr sagen, wenn du an meiner Stelle wärst?«

Garness streckte sich wie eine träge Katze. »Ich? Ich würde ihr ein Ständchen bringen. Oder ihr ein Gedicht widmen. Sie zu einem Frühstück im Grünen entführen, mit Wein und süßem Gebäck, an einem murmelnden Bach oder inmitten einer sanftgrünen Aue.« Er grinste. »Lass dir was einfallen, Herzensbrecher. Wie hast du die Mädchen denn sonst herumgekriegt?«

Lluis schluckte. »Mmmh«, machte er verlegen. Garness sah ihn fragend an.

»Ich habe nicht so sehr viel Übung darin, Mädchen herumzu… mich mit Mädchen zu verabreden«, gab Lluis zu. »Da war Siiran«, er unterbrach sich, weil ihn ein scharfer Stich durchfuhr, als er den Namen seiner toten Liebsten nannte. Hatte er sie denn über Chaantreas Liebreiz so vollkommen vergessen können? Unwillkürlich fuhr er mit dem Daumen über ihren Ring. Es prickelte.

»Chaantrea ist …«, begann er, aber Garness hob in gespieltem Entsetzen beide Hände.

»Ich weiß, ich weiß! Ihr Antlitz ist strahlender als die Sonne, lieblicher als der Mond und ihr Lächeln lässt die Vögel ihre schönsten Lieder singen.«

»Das ist schön«, sagte Lluis. »Darf ich mir das aufschreiben? Du hast doch gesagt, dass du ein Briefchen von mir überbringen würdest.«

Der Barde reichte ihm grinsend eine Feder und ein Stück Papier. Er stellte sich hinter Lluis und sah ihm kopfschüttelnd bei seinen Bemühungen zu, bis ihm schließlich der Geduldsfaden riss und er Lluis einen feurigen Liebesbrief in die erwartungsvolle Feder diktierte.

»Und jetzt danke mir nicht«, sagte er, als er das Briefchen versiegelte und einsteckte. »Ich kann dir nicht versprechen, dass mein Botengang den gewünschten Erfolg bringt.«

Lluis dankte ihm trotzdem und verließ den Barden.

Er war fest entschlossen, sich wieder an seine Arbeit zu begeben, aber sein Entschluss wurde in dem Moment zunichtegemacht, als er den großen Durchgang passierte. Er blickte hinüber zum Schlosspark, sah die Baumwipfel über der Mauer und fühlte eine große Sehnsucht nach Gras unter seinen Füßen und Laub über seinem Kopf. Er machte kehrt und lief zu der kleinen Seitenpforte, die den Gärtnern als Eingang zum Park diente.

Es war, als käme er nach Hause. Überall roch es nach Bäumen, Moos und frischer Erde. Er ging tiefer in den Park hinein, dorthin, wo die großen Bäume wuchsen. Es überraschte ihn nicht, dass unter der größten Weide, deren tiefhängende Zweige den Boden streiften, eine Frau auf ihn wartete.

»Lluis«, sagte sie, nahm seine Hände und zog ihn in die natürliche Laube. Das Licht spielte grün und golden auf ihren blassen Zügen.

»Siiri«, sagte er mit einem abgrundtiefen Seufzer. Etwas Ungutes regte sich in seiner Erinnerung. War er seiner Geliebten nicht schon einmal gefolgt, in einen endlosen Wald, dessen liebliche Schönheit sich in etwas Schreckenerregendes verwandelt hatte?

Die Erinnerung verblasste, ehe sie Gestalt annehmen konnte. Da waren schließlich die blauen Augen seiner Liebsten, die ihn so zärtlich anlächelten, ihre rosenzarten Lippen, ihre süße Stimme, die seinen Namen flüsterte.

»Wo warst du nur die ganze Zeit?«, fragte er, sich dunkel an eine schmerzliche Zeit der Trennung erinnernd.

Sie legte den Zeigefinger auf seine Lippen und murmelte: »Schsch. Nicht so viel reden.«

Er lachte, denn das hatte sie schon so oft zu ihm gesagt. Er zog sie an sich, um sie zu küssen.

Der Boden unter der Weide war weich wie ein Federbett. Sie lag an seiner Schulter und spielte schläfrig mit seinen Fingern. »Mein Ring«, wisperte sie. »Trägst du ihn noch?«

Er richtete sich halb auf und drehte an dem Ring an seinem kleinen Finger, um ihn abzuziehen. Sie schloss ihre Hand darum und lächelte. »Du hast ihn für mich verwahrt. Das ist so lieb von dir.« Sie nahm den Ring vorsichtig wie eine zarte Blume zwischen ihre Fingerspitzen und drehte ihn vor ihren Augen. »Es ist ein so schöner Ring«, sagte sie versonnen. »Wenn ich mich nur erinnern könnte, wo ich ihn herhabe. Weißt du es vielleicht?«

Lluis dachte nach. Er hatte den Ring zum ersten Mal an Siirans Hand gesehen, als – als … aber er fand keine Erinnerung, nur ein Gefühl der Leere und des Verlustes, vor dem er zurückschreckte wie vor einem sengenden Feuer. Er zuckte bedauernd die Schultern. »Du hast ihn wohl von deinem Vater bekommen«, sagte er.

Sie hauchte über den Ring und steckte ihn an den Finger. »Nein, nicht von meinem Vater«, sagte sie. »Aber es ist nicht wichtig.« Ihr Lächeln ließ sein Blut schneller durch die Adern fließen. Ihre Lippen näherten sich seinem Ohr, um es sanft zu beknabbern.

»Oh«, machte sie überrascht und hob die Hand, um sein Haar aus der Stirn zu streichen. »Oh, natürlich!« Sie erklärte den Ausruf nicht weiter, obwohl er sie fragend anblickte.

Sie näherte ihre Lippen seinem Mund, und ihr süßer Atem strich über seine Wangen. »Du musst

einen Ersatz bekommen«, flüsterte sie. »Dafür, dass du meinen Ring gehütet hast. Wenn wir uns das nächste Mal sehen, habe ich etwas für dich.« Ihre Lippen waren weich und kühl.

Dann war sie fort, und Lluigolf fand sich alleine in seinem Versteck. Die Stelle an seinem Finger, wo der Ring so lange Zeit gesessen hatte, fühlte sich seltsam nackt und kalt an. Lluis streckte sich und schüttelte mühsam die Benommenheit ab, die ihn manchmal mit so großer Gewalt überfiel. Er sah sich um. Das war ein Platz, wie Siiran sie immer geliebt hatte. Seine Siiran, seine einzig Geliebte. Morgen, hatte sie gesagt. Immer musste sie fort, nach Hause, zu ihrem schrecklichen Vater, der sie so eifersüchtig hütete wie ein Liebhaber.

Lluis hob die Hand, um die Zweige beiseitezustreifen, als eine hochgewachsene Gestalt vor dem Versteck auftauchte. Lluis erkannte helles Elbenhaar und tauchte schnell wieder in die schattige Dämmerung unter der Weide. Siirans Vater auf der Suche nach seiner Tochter und ihrem Liebhaber!

Der Mann ging nicht fort, er blieb stehen und blickte durch die Zweige. Lluis hielt den Atem an und bewegte sich nicht. Er war durch den Stamm und die Wurzeln der Weide verborgen, ihr Vater konnte ihn nicht sehen.

Sein Stoßgebet blieb jedoch ungehört. Der Mann schob die Zweige beiseite, beugte sich ein wenig nieder – Lluis hatte ganz vergessen, wie groß er war – und kam herein.

Lluis kroch in sich zusammen, kauerte hinter der Weide und fluchte lautlos. Er hatte für seinen Geschmack genug Auseinandersetzungen mit Siirans Vater hinter sich, das war nichts, was er wiederholen mochte. Aber allem Anschein nach blieb ihm nichts anderes übrig, denn nach hinten konnte er wegen des kleinen Teichs, an dessen Ufer die Weide stand, nicht ausweichen.

»Hallo?«, sagte der Elbe. Seine Stimme klang erstaunlich freundlich. »Ich bitte um Verzeihung, wenn ich störe. Ich habe gehört, dass hier jemand atmet und fragte mich, wer das wohl ist und ob er möglicherweise Hilfe braucht.«

Lluis richtete sich verlegen auf. Sich zu verstecken wie ein kleines Kind, was für ein beschämendes Verhalten! »Ich bin es«, sagte er rau. »Lluigolf.«

»Lluigolf«, sagte der Elbe nachdenklich. »Der junge Halbelbe, richtig?«

Lluis nickte knapp. Die fragende Miene des anderen blieb unverändert, und seine hellen Augen fixierten einen Punkt irgendwo hinter Lluis. Ganz offensichtlich war er mit den Gedanken ganz woanders. »Ja«, sagte Lluigolf deshalb laut. »Der bin ich. Siirans Liebster.«

Der Elbe machte ein erstauntes Gesicht. »Siiran?«, fragte er. Er kam einen Schritt näher und hob die Hand. »Entschuldige«, sagte er, »ich habe meine Augen nicht dabei, sie sind mir dort draußen fortgeflogen. Darf ich dein Gesicht berühren?«

Lluigolf machte einen Satz rückwärts, und jeder Rest an Benommenheit verschwand mit einem Schlag. Er stand hier unter einer Weide einem Wahnsinnigen gegenüber. Was machte er hier überhaupt? Er sollte im Haus sein und …

Der Wahnsinnige begann zu lachen und wich ein Stück zurück. »Wie dumm von mir, du musst mich für vollkommen verrückt halten«, sagte er vergnügt. »Ich habe mich nicht einmal vorgestellt. Maris Elbenstern ist mein Name. Meinen Begleiter, Tijan den Schreiber, hast du bereits kennengelernt. Ich bin der Bibliothekar des Bardensteins.«

Lluis atmete auf. Maris, der blinde Elbe. Er lachte und näherte sich Maris so weit, dass dieser ihn

mit sachten Fingerspitzen berühren konnte.

»Und wer ist Siiran?«, fragte der Blinde, während er Lluigolfs Gesicht erforschte.

Lluis war verblüfft. Woher kannte Maris den Namen seiner Geliebten? Aus alter Gewohnheit fuhr er mit dem Daumen über den Ring …

»Was ist?«, fragte Maris, als Lluis zusammenfuhr.

»Ihr Ring ist fort.« Lluis sah sich aufgeschreckt um. »Ich muss ihn verloren haben – oder – nein. Sie hat ihn zurückgenommen und wollte mir etwas dafür geben …«

Seine Stimme versiegte, während seine Gedanken rasten. Was geschah nur mit ihm?

Er spürte kaum, wie Maris ihn am Arm nahm und aus dem Weidenversteck hinaus ins Freie brachte. Dann lag er am Ufer des Teiches und starrte in den Himmel, während in seinem Inneren der allergrößte Aufruhr herrschte.

»Wann bist du ihnen begegnet?«, fragte der Barde leise.

Lluis antwortete nicht. Er hatte die Frage zwar gehört, aber die Worte waren so bedeutungslos und nebensächlich wie das Gezwitscher der Vögel und das leise Plätschern des Teiches. Irgendwann war der Barde fort und nur noch das Wispern des Windes und das Rauschen der Blätter sprachen zu seinem verwirrten Gemüt.

»… das schon öfter erlebt«, murmelte eine Stimme.

Etwas Feuchtes berührte seine Stirn. Er wischte es unwillig fort und murmelte: »Lass!«

Dann stach ein scharfer, unangenehmer Geruch in seine Nase. Er fuhr hoch und nieste und spuckte gleichzeitig aus. »Pfui Spinne«, sagte er keuchend, »seid ihr noch gescheit? Was soll denn das!«

»Da ist er ja wieder«, sagte Trurre. Der Zwerg hockte an seiner Seite, kaum verhohlene Besorgnis im Blick. Neben ihm stand der Schreiber Tijan, an dessen Schulter sich ein hochgewachsener Elbe festhielt.

»Was ist denn los?«, fragte Lluis und stand auf. »Kann man sich noch nicht mal ein Päuschen im Grünen gönnen, ohne dass es gleich einen Volksaufstand gibt?«

»Du hattest wieder einen deiner Anfälle, auch wenn du das nicht gerne hörst«, erwiderte Trurre und korkte das kleine Fläschchen zu, das er Lluis unter die Nase gehalten hatte. »Maris war ziemlich besorgt und hat Tijan alarmiert, der wiederum mich gerufen hat.«

»Eigentlich wollte ich Magister Davydd holen«, erläuterte der kleine Schreiber. »Aber Trurre hat mich überzeugt, dass er der richtige Mann für diese Angelegenheit ist.«

Maris. Der Elbenbarde. Lluis hatte natürlich von seiner Ankunft gehört, auch wenn er ihm noch nicht persönlich begegnet war. Oder doch? Lluis ächzte leise und fuhr sich über die Stirn.

»Ah, da bist du ja wieder«, sagte der Blinde laut und ein wenig ärgerlich. »Es war nicht sehr freundlich von dir, mich einfach so stehen zu lassen, Karkaras!«

Eine schuldbewusst dreinblickende Dohle landete auf seiner Schulter und kratzte sich verlegen am Kopf. Dann sah sie Lluis an.

»Ah, ja«, sagte der Elbe. Er legte Lluis eine Hand auf die Schulter und drehte ihn ins Licht, während die Dohle ihn weiter fixierte. »Würdest du sagen, dass du dich guter Gesundheit erfreust?«, fragte er. Lluis nickte verdutzt. »Du schläfst gut und tief? Dein Appetit ist normal?« Wieder bejahte

Lluis. »Alle deine Sinne funktionieren wie immer? Oder hat sich dein Augenlicht verschlechtert, hörst du schwer?«

»Er hört nur, was er hören will«, warf der irritiert dreinblickende Zwerg ein. »Aber das ist bei ihm vollkommen normal. Sag, Maris, wonach suchst du?«

»Nach den Anzeichen eines … nun, nennen wir es einen Bann«, erläuterte der Barde und ließ Lluis los.

»Siehst du«, entfuhr es Trurre. »Ein Bann! Das ist es, was mein Meister vermutet hat!«

»Hat er das?« Maris wandte sich um. »Das ist interessant. Wo ist der Magister, ich möchte gerne mit ihm reden.«

»Er müsste in seinem Arbeitszimmer sein«, erwiderte Trurre. »Soll ich dich zu ihm bringen?«

Beide wandten sich zum Gehen. »Ihr könnt doch nicht einfach so verschwinden«, sagte Lluis kläglich. »Was hat das alles zu bedeuten?«

»Ich weiß nicht, ob ich mit meiner Vermutung recht habe«, rief Maris im Weggehen. »Ich habe noch ein paar Fragen an dich. Es wäre nett, wenn du mich heute Abend aufsuchen könntest. Zeig ihm bitte unser Quartier, Bruder Schreiber.«

Lluis schüttelte den Kopf. »Tut er immer so geheimnisvoll?«, fragte er gereizt.

Tijan nickte. »Ja, oft.« Er schob die Hände in die Ärmel seiner Kutte. »Was hältst du von einem Imbiss? Ich muss gestehen, ich habe ordentlich Hunger. Du weißt doch bestimmt, wo man um diese Zeit etwas zu essen auftreiben kann.«

Lluis nickte, einigermaßen erleichtert, dass die allgemeine Aufmerksamkeit nun nicht mehr ihm und seinen *Anfällen* galt. Der kleine Schreiber ging mit großen Schritten neben ihm her zum Haus zurück und plauderte dabei ungezwungen über allerlei nichtige Dinge. Lluis war ihm sehr dankbar dafür, denn so hatte er auf dem Weg Muße genug, seine Fassung wiederzugewinnen. Sein Daumen rieb währenddessen unentwegt über die nackte Stelle an seinem Finger, aber er bemerkte es nicht.

Ihre Schuhe drückten, als gehörten sie einer anderen. Vanandel zog ihre Füße unter den Rock und schlüpfte aus ihnen heraus, wackelte mit den Zehen und unterdrückte ein Stöhnen.

Wenigstens konnte sie jetzt einmal sitzen. Sie hatte das Gefühl, seit Tagen auf den Beinen zu sein, ohne zu sitzen, zu essen oder zu schlafen. Bei allen Geistern, wenn das die Verlobung war, wie würde dann erst die Hochzeit aussehen? Sie verdeckte ihr Gesicht mit einer Hand und täuschte ein Gähnen vor, während sie eine fürchterliche Grimasse schnitt. Was für ein Glück, dass ihr Imago diese Tortur übernehmen würde.

Ihr zukünftiger Schwiegervater sagte etwas zu ihr, und sie beugte sich mit einem Lächeln zu ihm hinüber. Wider Erwarten hatte sich der Langländer als netter alter Bursche entpuppt, der allerdings auch nicht viel mehr Grips als sein Sohn zu haben schien. Es war ihr ein Rätsel, wie diese Sippe von Geistesriesen es schaffte, ihre nicht gerade unbedeutende Provinz im Griff zu behalten, aber wahrscheinlich verfügten die Langländer über einen fähigen Verwalter.

Sie nickte und lächelte weiter, ohne dem alten Mann wirklich zuzuhören. Seine Plaudereien drehten sich hauptsächlich um Enkelkinder, Gartenangelegenheiten und die Bedeutung seiner Sammlung – die sie ebenso wenig interessierte wie die ihres eigenen Vaters. Ihr Blick wanderte durch den Bankettsaal. Er hatte doch versprochen zu kommen. Wo war er? Aber vielleicht wollte er auch erst zum eigentlichen Ball kommen. Genau genommen wäre es ihr auch lieber gewesen, wenn das feierliche Essen ohne sie stattgefunden hätte.

Sie lächelte und nickte und starb beinahe vor Langeweile und Ungeduld.

Dann wurde endlich, endlich die Tafel aufgehoben, der alte Langländer reichte ihr galant den Arm, und sie dachte im letzten Moment noch daran, wieder in ihre Schuhe zu schlüpfen. Zum Ball würde sie sich umziehen müssen – etwas, das ihr immer lästig erschienen war, aber jetzt freute sie sich darauf. Andere Schuhe! Wenn auch wahrscheinlich nicht wesentlich bequemere – sie hatte den Schuster im Verdacht, ihr besonders hübsche, besonders winzige Exemplare gefertigt zu haben, damit ihre nicht gerade kleinen Füße eleganter und vor allem zierlicher wirkten.

Sie humpelte am Arm des Langländers zur Treppe und verabschiedete sich dort mit einem huldvollen Lächeln. Als sie außer Sicht war, zog sie schnell die Schuhe aus und sprang auf Strümpfen die Treppe empor.

Vor ihrer Tür saß Garness und schaute ungefähr so missmutig drein, wie sie sich fühlte. Er hatte sein Flickenwams aufgeknöpft und spielte mit der klingelnden Kappe, warf sie hoch und fing sie wieder auf. Als er Vanandel erblickte, stand er auf und ächzte dabei.

»Was ist es bei dir? Auch die Füße?«, fragte Vanandel mitfühlend.

Er schüttelte den Kopf und deutete auf seine buntscheckige, enganliegende Hose. »Die schnürt mir alles ab«, sagte er. »Ich bin froh, dass dein Vater auf dem Ball keinen Narren neben sich sehen will, sondern einen würdevollen Barden!«

Vanandel lachte und öffnete ihre Tür. »Komm rein. Was willst du überhaupt? Ich muss mich

umziehen, und das ist eine längere Prozedur!«

Sie verschwand hinter einem Paravent.

»Wo ist eigentlich deine Zofe?«, fragte der Barde.

»Ich habe ihr gesagt, dass sie mir heute nicht mehr unter die Augen kommen soll«, erwiderte Vanandel fröhlich. »Sie hat mich heute Morgen dermaßen tyrannisiert, dass ich sie rausgeworfen habe. Also, was willst du?«

»Lluigolf.« Der Barde schüttelte seine Kappe, und die Glöckchen läuteten fröhlich.

»Was ist mit ihm?«

»Er hat sich in den Kopf gesetzt, dass Uldis' Tochter in ihn verliebt ist. Es hat ihn jedenfalls heftig erwischt.«

Vanandel stöhnte. Garness fuhr fort: »Ich habe einen Brief in der Tasche, den ich ihr geben soll.«

»Und? Warum kommst du damit zu mir?« Vanandel knöpfte ihr Mieder zu und strich die Falten ihres Rockes glatt. Sie kam hinter dem Paravent hervor, musterte sich im Spiegel und seufzte. »Ich sehe immer aus, als hätte ich gerade den Stall ausgemistet«, sagte sie missmutig.

Garness beugte sich vor und zupfte eine Locke aus ihrer Frisur, damit sie sich keck über ihre bloße Schulter ringelte. »Du siehst sehr hübsch aus«, sagte er.

Vanandel deutete einen Knicks an. »Danke, Herr Narr«, sagte sie spitz.

»Bitte, Fräulein Prinzessin.« Sie funkelten sich an, dann erweichte Vanandels Miene. »Ich bin schrecklich schlecht gelaunt«, sagte sie. »Dieses ganze Verlobungstheater geht mir auf die Nerven.«

»Was hast du eigentlich vor?«, fragte er. »Du wirst doch im Leben nicht mit diesem Tölpel und seinem Vater ins Lange Land umsiedeln.«

Vanandel antwortete nicht gleich. »Ich weiß es noch nicht«, sagte sie dann gleichgültig. »Wahrscheinlich bleibt mir nicht viel anderes übrig. Was ist also mit Lluis?«

Garness runzelte die Stirn. »Soll ich diesen Brief abliefern oder nicht?«, fragte er geradeheraus. »Ich will nicht, dass diese arrogante Elbenbande über Lluis lacht!«

Vanandel drehte sich um und sah ihn mit offenem Mund an. »Das hätte ich von dir nicht erwartet«, sagte sie.

»Es wäre zu seinem Besten«, verteidigte er sich. »Oder glaubst du auch nur einen Moment, dass die hochnäsige kleine Gans seine Vernarrtheit erwidert?«

»Nein, das meine ich nicht«, sagte sie. »Aber gib ihr den Brief. Vielleicht lacht sie ihn ja aus – höchstwahrscheinlich wird sie das tun –, aber das dürfte genau die richtige Medizin für diese Verrücktheit sein.«

»Du bist herzlos und kaltschnäuzig«, sagte Garness nicht ohne Bewunderung.

»Oh, danke.« Vanandel befeuchtete einen Finger, um ihre Wimpern zu ordnen und die Augenbrauen glattzustreichen.

»Sag mal, du kennst Maris doch recht gut, oder?«, fragte sie betont beiläufig. »Was ist er so für ein Mensch?«

»Elbe, meinst du«, erwiderte Garness und kniff die Augen zusammen. »Warum interessiert er dich?«

»Oh – pff«, machte Vanandel und griff zur Puderquaste. »Er sagte, dass ihr befreundet seid, und das

fand ich merkwürdig. Er ist so ganz anders als du.«

»Das klingt nicht sehr freundlich«, beschwerte sich Garness. »Als wäre ich es nicht wert, dass jemand wie Maris mich seinen Freund nennt.«

Vanandel verkniff sich mit Mühe eine spitze Bemerkung und puderte stattdessen energisch ihre Nase. »Nun erzähl mir schon von ihm«, sagte sie. »Wie kommt es, dass ein Blinder ausgerechnet als Bibliothekar arbeitet? Geht das überhaupt?«

Garness lehnte sich bequem zurück und faltete die Hände vor einem Knie. »Er ist schon etwas Besonderes«, sagte er versonnen. »Ich glaube, er ist länger am Bardenstein als jeder andere; und es stand mehr als einmal zur Diskussion, ihn zum Meistersänger zu ernennen. Aber er hat jedes Mal abgelehnt. Seine Bücher sind ihm das Wichtigste auf der Welt.«

»So«, sagte Vanandel, seltsam enttäuscht. »Ein echter Bücherwurm, was?«

Garness lachte. »So könnte man es nennen, aber das ist nicht alles. Maris ist …« Er dachte nach.

Vanandel warf die Quaste in den Pudertopf zurück, dass es staubte, und fragte ungeduldig: »Was ist er?«

Garness schüttelte den Kopf. »Ich kann ihn nicht in zwei, drei dürren Sätzen charakterisieren, Vanandel. Das übersteigt meine armseligen Fähigkeiten. Er ist wie das Meer, in jedem Augenblick, von jedem Blickwinkel aus hat er eine andere Farbe oder eine andere Stimmung. Er ist kein Mensch, weißt du. Er ist ein Elbe, und noch dazu ein sehr merkwürdiger.«

»Merkwürdig«, wiederholte Vanandel unzufrieden. »Das ist ja eine liebevolle Beschreibung.«

Garness zupfte einen langen Faden aus dem Bettüberwurf und begann, ihn zu verknoten. »Ich war ein ziemlich wilder Junge«, sagte er. »Als Schüler des Bardensteins wahrlich nicht allzu geeignet. Die meisten sind recht ruhig dort, eher Gelehrte als Narren.« Er grinste. »Aber mein Vater war ein Gaukler, und mein Großvater war ein Narr, und mein Onkel ist ein Jongleur und Taschenspieler, wie ihn die Welt noch nicht gesehen hat – also, was soll ich sagen? Ich bin, was ich bin.«

Vanandel rührte sich nicht, aus Angst, er könne sie bemerken und verstummen. Noch nie hatte der Barde ihr so viel von sich selbst erzählt.

»Ich hatte es recht schwer in der Bardenschule«, fuhr er fort. »Ich war der Gauklerjunge, und die meisten meiner Mitschüler jüngere Söhne von Adligen oder reichen Kaufleuten. Die Schule ist nicht umsonst, man bezahlt für Kost und Logis und einen kleinen Betrag für den Unterricht«, erklärte er. »Ich habe mir mein Schulgeld selbst verdient.« Er machte eine Bewegung, als würde er Karten mischen und austeilen. »Wenn der Meisterbarde das herausgefunden hätte, wäre ich hochkant von der Schule geflogen. Einmal hätte er es fast erfahren – aber Maris hat mir den Hintern gerettet. Ich weiß heute noch nicht, warum.«

»Er war einer deiner Lehrer?«, wagte Vanandel zu fragen. Garness nickte abwesend.

»Wir alle hatten bei ihm Unterricht. Er ist der Bibliothekar – und wahrscheinlich der einzige, der weiß, wo welches Schriftstück oder Buch zu finden ist. Jeder Bardenschüler lernt von ihm, wie man die Bibliothek benutzt.«

»Aber – er ist blind!«

Garness nickte. »Das ist er – so blind wie das Glück, das Schicksal, die Vorsehung. Er weiß sich zu helfen.«

»Seine Vögel«, murmelte Vanandel.

»Alle Vögel«, erwiderte Garness. »Und ich persönlich bin mir nicht ganz sicher, was Spinnen, Mäuse und Forellen angeht.«

Vanandel schüttelte den Kopf. »Spinnen und Mäuse«, sagte sie. »Dann weißt du ja nie genau, ob er dich gerade beobachtet.« Sie schauderte.

»Warum interessiert er dich so?«, fragte Garness. »Er wird bald wieder abreisen. Es ist ohnehin bemerkenswert, dass er seine Bibliothek verlassen hat. Seit ich ihn kenne, ist das kein einziges Mal vorgekommen.«

Vanandel spielte versonnen mit einer Brosche in Form einer großen Blüte. »Maris ist ungewöhnlich«, sagte sie schließlich. »Ich kenne niemanden, der so ist wie er. Das interessiert mich einfach. Nichts weiter.« Sie steckte die Brosche an ihrer Taille fest, schlüpfte in ihre Schuhe und stand auf.

»Nichts weiter, so«, murmelte Garness. »Dann bin ich ja beruhigt.« Er erhob sich ebenfalls, knöpfte sein Wams wieder zu und reichte ihr den Arm. »Wollen wir ein wenig im Park promenieren, Prinzessin? Vielleicht begegnen wir ja einem gewissen Bibliothekar.«

»Alberner Kerl«, sagte Vanandel und gab ihm einen Klaps mit ihrem Fächer.

Es war sonnig und warm im Park. Vanandel stöhnte leise und steuerte einen schattigen Platz in der Nähe des Teiches an. »Es gibt Tage, an denen ich mich weit, weit weg wünsche«, sagte sie düster.

»Das geht nicht nur dir so«, sagte Garness und kniff die Augen gegen die Sonne zusammen.

Vanandel musterte die Bäume rundum und runzelte die Stirn. »Ob er uns jetzt sieht?«, sagte sie zu sich selbst.

Garness lachte leise. »Er interessiert dich nur so ganz beiläufig, hm?«, neckte er sie. Vanandel lächelte.

»Ich glaube übrigens nicht, dass er seine Augen dazu benutzt, anderen hinterherzuspionieren. Er hat einmal gesagt, dass es sehr anstrengend ist. Vögel mögen es gar nicht, still sitzen zu müssen, und es ist nicht leicht für sie, ihre Augen nach seinen Wünschen zu bewegen. Nicht alle Vögel lernen es, und er hat immer einige, mit denen er lieber arbeitet als mit anderen.« Garness reckte sich und sah zum Haus. »Ich muss gleich wieder an die Arbeit«, sagte er. »Dein Vater wünscht, dass ich den Herren etwas Musikalisches darbiete, während sie sich seine Sammlung ansehen.«

Er stand auf und verneigte sich tief. »Darf ich mich zurückziehen, Hoheit?«

»Geh nur«, sagte sie müde. »Ich sehe dich nachher auf dem Ball.«

Sie sah ihm nach. Wie es wohl gewesen wäre, mit ihm durchzubrennen? Sie hätte sich als Junge verkleidet und beide wären zum Bardenstein geritten. Als was hätte er sie dort vorgestellt? Als seinen Diener? Sie schnaubte und lachte leise.

»Worüber amüsierst du dich?«, fragte Maris, der so leise näher gekommen war, dass sie ihn nicht gehört hatte.

»Über ein junges, dummes Ding, das geglaubt hat, in einen Mann verliebt zu sein, der nichts von ihr wissen will«, erwiderte Vanandel und raffte ihre Röcke, um ihm Platz zu machen. Sie bemühte sich um eine freundliche und neutrale Miene, um ihre Freude zu verbergen.

Die hellbraune Taube auf seiner Schulter blinzelte ihr zu, und Vanandel wusste nicht, ob das etwas

zu bedeuten hatte. Maris setzte sich neben sie und glättete sorgsam den hellen Wollstoff seiner langen Tunika. Heute trug er eine dunkle Hose darunter, stellte Vanandel fest. Sie sah neu aus, und auch die Tunika war deutlich weniger abgetragen als die Kleider, in denen sie ihn vorher gesehen hatte. Sein dunkelgrüner Umhang hatte eine gestickte Kante und war mit einer handgroßen, silbernen Brosche verschlossen. Er hatte sich für ihre Verlobungsfeier fein gemacht, erkannte sie mit einem kleinen Schreck, der sie warm und angenehm durchfuhr.

»Und hat das Mädchen sich davon erholt?«, fragte er.

»Welches …«, begann sie und lachte dann ein wenig ärgerlich. »Meine Verlobung schlägt mir aufs Gehirn«, sagte sie. »Verzeih mir, Maris, ich glaube, ich kann dir heute keine sehr anregende Gesellschaft bieten.«

Der Barde lächelte und nahm ihre Hand, um einen höflichen Kuss darauf zu platzieren. »Sie sind immer eine anregende Gesellschaft, Hoheit.«

Sie entzog ihm ihre Hand und räusperte sich verlegen. »Es ist schönes Wetter«, sagte sie und ohrfeigte sich im Stillen für diesen Satz.

»Wunderbar«, antwortete Maris. »In jedem anderen Fall hätte ich gesagt *Verlobungswetter*. Aber wenn ich dich richtig verstanden habe, müsste es dann heute wohl eher regnen.« Sein Gesicht war ruhig, aber in seiner Stimme lag etwas, was sie aufhorchen ließ.

»Regen, Schnee, Blitz und Donner – alles wäre passender«, sagte sie und sah ihn abwartend an.

Er berührte seine Mantelschließe mit den Fingerspitzen und verfolgte die Linien des fein ziselierten Metalls. Es stellte eine Möwe im Flug dar. »Sie ist sehr schön«, sagte sie.

»Was ist schön?«

»Die Möwe«, sagte sie und berührte ebenfalls die Schließe. Ihre Finger begegneten seinen, und seine Hand bewegte sich ein kleines Stück, um sich über ihre Finger zu legen.

»Es bekümmert mich, dass dein Herz nicht für deinen Verlobten schlägt«, sagte er. »Ist es der andere Mann, der es besitzt?«

Sie wagte kaum zu atmen. »Warum fragst du das?«

Seine Finger zuckten kurz. Dann nahm er die Hand fort und legte den Zeigefinger auf seine Lippen. Seine Augen lächelten. Vanandels Herz schlug schneller.

»Dein Vater hat einen jungen Halbelben in seinem Gefolge«, sagte Maris nach einer kleinen Pause.

Vanandel sah ihn verständnislos an. Dann schüttelte sie den Kopf. »Ja, natürlich. Lluis.«

»Du kennst ihn.«

»Ich kenne ihn – recht gut. Was ist mit ihm?«

Maris nickte ernst. »Ich habe ihn gestern getroffen, und ich glaube, dass ihm etwas Ähnliches zugestoßen ist wie mir vor langer Zeit.« Seine Hand berührte kurz seine Augen und sank wieder in seinen Schoß.

»Lluis?«, fragte sie ungläubig. »Was soll ihm denn passiert sein?«

Seine Hand bewegte sich unruhig über den Stoff seiner Tunika und griff dann wieder beinahe haltsuchend nach der Mantelschließe. »Ich glaube, dass ihm etwas begegnet ist, das nur Elben zustoßen kann«, sagte er ausweichend.

Vanandel musste an sich halten, um ihn nicht zu schütteln. »Ist es gefährlich?«, fragte sie. Was für

eine dumme Frage, Maris war erblindet durch – was auch immer es war.

Er antwortete nicht. »Maris!«, sagte sie drängend. »Ich muss es wissen.«

Er seufzte. »Das ist sehr schwer zu sagen. Er könnte daran sterben. Oder, noch schlimmer …«

»*Noch* schlimmer?«, rief Vanandel. »Wie kann etwas schlimmer sein als der Tod?«

Die Taube flog erschreckt von seiner Schulter, und er wandte sein blindes Gesicht ab. »Du solltest das nicht fragen«, sagte er. »Ich bin einer der Glücklichen, mich hat es nur mein Augenlicht gekostet und von all denen getrennt, die ich geliebt habe.«

Vanandel griff nach seinem Arm. »Was können wir tun?«, fragte sie energisch. »Maris, ich sitze nicht hier herum und warte darauf, dass irgendetwas Schreckliches mit Lluis geschieht. Du musst mir alles erzählen, was ich darüber wissen muss, und dann werden wir uns etwas überlegen.«

Er schüttelte den Kopf. »Lass mir ein wenig Zeit, darüber nachzudenken. Und mach dir keine Sorgen, er wird nicht heute oder morgen tot umfallen. Wenn es das ist, was ich vermute, dann bleibt uns immer noch Zeit genug, um ihn von hier fortzubringen.«

Vanandel fühlte sich durch diese Worte nicht im Mindesten beruhigt. Sie schauderte. Maris spürte es, schlüpfte aus seinem Umhang und legte ihn ihr um die Schultern. Vanandel wunderte sich, wie geschickt und zielsicher er das tat, obwohl sein derzeitiges Augenpaar weit weg in irgendeinem Baum hockte.

»Danke«, sagte sie leise. »Ich friere nicht, Maris. Ich fürchte nur um Lluis.«

Er legte kurz und fest den Arm um ihre Schulter, aber seine Miene brachte ihr keine Beruhigung.

Sie saßen schweigend nebeneinander, bis der Haushofmeister winkend und niesend auf dem Kiesweg herankam. »Hoheit«, keuchte er, »Ihr Vater verlangt nach Ihnen.«

Vanandel stand auf und gab Maris seinen Umhang mit einem leisen Dank zurück. »Kommst du nachher zum Ball?«, fragte sie.

Er stand da, den Blick über ihren Kopf gerichtet, und lächelte. »Ich hoffe, dass ich einen Begleiter finde. Aber ich werde kommen.«

Sie folgte Herrn Anselm, der sie zwar neugierig musterte, aber nichts weiter sagte. Ihre Gedanken waren bei Lluis und dann wieder bei dem Elbenbarden. Was war den beiden zugestoßen? War es eine Krankheit, unter der nur Elben litten? Elben wurden nicht krank, soweit sie wusste. Vanandel seufzte lautlos und vertrieb jeden Gedanken an Elben und speziell an Maris Elbenstern aus ihrem Kopf. Sie musste sich auf ein langweiliges Beisammensein mit ihrem Vater und ihren zukünftigen Verwandten gefasst machen.

»Herr Anselm«, sagte sie impulsiv, »entschuldige mich, ich muss kurz noch einmal meine Gemächer aufsuchen.« Sie deutete entschuldigend auf ihre Taille. »Da hat sich gerade etwas gelöst, meine Zofe muss mir helfen.«

Der Haushofmeister machte eine kleine Verbeugung und versprach, ihren Vater und seine Gäste von der Verzögerung zu unterrichten, dann wieselte er davon.

Vanandel sah ihm erleichtert nach, dann machte sie kehrt und lief ins Haus.

Er war da, der Tag der Verlobung. Lluis hatte geglaubt, dass die Aufregung der letzten Tage nicht mehr übertroffen werden konnte – aber dieser atemlose Morgen hatte ihn schon eines Besseren belehrt. Doch jetzt war die Tafel für den Mittag gedeckt, die Vorbereitungen für den Tee waren getroffen, das Bankett und der Ball vorbereitet – und ein erschöpfter Kellerer hatte ihm erlaubt, sich für eine kurze Verschnaufpause zurückzuziehen.

Er hockte also auf der Brunneneinfassung im Inneren Hof und aß ein Käsebrot. Die Küche war heute für alle Bediensteten kalt geblieben, die Köchin und ihre Mädchen hatten alle Hände voll mit dem Essen für die Gäste zu tun und keine einzige mehr frei, um das Personal zu versorgen.

Lluis schloss die Augen und genoss den kleinen Moment der Ruhe. Schritte näherten sich, gingen vorüber, hielten inne und kehrten zurück. Lluis öffnete resigniert die Augen, wahrscheinlich brauchte wieder jemand einen Handlanger. Er sah zu dem Mann auf, der vor ihm stand und sprang erschreckt auf, als er Chaantreas Vater erkannte.

Der Elbe musterte ihn vom Kopf bis zu den Zehen. »So«, sagte er.

Lluis erwiderte seinen Blick so frech, wie es ihm mit seinen weichen Knien möglich war. »Was wünschen Sie?«, fragte er.

»Das ist also der junge Mann, den Chaantrea sich neuerdings in den Kopf gesetzt hat«, sagte er. »Ich habe dich hier noch nie gesehen. Wo kommst du her?«

»Aus Weidenheim«, sagte Lluis.

»Weidenheim«, wiederholte Uldis nachdenklich. »Befindet sich dort in der Nähe nicht das Jagdschloss des Markgrafen?«

Lluigolf bejahte. Der Herr von Wasserberg schenkte ihm unverhofft ein Lächeln und deutete auf das Tor zum Park »Gehen wir ein Stückchen?«

Lluis nickte. Was wollte Uldis von ihm? Wahrscheinlich das, was Elbenväter immer von den Verehrern ihrer Töchter verlangten: Lass die Finger von ihr. Geh deiner Wege. Lass dich nicht mehr in ihrer Nähe blicken.

Uldis schwieg, bis sie unter den Ulmen angelangt waren. Dann atmete er tief ein und murmelte: »Ah. Wie sie es nur in diesen Steinansammlungen aushalten, diese Menschen!«

Lluis wunderte sich. Das Haus des Herrn von Wasserberg hatte den Ruf, eines der schönsten Anwesen der Mark zu sein – aber es war ebenso aus Stein gebaut wie das Stadtschloss des Markgrafen.

Uldis lächelte. »Ich sehe dir deine Gedanken an«, sagte er. »Ich lebe nun schon lange unter den Menschen und habe mich an ihre Sitten angepasst, das stimmt. Aber es gibt immer noch Tage, an denen ich mein eigenes Blut rufen höre, und dann hält es mich nicht zwischen Mauern aus Stein.« Er berührte einen der Bäume und blieb so stehen, die Handflächen auf die Rinde gelegt. »Ich glaube, du bist schuld daran, dass ich mich hier und heute so unwohl mit all dem Menschlichen fühle«, sagte er.

»Ich?«, fragte Lluis verwundert. Das Gespräch mit Chaantreas Vater verlief äußerst ungewöhnlich.

Der großgewachsene Elbe löste eine Hand vom Baum und drehte sein Haar zu einem festen Zopf. Er glich Maris, wie er da stand, die hellen Augen halb geschlossen und das Gesicht dem Wind und der Sonne zugewandt.

»Ah«, machte er und reckte die Schultern. »Das ist gut.« Er ging weiter, und Lluis blieb stehen, unsicher, ob er dem Elben weiter folgen sollte oder nicht.

»Komm, Junge«, sagte Uldis, ohne sich umzuwenden. Lluis biss die Zähne zusammen.

»Ich bin kein Hund«, knurrte er.

Uldis verharrte. Ohne sich umzuwenden, sagte er: »Ich bitte dich um Vergebung. Wie ist dein Name?«

Lluigolf schüttelte den Kopf. »Was willst du von mir, Uldis, Herr von Wasserberg?«

Der Elbe seufzte. »Du täuschst dich, wenn du glaubst, dass Chaantrea mit jedem herumtändelt, der ihr über den Weg läuft. Sie ist wählerisch, fast ein bisschen zu wählerisch für meinen Geschmack.« Jetzt wandte er sich doch um, und sein Blick war streng. »Sie ist an dir interessiert, und das macht mich neugierig.«

»Lluigolf«, sagte Lluis. Der Herr von Wasserberg lächelte.

»Danke«, sagte er. »Darf ich um deine Begleitung bitten? Ich möchte wissen, wer du bist.«

Lluis ging neben ihm her, ein wenig befangen und seinerseits neugierig auf Uldis, den Elben, der unter Menschen lebte.

»Erzähl mir von deiner Familie«, sagte Uldis. »Wer von ihnen ist der Elbe?«

Lluis kreuzte die Arme vor der Brust. »Meine Mutter ist ein Mensch«, sagte er.

Der Elbe nickte, als hätte er die Antwort erwartet. »Es leben einige Elben dort in Weidenheim, wenn ich mich recht entsinne.«

Er stellte die Frage nicht, aber sie stand trotzdem deutlich in der Luft. Lluis seufzte. »Ich kenne meinen Vater nicht. Er ist nicht von dort.«

Sie schwiegen eine Weile. Der Kies knirschte unter ihren Füßen, dann schwenkte Uldis auf ein kleines Rasenstück und führte sie zu einem der Labyrinthe. »Wartet zu Hause jemand auf dich?«, fragte er beiläufig.

»Nein.«

»Als ich dich das letzte Mal gesehen habe, trugst du einen Ring. Einen Ring, der einer Frau gehört«, setzte Uldis in fragendem Ton hinzu.

Lluis rieb über die nackte Stelle an seinem Finger. Wo habe ich diesen Ring nur verloren?, fragte er sich. »Er gehörte jemandem, der gestorben ist«, sagte er knapp.

»Das tut mir leid«, murmelte der Elbe. »Sie war eine Menschenfrau, nehme ich an?«

»Nein.« Lluis war es leid, die Fragen des Elben zu beantworten. »Ich muss zurück«, sagte er. »Es war nett, mit dir zu plaudern. Wir sehen uns sicher auf dem Ball.«

Eine Hand schoss vor und hielt ihn auf. »Ich würde mich freuen, wenn du heute Abend mein Gast sein könntest«, sagte Uldis unerwartet. »Ich werde das mit Herrn Anselm besprechen. Ist das in deinem Sinne?«

Lluis starrte ihn an. »Ja, danke«, sagte er verblüfft. »Ich freue mich. Wird Chaantrea …«

»Sie ist selbstverständlich anwesend.« Der Herr von Wasserberg musterte ihn wieder, dieses Mal

ein wenig mitleidig, wie es ihm schien. »Wir sehen uns heute Abend«, sagte er und ließ Lluis stehen.

Nachdenklich schlenderte Lluigolf zum Haus zurück. Was mochte den Herrn von Wasserberg bewogen haben, sich so leutselig mit einem namenlosen Halbelben zu unterhalten?

»Lluis«, hörte er eine Frau rufen. Er drehte sich um, aber es war Vanandel, die atemlos hinter ihm herlief, ihn am Arm packte und in ein Gebüsch zerrte, und nicht Chaantrea.

»Was machst du hier?«, fragte Lluis. Vanandel legte einen Finger auf die Lippen. Draußen ging jemand vorbei, sie hörten eine Frau lachen und einen Mann etwas murmeln. Dann waren die Schritte fort, und Vanandel ließ seinen Arm los. »Ich muss mit dir reden.«

»So dringend?« Lluis sah bedeutungsvoll ihre Galarobe an. Die Rocksäume trugen unübersehbare Spuren von Gras und Sand und die feinen Seidenschuhe zierten dunkle Ränder.

Vanandel sah an den halbwegs ruinierten Sachen herab und zuckte mit den Schultern. »Hauptsache, mein Imago sieht ordentlich aus«, sagte sie mit einem Lächeln, das ihre Augen nicht erreichte.

Lluis verzog das Gesicht. Er wusste schon länger von Vanandels geistlosem Ebenbild, aber die erste Begegnung mit ihm war unheimlich gewesen. Er wunderte sich, wie gelassen Vanandel von diesem Ding sprechen konnte.

»Wie geht es dir?«, fragte Vanandel.

»Wie es mir … gut«, sagte Lluis misstrauisch. »Warum fragst du?«

Vanandel starrte ihn mit zusammengekniffenen Augen an. Es irritierte ihn manchmal immer noch, Hadmut in dieser Aufmachung vor sich zu sehen.

»Du siehst jedenfalls nicht aus wie jemand, der jeden Moment tot umfällt«, konstatierte sie. Lluis fand, dass es sich etwas enttäuscht anhörte.

»Ich habe jedenfalls nicht vor, in näherer Zukunft tot umzufallen«, sagte er leise beleidigt. »Stört dich das? Soll ich gehen und mich entleiben?«

Sie nahm seine Hand und drückte sie. »Ich muss mich seltsam anhören, das ist wahr. Aber ich habe gerade mit Maris gesprochen, und er …«

»Er ist verrückt«, sagte Lluis entschieden. »Vollkommen durchgedreht. Er hat mir vorgestern unten am Teich eine solche Angst eingejagt, dass ich wirklich fast gestorben wäre.«

Vanandel ließ seine Hand fallen wie einen faulen Fisch und rümpfte die Nase. »Du bist ein Idiot«, sagte sie. »Maris ist ein wunderbarer, kluger, freundlicher …«

Lluis lachte, und sie fauchte ihn wütend an: »Du solltest aufpassen, ehe du über andere lachst! Du und deine Chaantrea!«

»Oho«, machte Lluis. »Heißt das etwa, dass du und Maris …«

»Nichts heißt das«, fuhr Vanandel ihm über den Mund. »Ich habe mich nur lange mit ihm unterhalten. Er sorgt sich um dich. Was ich nur sehr, sehr schwer nachvollziehen kann, so wie du dich aufführst!«

»Sorgen?«, fragte Lluis desinteressiert. Seine Gedanken schweiften zu der abendlichen Verabredung. Er hatte Chaantrea nicht mehr wiedergesehen, seit diese Dummköpfe ihr Rendezvous gestört hatten. Er rieb mit dem Daumen über den fehlenden Ring und runzelte die Stirn. Hatte sie nicht noch etwas gesagt – dass sie ihm bei ihrem nächsten Treffen etwas mitbringen wollte?

»He, redest du nicht mehr mit mir?«, fragte Vanandel. Lluis schreckte zusammen und murmelte eine

Entschuldigung. »Du warst ja vollkommen weggetreten.« Vanandel kniff ihn in den Arm. »Hast du überhaupt gehört, was ich gesagt habe?«

Lluis schüttelte den Kopf, und sie seufzte: »Also, hör jetzt gefälligst zu! Denkst du an unsere Verabredung morgen?«

Noch eine Verabredung? Mit Vanandel? Lluis wusste nicht, was er sagen sollte.

Vanandel stöhnte und verdrehte die Augen. »Junge, komm mal zurück von deiner Wolke – wir wollten morgen hinunter in die Stadt. Zu du-weißt-schon-wem!«

Die Erinnerung kehrte zurück. Lluis murmelte eine Bestätigung, die allerdings nicht allzu begeistert klang. Vanandel kniff ihn wieder, und er protestierte, während er sich den Arm rieb. »Hör auf, rumzumaulen. Du gehst morgen mit mir hinunter, und ich frage ihn, ob er uns aus der Stadt schaffen kann. Es wird das Beste sein, wenn wir beide verschwinden!«

»Hör mal«, sagte Lluis schwach, »ich will aber nicht verschwinden. Es gefällt mir gut hier.«

»Ach ja? Seit wann das denn?«, fragte sie spitz. »Mach jetzt kein Theater, Lluis. Es ist wirklich besser für dich, wenn ich dich von hier fortbringe. Maris …«

»Maris!«, fuhr Lluis auf. »Hör mir doch auf mit deinem Maris. Ich gehe morgen mit, das habe ich dir versprochen. Außerdem bin ich der Krö… du-weißt-schon-wem noch etwas schuldig. Aber ich werde hier im Schloss bleiben, und daran ist nicht zu rütteln.«

»Dickkopf«, sagte Vanandel.

»Gleichfalls«, erwiderte Lluis.

Beide schwiegen verstimmt, bis Lluis seufzte und Vanandel sanft gegen die Schulter knuffte. »He, es tut mir leid«, sagte er. »Ich war nicht sehr nett zu dir.«

Sie schnaubte, aber ihre wütende Miene besänftigte sich ein wenig. »Du bist wirklich ein Dickkopf«, sagte sie resigniert. »Wir machen uns doch nur Sorgen um dich. Deine Anfälle …«

»Oh, bitte«, sagte Lluis. »Das ist doch nichts, weswegen man sich beunruhigen muss. Es ist doch auch schon lange nicht mehr vorgekommen!«

Vanandel sah ihn groß an. »Also, Maris sagte, dass du gestern am Teich umgefallen bist. Nennst du das *nicht lange*?«

»Ich kann mich nicht erinnern, dass gestern etwas war«, erwiderte Lluis pikiert. »Allerdings hat Maris mich wirklich erschreckt.« Er grinste. »Abgesehen davon, wie würde er das denn überhaupt bemerkt haben wollen? Wo er doch nichts sieht?«

»Du führst dich wirklich ekelhaft auf!« Vanandel stieß mit dem Fuß auf, was sie nicht mehr getan hatte, seit sie ein kleines Mädchen gewesen war, und machte auf dem Absatz kehrt. Lluis hörte, wie kleine Zweige unter ihrem wütenden Abgang brachen, dann war sie fort. Er machte sich ein wenig Vorwürfe, dass er so barsch mit ihr gesprochen hatte, aber dann schweiften seine Gedanken wieder zu angenehmeren Dingen ab. Heute Abend würde er sie endlich wiedersehen. Chaantrea!

Er rannte die Treppe zu den Wirtschaftsräumen hinunter, als er den Haushofmeister seinen Namen rufen hörte. Lluis blieb stehen, und Herr Anselm holte ihn ein. »Du brauchst noch etwas Anständiges für heute Abend«, sagte er und nieste. »Kleidung«, setzte er hinzu, nachdem er sich geschnäuzt hatte. Und setzte auf Lluigolfs fragenden Blick mit grämlicher Miene hinzu: »Das wirft unsere Planung

einigermaßen über den Haufen, Junge. Wir müssen nun sehen, an welchen Tisch wir die Gesellschaft des Herrn von Wasserberg setzen, damit du noch dazu passt, und dafür müssen wir alles noch einmal neu platzieren.« Er seufzte tief, klopfte Lluis aber versöhnlich auf den Arm. »Nicht deine Schuld, nicht deine Schuld. Wenn die junge Dame sich einen Tischherrn in den Kopf setzt, hat keiner mehr etwas zu melden, ihr Tischherr am allerwenigsten.« Er lachte und schnäuzte sich wieder. Dann schob er Lluis ungeduldig an. »Nun lauf, spute dich. Der Vestiar wartet auf dich!«

Lluis ließ sich kein zweites Mal bitten.

Trudwin empfing ihn mit gewohnt grämlicher Miene. »Da bist du ja endlich. Glaubst du, ich hätte nichts Besseres zu tun, als hier auf dich zu warten?«, fauchte er und wedelte ungeduldig mit einem zusammengerollten Strumpf. »Also, hopp, hopp – was brauchst du?«

»Ich werde heute Abend Gast auf dem Ball sein«, sagte Lluis. »Also brauche ich …«

»Das weiß ich«, unterbrach ihn der Vestiar. »Was möchtest du haben? Komm, steh nicht herum und starr Löcher in die Luft, hier!« Er schob Lluis zu einer Kleiderstange, an der bereits einige fertig zusammengestellte Anzüge baumelten. Allesamt in Rot, wie Lluis missvergnügt feststellen musste.

»Ah, Herr Trudwin«, sagte er und deutete auf ein besonders rotes Exemplar, »dieser hier wäre schön – aber in Schwarz. Oder Dunkelblau. Meinetwegen auch in Braun?«

Der Vestiar schnaufte. »Auch noch Sonderwünsche, der Herr? Du bist immer noch ein Bediensteter Seiner Hoheit, junger Mann.«

»Ja«, sagte Lluis mit dem Mut der Verzweiflung, »aber heute Abend kann ich doch nicht als Bediensteter an Fräulein Chaantreas Seite sitzen. Wie würde das denn aussehen? Wir würden den Herrn von Wasserberg damit tödlich beleidigen.«

Trudwin zog die Brauen zusammen und biss sich auf den Daumennagel. »Gut bedacht«, murmelte er. »Da hätte Anselm wahrlich beinahe einen kapitalen Bock geschossen.« Er grinste. Der Gedanke schien ihm Vergnügen zu bereiten. »Also gut«, er klatschte in die Hände, »dann schauen wir mal, wie wir dich für die junge Dame standesgemäß herausputzen. Komm mit.«

Sie liefen durch einen vollgestellten Gang und gelangten in einen Raum, der bis unter die Decke voller Röcke, Jacken und Hosen hing. Der Vestiar griff nach einem langen Stock, der neben der Tür lehnte, und wanderte murmelnd durch die Reihen. Dann blieb er stehen und stocherte mit dem Stock in dem Gestänge über seinem Kopf herum. Er zog den Stock heraus, und an seinem Ende baumelte wie ein Fisch am Haken ein dunkler Anzug. »Nun?«, fragte Trudwin.

Lluis nahm den Anzug vom Haken und drehte ihn prüfend in den Händen. Eine dunkle Jacke aus kurzgeschorenem Samt, dazu eine passende Hose aus einem dichten Wollstoff und eine dezent gemusterte Weste – das schien allerdings eine durchaus angemessene Wahl für eine solche Verlobungsfeier zu sein, fand Lluis und sagte das auch. Der Vestiar grummelte geschmeichelt und bedeutete Lluis, ihm zu folgen. »Schuhe, Strümpfe, ein Hemd«, zählte Trudwin auf. »Handschuhe?« Er musterte Lluis fragend.

»Keine Handschuhe«, sagte Lluis. »Auch keinen Stock, kein Monokel und keinen Hut, ich bin doch kein Geck.«

»Auch wieder wahr«, murmelte Trudwin und zog die Wäsche aus einem Regal. »Aber ein Taschentuch, das gehört sich einfach so.« Er stapelte alles in Lluigolfs Armen. »So, junger Mann«,

sagte er schließlich und wischte sich die Stirn, »das alles zu treuen Händen. Ich möchte die Sachen morgen wieder hier vorfinden – halbwegs ordentlich und ohne Risse, wenn ich bitten darf!«

Lluis machte eine scherzhafte kleine Verbeugung und versprach, er werde sein Bestes tun. Der Vestiar grummelte und gab ihm einen Klaps auf den Rücken. »Amüsier dich schön«, sagte er unerwartet und schloss die Tür.

Lluigolf trug den geliehenen Schatz in sein Quartier und breitete die Kleider auf seinem Bett aus. Wie schön sie aussahen – so dezent und nobel, und ohne ein einziges rotes Fleckchen irgendwo. Er strich mit den Fingerspitzen über die samtene Jacke und den schimmernden Stoff der Weste und seufzte vor Vergnügen. Darin würde er vor Chaantrea ohne Zweifel bestehen können! Sie würde ihn ansehen und vollkommen vergessen, dass er ein Bediensteter war.

Er schälte sich aus seinen Kleidern und stieg bedächtig in die neue Montur. Dann drehte er sich in Ermangelung eines Spiegels vor der Fensterscheibe und versuchte vergeblich, ein Abbild seiner neuen Eleganz darin zu erhaschen.

Draußen dämmerte der Abend. Wie spät mochte es wohl sein? Lluis ging zur Tür und öffnete sie. Konnte er da schon Musik aus dem Ballsaal hören? Kam er womöglich zu spät?

Er beeilte sich, in die große Eingangshalle zu kommen, und dort konnte er zusehen, wie die ersten Gäste durch das Portal schritten, lachend und plaudernd, und von Gustav und seinen Freunden mit Erfrischungen und kleinen Präsenten versorgt wurden.

Sein Herz schlug bis zum Hals, als er endlich den Herrn von Wasserberg und seine Gesellschaft eintreten sah. Sie hatten keinen weiten Weg zurücklegen müssen, die Zimmerfluchten, in denen sie für die Dauer ihres Aufenthaltes untergebracht waren, lagen im Seitenflügel, der auf den kleinen Lustgarten hinausblickte.

Chaantrea ging am Arm ihres Vaters, der in fließende, weißgoldene Gewänder gekleidet war und sich mit seinem ebenfalls weißgoldenen Haar von allen anderen Herren in der Halle abhob wie ein exotischer Schmetterling. Chaantrea selbst trug ein enganliegendes, dunkelrotes Kleid und darüber einen nachtblauen Mantel, der weich um ihre schlanken Glieder floss. Lluigolf fühlte sich in seinen eben noch so feinen Kleidern mit einem Mal so dienerhaftärmlich, als trüge er immer noch eine Livree am Leib. Er zögerte, überlegte einen Lidschlag lang, ob er kehrtmachen und sich wieder in den Dienstbotenflügel flüchten sollte, aber da traf ihn Chaantreas Blick wie Feuer und Glut. Er blieb erstarrt stehen, und als sie lächelte und ihm eine Kusshand zuwarf, war es um ihn geschehen. Mit weichen Knien näherte er sich der Gesellschaft und machte formvollendet seine Aufwartung.

Dann fand er sich mitten im prächtig mit Blumen und Girlanden geschmückten Ballsaal wieder, die Kronleuchter waren angezündet, überall standen Kerzenleuchter, die Luft war jetzt schon schwer von Parfüm und Kerzenrauch, Gelächter und Musik schwebten über dem Ganzen.

Rund um die große Tanzfläche waren kleinere und größere Tische aufgebaut, an denen Leute saßen und standen und miteinander plauderten oder den Saal betrachteten. Überall standen Schalen und Platten mit Leckerbissen zwischen dem Blumenschmuck, und Diener liefen geschäftig umher und kümmerten sich um das Wohl der Gäste.

Lluigolf reckte den Hals, aber er konnte weder Vanandel noch ihren Verlobten oder beider Väter entdecken – wahrscheinlich trafen sie erst später zur feierlichen Eröffnung des Balles ein.

Herr Anselm ging gerade von Tisch zu Tisch und sprach mit jedem der Gäste ein paar Worte. Er trug feierliches Schwarz und Gold und sah sehr würdevoll aus.

»Nun, junger Mann?«, sprach der Herr von Wasserberg ihn an. »Gefällt es dir?«

Lluigolf gab eine wohlerzogene Antwort und klopfte sich innerlich auf die Schulter, da er dabei nicht gestottert hatte. Uldis, der Vater seiner Angebeteten, brachte ihn ein wenig aus der Fassung. Aber das war noch gar nichts im Vergleich zu der Verwirrung, die ihn überfiel, wenn er in Chaantreas Augen blickte.

Sie hielt ihren Fächer vors Gesicht und lächelte ihn darüber hinweg an.

Zur Gesellschaft gehörte noch der unfreundliche Vidas, den er jetzt zum ersten Mal ohne Maske sah. Das blondgelockte Haar umrahmte ein ovales Gesicht mit puppenhaft aufgeworfenem Mündchen, dem der mürrische Gesichtsausdruck schlecht stand. Vidas hatte Lluigolf zur Begrüßung nur einen abschätzigen Blick zugeworfen und ignorierte ihn dann vollkommen. Stattdessen plauderte er etwas angestrengt mit einer ungnädig dreinblickenden Elbin, die ihr glattes, weizenblondes Haar streng aus der hohen Stirn gekämmt trug und auch sonst erstaunlich wenig Schmückendes zur Feier dieses Tages angelegt hatte.

Der Saal hatte sich gefüllt und die Musiker ließen eine aufmerksamkeitsheischende Fanfare erklingen. Die Tür des Saales öffnete sich und die Hauptpersonen traten ein.

Vanandel sah erstaunlich entspannt und fröhlich aus, wie sie da am Arm ihres Vaters eintrat. Ihr Verlobter folgte ihr wie ein Hündchen, mit ebenso ergebenem Blick, ihm fehlten nur die Schlappohren. Lluis schüttelte den Kopf, und Chaantrea beugte sich zu ihm, hielt schützend den Fächer vor den Mund und flüsterte: »Was für ein Schwachkopf. Die Prinzessin kann einem richtig leidtun!«

»Chaantrea«, sagte ihr Vater leise mahnend. Sie setzte sich aufrecht, machte ein unschuldsvolles Gesicht und blinzelte Lluis verschmitzt zu. Er lächelte sie an und nahm einen Schluck von seinem bisher unberührten Weinglas.

Der Ball wurde eröffnet, und die ersten Paare wagten sich auf die Tanzfläche. Vanandel war ihrem Verlobten für den Eröffnungstanz in die Mitte des Saales gefolgt. Er wusste nicht, ob sie überhaupt tanzen konnte. Hadmut jedenfalls konnte er sich nicht tanzend vorstellen.

Er bemerkte, dass Chaantrea ihn bedeutungsvoll ansah, und erhob sich mit einer hastigen Verbeugung vor Uldis. »Darf ich deine Tochter zum Tanz bitten?«

Der Herr von Wasserberg nickte, und Vidas rümpfte die Nase und murmelte etwas vor sich hin. Chaantrea stand auf und reichte ihm eine kühle, zarte Hand, die Lluis mit durchaus gemischten Gefühlen ergriff. Was machte er sich Kopfzerbrechen darüber, ob Vanandel tanzen konnte? Er hätte sich lieber Gedanken machen sollen, ob er dazu in der Lage war, die komplizierten Schrittfolgen des Kontratanzes zu bewältigen. Mit klopfendem Herzen ließ er sich an seinen Platz in der Reihe weisen und erwartete wie alle anderen den Auftakt.

Lluigolf ließ sich von den Anweisungen des Tanzmeisters durch den anfangs recht gemessenen Tanz leiten und gewann einige Sicherheit, ehe die Schrittfolgen schneller und schwieriger zu werden drohten. Atemlos reichte er nach einer komplizierten Drehung seiner nächsten Partnerin die Hände und erkannte Vanandel, die ihn mit geröteten Wangen und blitzenden Augen anlachte. »Hallo«,

keuchte Lluigolf, »du siehst ja aus, als ob du richtig Spaß hättest. Vertragen wir uns wieder?«

Vanandel klatschte in die Hände und wirbelte herum. Sie fasste seine Hände, schwenkte mit ihm nach rechts und links und antwortete nicht. Lluis sah in ihr strahlendes, erhitztes Gesicht und stöhnte leise. Das brachte wirklich auch nur Hadmut fertig – ihrer eigenen Verlobungsfeier fernzubleiben!

Dann war die Figur beendet und er stand wieder seiner Chaantrea gegenüber. Sie überkreuzten ihre Hände und tanzten unter den erhobenen Armen der anderen Paare hindurch, stellten sich am Ende auf und warteten, bis alle anderen ebenfalls passiert hatten. Lluis war in den Augen seiner Angebeteten gefangen. Sie strahlte ihn an und er erwiderte das Lächeln von Herzen.

»Ich habe noch etwas für dich«, rief sie, als die Tanzpaare Arm in Arm in ihre Schlussposition wirbelten. »Komm, lass uns im Lustgarten etwas Luft schnappen. Ich bin so schrecklich erhitzt!«

Neue Musik setzte ein, zu der sich einige der unermüdlicheren Paare in gesetzten Kreisen drehten. Lluis führte seine Dame an den Tisch zurück, wo Chaantrea sich mit dem Fächer Luft zuwedelte, ein Glas Wein herunterstürzte und zu ihrem Vater sagte: »Die Luft ist so drückend. Danke, bemüht euch nicht, Lluis wird mich hinausbegleiten.«

Uldis, der sich wie der missmutige Vidas schon halb erhoben hatte, ließ sich wieder in seinen Sessel sinken, und Lluis sah, während er Chaantrea zur Tür führte, wie Vidas sich mit Blick auf Lluis zu ihm beugte und etwas zu ihm sagte. Uldis machte eine abwehrende Handbewegung und lächelte mit zusammengekniffenen Augen. Für einen Moment wirkte sein Lächeln schmerzerfüllt.

Die doppelflüglige Tür schloss sich hinter Lluis und der Elbin, und er schob jeden Gedanken an ihren Vater von sich. Uldis war die ganze Zeit über sehr freundlich zu ihm, das sollte ihm wahrhaftig genügen.

Chaantrea ließ seinen Arm los und griff nach seiner Hand. Lluis genoss ihre Berührung, das leise Rascheln, mit dem ihr Kleiderärmel sich am Stoff seiner Jacke rieb, den sanften Druck ihres Armes, den feinen Geruch nach Puder und Parfüm, der ihrem Haar entstieg. Er hätte am liebsten laut gejauchzt vor Wonne.

Der kleine Lustgarten lag alles andere als still und friedlich unter dem Licht des aufgehenden Mondes. Überall raschelte, flüsterte und kicherte es in den kleinen Lauben und aus den abgeschirmten Nischen, in denen Bänke standen.

»Dort hinten ist es ruhiger«, sagte Chaantrea und deutete auf die entfernteste Ecke des kleinen Gartens. Wirklich saß noch kein anderes Paar in der umrankten Nische, die Chaantrea ansteuerte. Sie zog Lluis neben sich auf die nicht allzu breite Bank und legte ihre Hände in seine. »Nun?«, fragte sie. »Worauf wartest du?« Sie legte ihren Kopf in den Nacken und schloss halb die Augen, wobei sie ihn spöttisch und auffordernd unter den gesenkten Lidern her anblinzelte.

Lluis legte sehr vorsichtig, als wäre sie aus kostbarstem Glas, seinen Arm um sie und näherte seine Lippen ihrem Mund.

Die nächsten Minuten waren atemlos und selbstvergessen, und Lluis sollte sich auch später nie mehr so recht an alle Einzelheiten dieser ersten, langersehnten Küsse erinnern können.

Endlich rückte Chaantrea ein kleines Stück von ihm ab und richtete ihre etwas aus der Fasson geratene Frisur.

»Ich hatte dir etwas versprochen«, sagte sie. »Warte«, sie fingerte in dem winzigen,

paillettenbestickten Ridikül herum, das an ihrem Handgelenk baumelte. Lluigolf fragte sich, was denn in solch einem Beutelchen sein konnte, aber da hatte sie es auch schon gefunden und ließ es mit triumphierender Miene in Lluigolfs Hand fallen.

Er schloss die Finger darum und spürte einen Ring.

»Zieh ihn über«, befahl Chaantrea. »Worauf wartest du?«

Lluis zögerte. Er verspürte einen unerklärlichen Widerwillen, das Schmuckstück über den Finger zu streifen. Aber Chaantrea sah ihn so erwartungsvoll an, dass er sich einen Esel schimpfte, den Ring über den Finger zog – den kleinen, an dem er auch einmal einen anderen Ring getragen hatte, wie er sich undeutlich erinnerte – und ihn Chaantrea zur Begutachtung entgegenhielt.

Sie nahm seine Hand und hielt sie in den schmalen Streifen Mondlicht, der durch die Öffnung in die Laube fiel. »Hübsch«, sagte sie zufrieden. Der Ring schimmerte silbern und Lluigolf erkannte, dass er einen winzigen, geschliffenen Stein trug, der feine blaue Reflexe über seine Hand schickte.

Chaantrea zog seine Hand an ihr Gesicht, beugte sich darüber und küsste den Finger, an dem der Ring saß. Der Kuss war kalt und heiß zugleich, er durchfuhr Lluigolf wie ein Fieberschauer. Dann schrie er erschreckt auf und entzog Chaantrea die Hand, denn sie hatte ihn übermütig und spielerisch gebissen. Ihre Zähne waren klein und scharf, und sie hatte ein wenig seine Haut geritzt, aus der jetzt ein Tröpfchen Blut sickerte.

»Oh, ich habe dich verletzt«, sagte sie lächelnd und zog seine Hand wieder an den Mund, um das Blutströpfchen abzulecken.

Lluigolf lachte unsicher und wollte sie umarmen, aber sie wich zurück und stand auf. »Wir sollten wieder hineingehen.«

Der Ballsaal warf Licht und Musik auf den kiesbestreuten Vorplatz. Sie liefen die Treppe empor und standen eine Weile vor den bodentiefen Fenstern, um das Treiben drinnen zu beobachten, ehe sie in den Saal und an ihren Tisch zurückkehrten.

»Da bist du wieder, mein Herz«, sagte Uldis und stand auf, um seine Tochter zu umarmen und auf beide Wangen zu küssen. Sie flüsterte etwas in sein Ohr, und er wandte den Kopf, um Lluis anzublicken. Seine hellen Augen waren ein wenig verschleiert, als bedauere er, was er hörte, aber als er Lluigolfs Blick traf, lächelte er und nickte.

Jetzt kehrten auch die beiden anderen Elben an den Tisch zurück und alle tranken von dem rosig perlenden Wein, knabberten Gebäck und plauderten. Lluis sah sich um und fragte sich, wo Vanandel wohl sein mochte. Ihr Ebenbild saß mit gelangweilter, um nicht zu sagen, geistloser Miene neben ihrem Vater und dem Langländer und starrte ins Leere, während ihr Verlobter mit einer Hofdame parlierte.

Eine Hand legte sich auf seinen Arm. »Was beschäftigt dich, Lieber?«, fragte Chaantrea und folgte seinem Blick. »Die Prinzessin sieht heute wirklich lieblich aus«, fuhr sie fort. »Sonst ist sie immer so angespannt, aber die Verlobung scheint ihr gutzutun.«

Lluigolf sah sie fragend an. Scherzte sie? Aber nein, ihr Gesicht war ernst. Er schaute zu Vanandels Stellvertreterin, die verträumt mit einem Fuß baumelte. Das war jedenfalls nicht die Vanandel, die er kannte und mit all ihrer Widerborstigkeit schätzte.

»Wollen wir tanzen?«, fragte er, um sich und Chaantrea von diesem Thema abzulenken. Sie nickte

und wartete, bis er aufgestanden war und ihr den Arm bot. Dann erhob sie sich anmutig und schritt an seinem Arm zur Tanzfläche.

Der Abend wurde zur Nacht, und die ersten Gäste brachen auf, zufrieden und müde vom Tanzen, Lachen und Trinken.

Der Herr von Wasserberg, der sich den ganzen Abend nicht von seinem Platz gerührt hatte, sah grau und erschöpft aus. Chaantrea hockte sich neben ihn, eine Hand auf seinem Knie, und flüsterte ihm etwas ins Ohr. Er schüttelte einmal, zweimal den Kopf, dann legte er eine Hand auf ihre Wange und beugte sich vor, um sie auf die Stirn zu küssen.

Chaantrea erhob sich und sagte zu Lluis: »Wir gehen jetzt. Ich bin müde und ich bin froh, wenn ich diese Schuhe ausziehen kann.« Sie winkte den beiden anderen Elben zu, die zwei Tische weiter mit einem jungen Paar sprachen, und bedeutete ihnen, dass sie aufzubrechen wünschte.

Ihr Vater stand auf und hielt sich einen Moment lang am Tisch fest. Lluis hatte noch nie zuvor einen Elben gesehen, der so deutliche Zeichen von Schwäche oder Krankheit zeigte – nun, beinahe noch nie, wenn er an Maris, den blinden Elben dachte.

Uldis bemerkte seinen Blick und richtete sich kerzengerade auf. Er nickte Lluis ernst zu, und der erwiderte das Nicken, ohne zu wissen, was Uldis ihm damit hatte bedeuten wollen.

Dann brach die Gesellschaft auf. Chaantrea hatte noch einmal kurz und zärtlich Lluigolfs Hand gedrückt und »Morgen« geflüstert, dann war sie fort. Lluis stand ein wenig verloren am Tisch, sah sich noch einmal um, ob irgendwo Vanandel – die echte Vanandel – zu sehen war. Sein Kopf drehte sich, ob vom Tanzen, von Chaantreas Küssen, vom Wein oder von all dem zusammen, und er war mit einem Mal so müde, dass er kaum glaubte, es noch in sein Bett zu schaffen.

Vanandel eilte in ihr Zimmer, schloss die Tür hinter sich und lehnte sich einen Moment lang dagegen. Der kurze, intensive Impuls, der sie hierher getrieben hatte, drohte schon wieder zu verebben, aber sie bürstete mit fliegenden Händen ihre verschmutzten Rocksäume aus, glättete vorsichtig ihre Frisur, schleuderte die durchnässten und schmutzigen Schuhe von den Füßen und stieg mit schmerzverzerrter Miene wieder in die hübschen, zu kleinen vom Vormittag.

Dann holte sie den Ring aus seinem Versteck und steckte ihn an. Wenige schwindelerregende Atemzüge später stand ihr Imago vor ihr und lächelte leer. »Geh zum Ball, tanz, amüsier dich«, befahl Vanandel und sah zu, wie ihr Ebenbild lächelnd knickste und das Zimmer verließ.

Sie stand da, sekundenlang unschlüssig, was sie nun tun wollte. Dann begann sie, sich auszuziehen. Mit jedem seidig raschelnden, steifen, prächtigen Kleidungsstück, das zu Boden fiel, fühlte sie sich leichter, bis sie schließlich meinte, die Arme ausbreiten und durch das Fenster davonfliegen zu können.

Sie schlüpfte in ihre abgetragenen Männerkleider und steckte den Zopf hoch, damit er unter die Mütze passte. Wahrscheinlich war es verrückt, was sie tat, aber es war gleichzeitig vernünftiger als ihr ganzes Tun und Lassen der letzten Tage – dieses müßige Sitzen an Teetischen und Herumflanieren am Arm ihres Verlobten, diese öden Gesellschaften und nichtssagenden Unterhaltungen …

Sie wagte es, die Tür zu öffnen. Der erste Teil der Strecke durch das Gebäude war der riskanteste, wenn sie erst einmal die Wirtschaftsräume erreicht hatte, würde sie niemand mehr aufhalten – nicht an einem Tag wie heute, wo Lieferjungen, Küchenhilfen und Botengänger in Scharen das Haus bevölkerten.

Sie erreichte unbehelligt den Küchengang und durchquerte ihn. Jemand rief »He, Junge« hinter ihr her, aber sie ging unbeirrt weiter und öffnete die Tür zum Garten. Sie sah sich um, ob jemand sie beobachtete, und rannte dann zwischen den Beeten hindurch in den Gemüsegarten und kletterte dort auf einen Apfelbaum, von dessen Ästen sie die Mauer erreichen konnte. Dort kauerte sie eine Weile und beobachtete den vorderen Schlosshof. Als für einen kurzen Moment niemand auf dem Hof war, sprang sie von der Mauer und ging betont langsam auf das Tor zu. Sie erreichte es und öffnete die Pforte in dem mächtigen Tor. Nur ein Schritt und sie war in der Freiheit.

Sie holte tief Luft, atmete den starken Geruch der Stadt ein, der sich so sehr von der parfümierten und wohlriechenden Luft im Schloss unterschied. Fisch und Staub und Schweiß und Unrat. Dann trat sie zurück in den Hof und schloss die kleine Pforte wieder. Sie drehte sich um und kehrte ebenso entschlossen zurück zum Haus, wie sie es verlassen hatte. Sie schlug einen Bogen um die Vortreppe, auf der die allerletzten Vorbereitungen für das Eintreffen der Gäste getroffen wurden, und schlüpfte durch ein Seitentürchen in der Gartenmauer. Drinnen war es abendlich still und friedlich. »Was will ich hier eigentlich?«, haderte sie mit sich, während sie die gewundenen Wege zum Teich entlanglief. »Ich muss verrückt sein! Jeden Moment kann einer der Gärtner hier des Wegs kommen und mich entdecken.«

Erst als sie den Park durchquert hatte und auf die Fenster des Gästeflügels zulief, erkannte sie, was sie hierher geführt hatte. Sie blieb stehen, erschreckt wie ein Hase, der die Meute hört, und sah sich um. Wenn sie dort um die Hausecke lief, konnte sie das hintere Tor zu den Stallungen nehmen und durch die verborgene Pforte verschwinden.

»Vanandel?«, sagte eine Stimme. »Bist du es?«

Sie seufzte lautlos und drehte sich um. Neben dem Holunderbusch kniete Maris auf dem Boden und hielt einen der Zweige zwischen den Fingern. Sie sah erleichtert, dass er ohne Begleiter war, also musste sie dem Barden ihren Aufzug nicht erklären. Woher hatte er gewusst, dass sie es war?

»Ja«, sagte sie leise und ging zu ihm. Sie sah sich um, von den Gästezimmern aus war sie wunderbar zu sehen. »Lass uns dort hinübergehen«, sagte sie und griff nach Maris' Hand. »Hier ist es mir nicht ruhig genug.«

»Halt, halt«, protestierte er lachend und machte sich frei. »Nicht ganz so hastig, ich bitte dich.« Er klopfte seine Knie ab und kam hinter ihr her. »Warum bist du so ungeduldig?«

»Wie hast du gemerkt, dass ich es war?«, fragte sie zurück.

Er hob die Schultern. »Ich wusste es einfach.« Sein Gesicht wandte sich ihr zu, sie sah, dass irgendetwas ihn amüsierte. »So, wie ich weiß, dass du dich umgezogen hast. Warum bist du nicht bei deinem Vater und deinen Gästen?«

»Maris, würdest du mich mitnehmen, wenn du zum Bardenstein zurückgehst?«, hörte sie sich zu ihrer eigenen Überraschung fragen.

Er schüttelte sacht den Kopf als Zeichen der Verwunderung. »Du feierst heute deine Verlobung«, sagte er. Und, nach einer winzigen Pause: »Oder zumindest glauben das all diese Leute.« Er wies in Richtung des Ballsaales, aus dem Fetzen von Musik herüberklangen. »Wirst du dort nicht vermisst?«

Sie schüttelte lachend den Kopf.

»Du willst sagen: Das verstehst du nicht, halte dich einfach raus, richtig?«

»Ja, tut mir leid«, erwiderte sie sanft. »Ich glaube, es ist besser so.« Sie nahm seine Hand. »Maris, ich mache mir solche Sorgen um Lluis. Er benimmt sich sehr seltsam in der letzten Zeit. Glaubst du, wenn ich mit ihm von hier fortgehe …«

»Hast du darüber nachgedacht, dass er vielleicht nicht fortgehen will?«

»Er wird mit mir gehen«, sagte sie energisch. »Dafür sorge ich schon!«

Sie schwiegen. Vanandel seufzte leise. »Wolltest du nicht heute Gast bei meiner Feier sein?«, fragte sie.

Maris lachte leise und nahm ihre Hand. »Du bist hier«, sagte er.

Vanandel erwiderte den Druck seiner Finger. »Komm, lass uns in den Lustgarten schleichen«, sagte sie. »Ich möchte meine Gäste belauschen.« Der Gedanke war aufgetaucht und ausgesprochen, ehe sie darüber nachgedacht hatte, und es tat ihr im selben Augenblick schon leid. Was musste der Barde von ihr denken? Sie warf ihm einen schnellen Blick zu, aber sein Gesicht ließ keine Regung erkennen.

»Gehen wir«, sagte er zu ihrer Überraschung.

Sie liefen Hand in Hand durch den Park hinüber zu dem kleinen Gartentor, das in den abgeschlossenen Teil vor dem Ballsaal führte. Maris bewegte sich leichtfüßig und sicher, fast, als könne er sehen, wohin er seine Füße setzte. Vanandel musterte ihn misstrauisch, aber er ließ durch

nichts erkennen, ob er nicht doch gerade über ein fremdes Augenpaar verfügte.

»Daran werde ich mich nie gewöhnen«, murmelte sie.

»Woran?«, fragte er leise.

Sie flüsterte: »Schhh« und zog warnend an seiner Hand. Dann öffnete sie die Gartenpforte und blickte vorsichtig hindurch. »Komm«, wisperte sie und zog ihn in den umfriedeten Garten.

Wenn ich jemand wäre, der zum Kichern neigt, würde ich jetzt bestimmt kichern, dachte sie. Sie fühlte sich wie ein Kind, das etwas Verbotenes und ungeheuer Reizvolles tut. »Dort drüben ist eine Laube«, wisperte sie in Maris' Ohr. Er nickte und ließ sich von ihr führen.

Die Laube war leer. Vanandel schlüpfte hinein und zog Maris auf die kleine Bank hinunter. »Jetzt leise«, sagte sie. »Wer sieht, dass die Laube besetzt ist, schaut nicht so genau hin.« Jetzt kicherte sie doch und schüttelte darüber den Kopf.

Maris legte den Arm um ihre Schulter und zog sie an sich. »Wir sollten doch unauffällig wirken«, meinte er so ernsthaft, dass Vanandel ihn erneut misstrauisch ansah.

»Was trägst du für seltsame Kleider?«, fragte der Barde und fühlte über den groben Stoff ihrer Jacke.

Vanandel gluckste. »Wenn jemand uns genauer ansieht, wird er sich jedenfalls wundern«, flüsterte sie.

Sie saßen eine ganze Weile still in der kleinen Laube, in der es nach frischem Grün roch, und lauschten der Musik aus dem Saal, den herüberklingenden Stimmen, den leisen Schritten, dem Flüstern und dem Rascheln rundum. Es war so friedlich, dass Vanandel sich wünschte, dieser Moment würde nicht vorübergehen. Sie spürte den Druck seines Arms auf ihrer Schulter, die Wärme, die von ihm ausging, und lauschte dem leisen Geräusch seines Atems. Mit einem lautlosen Seufzer wagte sie es, sich an seine Seite zu kuscheln wie eine zufriedene Katze.

Er hob geistesabwesend seine Hand, um ihr Haar zu berühren und stieß gegen ihre Kappe. »Oh«, hörte sie ihn verdutzt murmeln.

»Schhh«, machte sie und spürte wieder dieses Kitzeln in der Kehle. Was war nur los mit ihr?

Dann setzte sie sich kerzengerade auf und wischte seine Hand weg. »Da«, zischelte sie. »Lluis.« Sie beugte sich vor, um aus der Laube zu spähen. »Da geht er. Mit dieser Chaantrea!«

Sie spürte, wie Maris an ihre Seite rückte. »Ich gehe ihnen hinterher«, sagte sie. Ohne auf seine Antwort zu warten, schlüpfte sie aus dem Versteck und hinter dem dahinschlendernden Paar her, und als sie Arm in Arm eine der Lauben betraten, kauerte sie sich neben den Eingang.

Wenig später hörte sie Stoff rascheln, leises Atmen und roch den zarten Duft von frischgemähtem Gras – Maris war neben ihr. Er bewegte sich so leise wie eine Katze, aber sie hob dennoch die Hand und berührte warnend seine Lippen.

In der Laube war es verdächtig ruhig. Vanandel ging auf die Knie und wagte es, den Kopf hineinzuschieben. Sie blieb eine Weile so hocken, dann zog sie sich zurück und lehnte sich gegen die berankte Wand. Es war ihr nicht ganz wohl dabei, derart in das Geheimnis ihres Freundes einzudringen, aber das drängende Gefühl der Gefahr wollte sie nicht verlassen und ließ sie verharren, obwohl sie am liebsten geflüchtet wäre.

Maris' tröstliche Gegenwart half ihr zu warten, bis die ersten Gesprächsfetzen aus der Laube an ihr

Ohr drangen. Sie wurde neugierig, als sie Chaantrea sagen hörte: »… dir etwas versprochen.« Danach war nur noch Gemurmel zu hören, bis Lluis leise aufschrie – vor Schreck oder Schmerz?

Vanandel fuhr auf, wollte in die Laube stürzen, aber Maris hielt sie fest. »Nicht«, sagte er fast lautlos. »Warte.« Sein Griff löste sich, er war fort. Vanandel hockte auf dem Boden, ihr linkes Bein kribbelte, als wäre es mit Ameisen gefüllt, und sie barst beinahe vor Unruhe. Aber sie wartete, bis Maris wieder neben ihr auftauchte. Er schüttelte sacht den Kopf, als sie ihn fragend anblickte, und gab ihr ein Zeichen, ruhig zu bleiben. Wieder verschwand er.

Dieses Mal dauerte es so lange, dass sie am liebsten laut schreiend in die Laube gestürmt wäre. Sie stand auf, um wenigstens einen zweiten Blick hineinzuwerfen, aber im selben Augenblick hörte sie Stimmen und leises Lachen, und wenig später verließ das Paar seinen Unterschlupf. Lluis und die Elbin verschwanden Hand in Hand in der wispernden, wohlriechenden Dunkelheit.

»Oh«, machte Vanandel enttäuscht und besorgt. »Oh, was …«, da war der Elbenbarde wieder an ihrer Seite. Ehe sie sich versah, lief sie neben ihm her zurück zur Pforte und als sie hindurch waren, fragte sie atemlos: »Was ist? Was konntest du hören?«

Er schüttelte heftig den Kopf. »Warte«, sagte er wieder. Er blieb stehen, und sie sah, dass ein kleiner brauner Vogel auf seiner Schulter hockte. Er hob die Hand, und der Vogel hüpfte hinein und blieb in seiner Handfläche sitzen, während Maris sie an sein Gesicht hob. Er flüsterte dem Vogel etwas zu und entließ ihn dann mit einer vorsichtigen Geste in die Lüfte.

Dann wandte er sich mit einem bedauernden Lächeln Vanandel zu. »Jetzt habe ich die wunderbare Gelegenheit nicht genutzt, dich und deine abenteuerliche Verkleidung anzusehen«, sagte er leichthin.

Doch Vanandel schüttelte unsanft seinen Arm. »Also sag schon«, zischte sie. »Was war da los?«

Er presste die Lippen zusammen. »Sie hat ihm einen Ring gegeben«, antwortete er widerstrebend.

»Und deshalb hat er geschrien?«, fragte Vanandel ungläubig.

»Nein, nicht deswegen. Er hat sich verletzt.«

»An dem Ring?«

Er schüttelte den Kopf. »Ich muss darüber nachdenken, Vanandel. Ich weiß nicht recht, was ich gesehen habe, ich habe noch nie zuvor die Augen einer Nachtsängerin benutzt. Deinem Freund ist nichts passiert, das hast du ja selbst beobachtet.«

Vanandel stöhnte und schlug vor Enttäuschung mit der Faust in ihre Hand. »Du bist genauso wie alle anderen«, fauchte sie. »Und ich dachte …«

Seine Hand umschloss ihre Finger. »Lass mir ein wenig Zeit, das, was ich gesehen habe, zu ordnen und zu deuten«, sagte er leise. »Ich will dich nicht bevormunden, dazu habe ich kein Recht. Ich bin nicht dein Vater und nicht dein Ehemann.« Sie konnte sein Lächeln nur erahnen, denn sein Gesicht lag in tiefem Schatten. »Leider.«

Vanandel holte tief Luft: »Was meinst du mit *leider*?«

Er drückte ihre Hand und ließ sie los. »Vergiss, was ich gesagt habe«, sagte er und entfernte sich ein paar Schritte. »Vergiss es einfach. Ich möchte nicht, dass unbedachte Worte zwischen uns stehen. Verzeih mir!«

Sie schnappte erneut nach Luft. »Das werde ich nicht tun!«, sagte sie scharf. »Ich werde *nicht* vergessen, was du gesagt hast.«

Er stand da, mit geneigtem Kopf und herabhängenden Schultern, wie ein stolzer Baum, der nur mühsam einem Sturm standhielt. Ehe er etwas sagen konnte, fuhr sie fort: »Niemand, an dem mir etwas liegt, hat je so etwas zu mir gesagt.« Sie zögerte. »Aber es gab auch niemanden, an dem mir etwas liegt. Bisher.«

Er hob den Kopf. Sie erkannte, dass sein blinder Blick sie suchte, dass seine Augen verzweifelt versuchten, sie zu erkennen. Mit zwei schnellen Schritten war sie an seiner Seite, ergriff seine Hand und legte sie an ihr Gesicht.

Seine Finger ertasteten die Konturen ihrer Wangen, ihre Lippen, die Form ihrer Augen.

Sie schloss die Augen und hielt ihr Gesicht seinen sanften Berührungen zugewandt, die wie ein Frühlingsregen über ihre Haut flossen.

Seine Hand entfernte sich von ihrem Gesicht, und sie spürte, wie seine Lippen mit einer Berührung wie von Schmetterlingsflügeln ihre Wange streiften. »Danke«, sagte er. Dann war er fort, und sie stand ein wenig verloren in der raschelnden, atmenden Dunkelheit des Parks und schalt sich ein dummes, albernes, herzklopfendes Ding.

Raakus, Drachenmond, im zweiten Register
nach dem Großen Regen, Jahr des Luchses

Mitten in der Nacht klopfte es hart an das Fenster zu meiner kleinen Schlafkammer. Ich war noch wach und las im Schein einer Lampe meine Notizen des Tages durch und fragte mich, wo mein Gefährte, der Elbenbarde, sich wohl herumtreiben mochte, denn ich hatte ihn nicht in unseren Räumen vorgefunden, als ich spät am Abend aus der unordentlichen Bibliothek des Markgrafen gekommen war. Ich hatte einen langen, verwirrenden Tag hinter mir, in dem mir der Markgraf die halbe Zeit in den Nacken geatmet und in verlockenden Farben die Vorzüge einer Anstellung bei Hofe ausgemalt hatte.

Also öffnete ich das Fenster und erwartete halb, Maris dort draußen stehen zu sehen, ebenfalls auf der Flucht vor Markgraf Wigher.

Aber es war Ranvidar, die dort saß und mir, kaum dass ich das Fenster geöffnet hatte, zuzischte: »Komm mit, Tijan.«

Es gibt immer wieder Momente im Leben, in denen man nicht zögert, zaudert, nachfragt, sondern einfach handelt. Denn ehe ich mich versah, saß ich auf ihrem Rücken und wir flogen durch die Nacht.

Ich wusste, wie ungern Ranvidar im Dunkeln flog. Was auch immer sie jetzt dazu trieb, musste von überaus großer Bedeutung für sie sein.

Der Wind pfiff eisig um meine Ohren, die zwar keine Elbenohren, aber immer noch spitzer als die der Menschen sind, und damit weitaus empfindlicher. Ich wünschte mir nicht zum ersten Mal eine warme, gefütterte Kapuze an meiner Kutte, aber so einen Luxus sah die Kleiderordnung meines Ordens leider nicht vor.

Ich klammerte mich fest, denn der Flug wurde nun ein wenig holperig, und verzichtete darauf, meine Fragen nach vorne zu brüllen. Irgendwann, irgendwo würden wir landen, und bis dahin musste ich mich wohl oder übel gedulden.

Wir flogen nach Südwesten, und ich war erstaunt, als Ranvidar schon sehr bald wieder landete. Ich stand auf einem Kartoffelacker, sah mich um und fror. »Was machen wir hier?«, fragte ich meine Entführerin.

»Eierdiebe«, zischte sie.

Ich schaute mich ein zweites Mal um. Da war dieser matschige Acker, ein Wäldchen in der Nähe und in der Ferne eine Weide mit Kühen. Ich pustete ein wenig Wärme in meine Finger und fragte Ranvidar, die sich mit gesträubtem Gefieder, gerecktem Hals und wilden Augen umsah: »Liebes, geht es dir gut?«

Sie fuhr herum und fauchte: »Gut! Wenn ich diese Bande erwischt und ihnen die Haut abgezogen habe, geht es mir gut!« Sie fuhr mit ihrem Fang in den weichen Boden und schleuderte eine Erdscholle in die Luft, die etliche Längen weiter wieder zu Boden klatschte. Ich konnte mir vorstellen, dass sie dabei den Kopf eines der Eierdiebe im Sinn hatte, so wild und mordlüstern blitzten ihre Augen.

»Wo sind die Diebe?«, fragte ich. Ranvidar hörte auf, den Acker umzugraben und beugte sich zu mir hinunter.

»Dort drüben ist ein Anwesen«, flüsterte sie durchdringend. »Es gehört diesem Elbenherrn. Er und seine Leute sind alle auf Schloss Raakus, bis auf einen oder zwei und …«, sie machte eine dramatische Pause, die ich geduldig abwartete, »… und den Kronprinzen!« Sie sah mich triumphierend an.

»Ja, schön«, erwiderte ich ratlos. »Der Kronprinz, wie heißt er noch«, ich hatte Vanandels Bruder einmal kurz getroffen und er war mir unsympathisch und unbedeutend erschienen. »Also, er und der Wasserbergsche sind dann wohl hier im Landhaus, richtig?«

Ranvidar klappte ungeduldig mit dem Schnabel. »Eierdiebe!«, zischte sie wieder.

»Warte«, sagte ich. »Du willst mir doch nicht erzählen, dass der Kronprinz der Mark sich mit einem Elben zusammengetan hat, um Eier zu stehlen?«

»Nicht irgendwelche Eier! Unsere Brut!«

Ich ging einen Schritt zurück und gab einige begütigende Laute von mir. »Der Kronprinz«, wagte ich dann wieder einzuwenden. »Ranvidar, wir können schlecht während der Verlobungsfeierlichkeiten zum Markgrafen gehen und seinen Sohn des schnöden Eierdiebstahls bezichtigen.«

Sie schnaubte und zischte wie ein Wasserkessel, der zu explodieren drohte. Dann knurrte sie: »Komm mit« und stapfte vor mir her über den Acker auf das Wäldchen zu, was überaus komisch aussah. Adler sind einfach nicht zum Laufen gemacht.

Ich beeilte mich, an ihre Seite zu kommen, und keuchte: »Was hast du vor?«

»Ich zeige dir die Eierdiebe«, sagte sie. »Und du wirst mir helfen, sie zu fangen!«

»Oh, Ranvidar«, stöhnte ich. »Sehe ich aus wie ein Mitglied der Schlosswache? Warum hast du nicht lieber Groszbarrt mitgenommen?«

»Er ist ein Ork«, zischte Ranvidar. »Ein Eierdieb!«

»Das glaube ich nicht«, wandte ich ein. »Ich kenne ihn inzwischen lange genug, er ist ein Ehrenmann.«

Ranvidar hörte mir nicht zu. Sie schob sich zwischen zwei dünnen Bäumchen hindurch, die sich nach rechts und links neigten, und zischelte: »Sei nicht so laut, Bruder Schreiber. Dort hinten ist schon das Haus.«

Ich folgte ihr notgedrungen in das lichte Wäldchen, das eigentlich kaum mehr als ein baumbestandener Streifen war, der eine nicht allzu hohe Mauer verdeckte.

»Was jetzt?«, fragte ich verdrießlich. »Wir können doch nicht einfach so hier eindringen.«

»Wir nicht, aber du«, sagte die Adlerfrau. »Steig auf meinen Rücken, dann hebe ich dich auf die Mauerkrone.«

»Ranvidar«, protestierte ich, aber sie half mir energisch auf ihren Rücken und schob mich dann auf die Mauer. Dort stand ich also und sah mich um, ob jemand uns beobachtet hatte.

In einiger Entfernung konnte ich das Haus sehen, ein niedriges, großes Gebäude mit einigen Nebengebäuden. Ich sah keine Menschen auf dem Hof oder dem baumbestandenen Areal davor. Was sollte ich hier? Ich drehte mich zu Ranvidar um und sagte: »Ich fühle mich hier einigermaßen

deplatziert, meine Liebe. Meinst du nicht, dass du dir besser einen anderen für diese Aufgabe ausgesucht hättest?«

»Mar Ayomida hat nun mal dich hierhergeschickt«, erwiderte sie zu meiner Überraschung.

»Ich glaube nicht, dass die Obere Kapellarin mich nach Raakus geschickt hat, damit ich eure Eierdiebe jage«, wandte ich ein. Sie fixierte mich wortlos. »Also gut, also gut«, gab ich nach. »Jetzt sind wir einmal hier, da kann ich dir auch genauso gut den Gefallen tun. Abgesehen davon, dass ich sonst wahrscheinlich zu Fuß zurückgehen kann, hm?«

Sie nickte wortlos. Ich seufzte und machte mich daran, von der verdammten Mauer wieder herunterzukommen.

Ich fand ein freundlich wachsendes Gebüsch, in das ich mich fallen lassen konnte, und sprang von da aus auf den Boden. Da sich immer noch nichts regte, wagte ich es, quer über die baumbestandene Grasfläche zum Haus zu laufen und mich dort unter ein Fenster zu kauern. Glücklicherweise standen auch hier überall Büsche und Bäume, wie es sich für ein ländliches Anwesen gehörte, sodass ich gute Deckung fand. Wie mir das allerdings dabei helfen sollte, ins Haus hinein zu gelangen, und wie es dann weitergehen sollte, wusste ich nicht.

Ich wagte es, mich auf die Zehenspitzen zu stellen und durch das Fenster zu blicken. Wenn Ranvidar recht hatte, dann war das Haus so gut wie leer, und es wäre schon erstaunliches Pech gewesen, ausgerechnet in diesem Zimmer jemandem zu begegnen. Ich drückte gegen das Fenster, aber es war fest geschlossen. Ebenso erging es mir mit dem nächsten und übernächsten. Besonders unglücklich war ich darüber nicht – ich konnte nun mit einer guten Entschuldigung unverrichteter Dinge zu Ranvidar zurückkehren. Guten Mutes probierte ich noch das nächste Fenster, das zu einem Eckzimmer gehörte, und mir sank das Herz in unnennbare Tiefen, als es leicht unter dem Druck meiner Finger nachgab und nach innen schwang. Mit einem bitteren Dank an das Große Buch und seine Launen kletterte ich ins Innere des Hauses.

Das Zimmer war geräumig und kaum möbliert. Ich wartete einen Moment, ob jemand meinen Einstieg bemerkt hatte, und als sich nichts rührte, öffnete ich aufs Geratewohl eine der Zimmertüren und sah hinaus. Das nächste Zimmer war ebenso leer. Und wiederum das nächste und das übernächste präsentierten sich nicht anders. Wenn das hier ein bewohntes Heim war, dann hatte es die merkwürdigsten Bewohner, die man sich vorstellen konnte – zumindest, was ihren Anspruch an Komfort und Bequemlichkeit betraf.

Ich sah mich schon für den Rest meiner Erdentage durch die endlosen Fluchten von leeren Zimmern wandern, immer noch auf der Suche nach etwas, das ich längst vergessen hatte, ein Geist, verdammt, auf ewig … ein Geräusch unterbrach meine stumme Litanei. Jemand kam. Ich sah mich hektisch um, aber auch dieses Zimmer bot keine Möglichkeit, sich zu verstecken – auch nicht für einen kleinen, verwirrten Frar Scriptor. In meiner Not huschte ich schließlich in den Winkel hinter der Tür und drückte mich an die Wand. Keinen Moment zu früh, denn die Tür ging auf und ein Mann trat ein. Zu meiner Erleichterung verzichtete er darauf, die Tür wieder zu schließen, sondern er ging nur zum Fenster und blickte hinaus. Ich wagte es, meinen Kopf ein wenig hinter der Tür hervorzustrecken, weil ich, wie ich zugeben muss, neugierig war. Wer war dieser Mann und wonach hielt er Ausschau?

Ich sah nur seinen Rücken und ein Stück seines Profils. Er trug sein helles Haar in einen schlichten

Zopf gebunden, und ich konnte die Spitze eines Elbenohres sehen. Also war das einer der Elben aus dem Gefolge des Herrn von Wasserberg. Er seufzte schließlich und schloss das Fenster, kehrte um und ging, die Tür hinter sich zuziehend, wieder hinaus. Ich rutschte an der Wand hinab in die Hocke, denn meine Knie gaben plötzlich unter mir nach. Um Haaresbreite war ich der Entdeckung entgangen – und was hatte mich eigentlich geritten, hier so frech durch ein fremdes Haus zu streifen?

Trotz des Schreckens nahm ich aber nach einer kurzen Erholungspause meine Besichtigungstour wieder auf. Nun war ich schon einmal hier eingebrochen, jetzt konnte ich auch genauso gut meine Runde beenden, zu der hartnäckigen Adlerfrau zurückkehren und ihr berichten, dass in diesem Hause buchstäblich nichts und niemand zu finden war.

Zimmer um Zimmer durchwanderte ich, fand einmal einen Raum mit Tisch und Stühlen, einmal einen Salon und dann ein Arbeitszimmer – das waren die einzigen vollständig eingerichteten Räumlichkeiten in diesem seltsamen Haus. Es gab noch ein Obergeschoss, und ich stand vor der Treppe, die sowohl nach oben als auch in einen Keller führte, und überlegte, ob ich diese Etage ebenfalls absuchen sollte, als erneut Schritte sich näherten, dieses Mal begleitet von Stimmen, die aus dem Kellergeschoss drangen. Ich überlegte nicht lange, sondern lief eilig und leise die Treppe hinauf.

»Es hat keinen Sinn«, hörte ich noch jemanden sagen, »das alles bringt uns nicht weiter. Wir sollten jemanden holen, der sich mit der Materie auskennt.«

»Einen Magus, meinst du?«, erwiderte ein anderer Sprecher. »Wo sollen wir deiner Meinung nach so ein Exemplar auftreiben? Und – angenommen, wir finden einen Magus, der bereit wäre, uns zu Diensten zu sein – was sollen wir mit ihm machen, wenn er getan hat, was er tun soll? Wir können ihn danach ja schlecht laufen lassen.«

Ich verharrte auf halbem Weg, neugierig geworden, worüber die beiden sich unterhielten. Aber sie taten mir nicht den Gefallen, weiter über den Magus und sein voraussichtlich ungutes Schicksal zu plaudern. Ich hörte die Haustür klappen, dann war es wieder still.

Ranvidar hatte von zwei oder drei Anwesenden im Haus gesprochen. Falls der erste, den ich beobachtet hatte, nun nicht bei dieser Gruppe gewesen war, war er womöglich noch immer irgendwo hier im Haus. Ich ging also sehr vorsichtig weiter und setzte meinen Rundgang im Obergeschoss fort.

Hier bot sich mir das gleiche Bild, reihenweise leere oder fast leere Räume. Ich begann mich zu fragen, ob hier wirklich jemand wohnte, aber Ranvidar zufolge war dies das Anwesen des Herrn von Wasserberg und seiner Familie – oder was auch immer die Elben in seiner Gesellschaft sein mochten. Aber wenn der Elbenherr hier wohnte, dann war er ein wahrhaftiger Asket. Ich war einigermaßen erleichtert, als ich am Ende meines Rundganges einige Schlafräume mit ganz gewöhnlichen Betten fand. Zwar waren auch diese Zimmer sehr karg, beinahe mönchisch eingerichtet, aber ihre Existenz beruhigte mich doch insofern, als ich begonnen hatte anzunehmen, dass die Bewohner dieses seltsamen Hauses allesamt Geschöpfe waren, die des Nachts herumgeisterten und tagsüber kopfunter in irgendwelchen Kellergewölben hingen.

Ich kehrte zur Treppe zurück und horchte. Keine Bewegung, keine Stimmen, also lief ich hurtig die Stufen hinunter und zögerte vor dem Abstieg in den Keller. Niemand war zurückgekommen, jedenfalls hatte ich nichts dergleichen vernommen. Sollte ich beenden, was ich angefangen hatte, und gleich auch den Keller durchsuchen?

Die Entscheidung wurde mir abgenommen. Ich hörte draußen Ranvidar einen ihrer gräßlichsten Schreie ausstoßen. Es klang, als mache sich ein riesenhaftes Raubtier bereit, über eine verängstigte Lämmerherde herzufallen. Die Bedeutung des Schreis war klar: Sieh zu, dass du da rauskommst!

Ich machte auf der ersten Treppenstufe nach unten kehrt und lief zur Haustür.

Eine Kalesche mit geschlossenem Verdeck rollte die Auffahrt hinauf. Ich verlor keine Zeit, sondern stürzte aus der Tür und rannte über die Rasenfläche, Haken schlagend und die Büsche und Bäume als Deckung nutzend, bis ich wieder an der Stelle der Mauer angekommen war, über die ich in den Garten gestiegen war.

Der freundliche Busch half mir bei meiner Flucht, und ich fiel mehr, als ich kletterte, auf der anderen Seite von der Mauer und sah mich hektisch nach Ranvidar um. Sollte dieser unselige Vogel sich am Ende ohne mich aus dem Staub gemacht haben? Ein durchdringendes Zischen ließ mich herumfahren.

Ranvidar hockte geduckt zwischen den Bäumen in einem ausgesprochen dornig aussehenden Gestrüpp und klappte wild mit dem Schnabel.

»Und – was hast du gefunden?«, fragte sie und arbeitete sich aus dem Busch, den sie dabei halb entwurzelte. Ich erstattete ihr Bericht, und sie zischte enttäuscht. »Du musst zurückgehen. Du musst den Keller auch noch durchsuchen. Überhaupt, wer fängt denn bei so etwas oben an – finstere Geschäfte spielen sich immer unter der Erde ab!«

»Lass das keinen Zwerg hören«, murmelte ich. »Ranvidar, ich kann jetzt nicht dorthin zurück, das weißt du. Lass uns zurückfliegen.«

Sie stapfte missmutig zum Kartoffelacker zurück und zupfte dabei Dornen aus ihrem Gefieder. »Wir warten«, sagte sie. »Sie werden wieder gehen und dann bringe ich dich dorthin zurück.«

Ich betrachtete missmutig die Erdbrocken, die an meinen Stiefeln klebten. »Das kommt nicht in Frage«, sagte ich. »Ich hätte mich überhaupt nicht auf dieses Spiel einlassen dürfen! Der Herr von Wasserberg ist ein unbescholtener Mann – und überhaupt, wer hat jemals davon gehört, dass Elben Eier stehlen?«

Ranvidar schnaubte, bei einem Adler ihrer Größe ein unbestreitbar furchterregendes Geräusch. Ich ließ mich aber nicht einschüchtern. »Hör zu«, sagte ich versöhnlich, »wir fliegen jetzt zurück. Du setzt mich im Schloss ab und ich rede mit Maris. Vielleicht hat er eine Idee.«

Sie erwiderte mürrisch »Na gut«, aber ihre Augen leuchteten. Ich weiß nicht, warum Maris von allen Geschöpfen mit Flügeln so geschätzt wurde, aber seine Anziehungskraft machte offensichtlich auch nicht vor Riesenadlern halt.

Erleichtert kletterte ich auf Ranvidars Rücken, und wir erhoben uns endlich in die Luft.

Statt aber nun geradewegs nach Schloss Raakus zurückzukehren, legte sich Ranvidar in eine große Kurve und überflog das Anwesen noch einmal. »Vielleicht können wir etwas erkennen«, rief sie. »Halt die Augen auf, Bruder Schreiber.«

Ich schluckte meine Antwort hinunter, dass meine kurzsichtigen Schreiberlings-Sehwerkzeuge mit den Augen eines Riesenadlers kaum konkurrieren konnten, und ebenso verkniff ich mir eine Bemerkung, dass wir doch eigentlich hatten zurückfliegen wollen. Ich klammerte mich fest, verfluchte den kalten Wind und wartete darauf, dass Ranvidar endlich die Lust verlor. Als mir langweilig

wurde, schaute ich mir das Anwesen an. Das Haus sah aus, als wäre es verlassen und unbewohnt. Was auch immer seine Bewohner dort unten treiben mochten, es hinterließ keine Spuren, die aus der Luft auszumachen waren.

Das sah wohl endlich auch Ranvidar ein, denn sie beendete die Runde und nahm Kurs auf Raakus. Ich seufzte erleichtert und freute mich auf eine heiße Tasse Schokolade, ein heißes Bad und warme Kleider. Mir war lausig kalt!

Ranvidar setzte mich wieder vor meinem Fenster ab. Ich glaube, Adler haben das mit den Türen noch nicht richtig verstanden – auch wenn dieser spezielle Adler ganz offensichtlich das Konzept des Kellers begriffen hatte.

Ich kletterte also etwas mühsam mit steifen Gliedern aufs Fensterbrett und hockte mich rittlings darauf, um noch ein paar Worte mit der Adlerfrau zu wechseln. Ich versprach ihr, sofort mit Maris zu reden und ihn auch zu fragen, ob er uns zum Wasserbergschen Anwesen begleiten würde. Die Frage, wie Ranvidar uns beide dorthin transportieren würde, verkniff ich mir. Wahrscheinlich hatte sie vor, erneut den knurrigen Gurmendor dafür einzuspannen.

Dann war ich entlassen und ließ mich ins Zimmer fallen. Ich war müde wie ein Hund, hungrig wie ein Rudel Orks und durchgefroren wie ein neugeborenes Lamm im Frühlingsschnee, aber ich schleppte mich zur Tür und rief nach Maris. Nur, mein Begleiter war immer noch fort. Langsam machte ich mir Sorgen, aber diese Sorgen erstickten fürs Erste in einem Gähnen, das mir beinahe den Kiefer ausgerenkt hätte. Maris war schließlich ein erwachsener Elbe. Ich ließ meine Kleider und die schmutzigen Stiefel fallen und liegen, wo ich stand und kroch unter meine Decke.

Maris saß neben meinem Bett, als ich erwachte. Ich hatte noch das letzte Echo eines erschreckten Schnarchens im Ohr und setzte mich verlegen und hastig auf.

»Gut geschlafen, Bruder Schreiber?«, fragte der Barde lächelnd. Ich musterte ihn misstrauisch. Maris war schon wieder in so aufgeräumter Stimmung, dass es ein wahres Wunder war. Ich kannte ihn als einen sanftmütigen und gleichmäßig freundlichen, aber nicht auffällig fröhlichen Elben. Aber in der letzten Zeit, seit wir hier im Schloss weilten, neigte er dazu, ständig in sich hineinzugrinsen wie ein geisteskranker Fischhändler.

»Was ist los?«, erwiderte ich gallig. »Hat endlich jemand den Meistersänger vom Turm gestoßen? Du bist so unausstehlich gut gelaunt, Maris Elbenstern.«

Er lächelte schon wieder und tätschelte meine Schulter. »Was man von dir beim besten Willen nicht behaupten kann, alter Freund. Welche Laus ist dir über die Leber gelaufen?«

Ich warf die Decken von mir und stand auf. »Ein ausgewachsener Adler«, beschwerte ich mich und suchte nach einer Bürste, um meine schlammverkrusteten Stiefel zu reinigen.

Maris nickte verständnisvoll. »Ranvidar kann sehr hartnäckig sein, wenn sie sich etwas in den Kopf gesetzt hat. Was hat sie mit dir angestellt?«

Ich knurrte und erzählte ihm die ganze Geschichte meiner Entführung und die unrühmliche Rolle, die ich als Einbrecher hatte spielen müssen.

Maris hörte zu, schüttelte den Kopf, gab verständnisvolle Laute von sich – alles Dinge, die ich von ihm erwartete – und begann am Ende, als ich ihm von meiner Flucht erzählte, leise in sich hineinzulachen.

»Maris Elbenstern!«, sagte ich empört. »Welcher Dämon reitet dich, dass du so unverschämt albern daherkommst – du, das würdevollste Mitglied des Bardensteins?«

Maris wischte sich die Augen. »Verzeih mir, mein Lieber«, sagte er. »Aber die Vorstellung, wie du mit Ranvidar durch dieses Wäldchen stolperst …«, wieder brach er in Gelächter aus.

Ich muss gestehen, ich konnte trotz all meines gekränkten Stolzes nicht anders, ich musste in sein Lachen einstimmen.

Dann berichtete ich ihm weiter – auch von dem Versprechen, das ich Ranvidar gegeben hatte, ihn in dieser Angelegenheit zu Rate zu ziehen.

Er legte das Kinn in die Hand und dachte nach. Ich betrachtete ihn mit Muße. Er sah verändert aus – sein Gesicht hatte ein wenig von der alten Strenge verloren und wirkte entspannter, beinahe jugendlich. Ich fragte mich, was ihm hier widerfahren sein mochte, dass er sich so offensichtlich wohl fühlte ohne den Schutz seiner Bücher und alten Gewohnheiten.

»Das ist seltsam«, sagte er schließlich. »Hast du zufällig einen Apfel für mich, Tijan? Ich habe das Gefühl, er würde mir beim Nachdenken helfen.«

Ich lachte und ging zum Tisch, wo eine Schale mit Obst stand, aus der ich zwei der glänzenden Früchte nahm. Maris dankte mir und polierte einen der Äpfel gedankenverloren an seinem Ärmel.

»Sie ist also überzeugt davon, dass der Wasserberg hinter den Eierdiebstählen steckt?«

»Er und der Kronprinz.«

Er biss in den Apfel, kaute und schluckte. »Der Kronprinz«, sagte er. »Kennst du ihn?«

»Nur flüchtig.« Meine Stimme musste ihm verraten haben, was ich von dem jungen Mann hielt, denn er nickte wieder.

Mir fiel ein, was ich Ranvidar unterschlagen und auch ihm bisher nicht erzählt hatte: das seltsame Gespräch, das ich belauscht hatte. Er lauschte voller Konzentration. Dann schüttelte er den Kopf. »Ich kann mir keinen rechten Reim darauf machen, Tijan. Aber vielleicht hat Ranvidar ja recht. Wir sollten uns das Anwesen noch einmal genauer ansehen.«

Ich starrte ihn mit offenem Mund an. Mit allem hatte ich gerechnet, aber nicht damit, dass er ins gleiche Horn stoßen würde wie der Adler.

»Maris, geht es dir gut?«, fragte ich behutsam. »Hast du dir den Kopf angeschlagen oder ein Fieber eingefangen?«

Er lächelte und griff nach dem zweiten Apfel.

»Maris, das meinst du nicht ernst.« Ich musste mich zurückhalten, um mir nicht die Haare zu raufen. »Ich glaube, du hast etwas nicht verstanden. Ich bin dort eingebrochen! Und ich wäre beinahe erwischt worden!«

»Schrei nicht«, sagte er mild. »Ich bin blind, nicht taub.«

Mein Mund stand schon wieder offen. Der stolze Maris Elbenstern hatte gerade das Wort *blind* in einem Atemzug und darüber hinaus in direktem Zusammenhang mit dem Wörtchen *ich* in den Mund genommen?

Er hörte auf zu kauen und wandte sein Gesicht in meine Richtung. »Was hast du, Bruder Schreiber?«

Ich schüttelte den Kopf. »Nichts, Freund Bibliothekar. Ich frage mich nur, ob man dich gegen einen

Wechselbalg ausgetauscht hat, ohne dass ich es bemerkt habe.«

Er ging nicht darauf ein. »Ich bin der gleiche, der ich immer war«, sagte er nur. »Und wie willst du herausfinden, ob an Ranvidars Anschuldigung etwas ist, wenn du nicht dorthin zurückkehrst und nachsiehst?«

»Ich muss zugeben, ich hatte mir etwas anderen Rat von dir erhofft. Etwas, womit ich diesen lästigen Adler ruhig stellen kann.« War ich aufgebracht? Ich hörte mich jedenfalls so an.

Er schüttelte nur den Kopf. »Tijan, du hörst dich an wie der Meistersänger. Grämlich und sehr darauf bedacht, nichts zu tun, was auch nur entfernt gegen die Etikette verstoßen könnte. Wo ist nur mein unternehmungslustiger Bruder Schreiber geblieben?«

Ich schluckte. Hatte er etwa recht? War ich hier im Schloss plötzlich zum miesepetrigen Moderkopf geworden? Es stimmte wohl, ich konnte mich an Gelegenheiten erinnern, da wäre ich ohne zu zögern selbst in ein markgräfliches Schloss eingedrungen, einfach nur, weil mich die Neugier und die Lust am Abenteuer getrieben hätte. Ich wurde wohl alt.

»Was denkst du gerade, Tijan? Ich höre dich grübeln!«

Ich musste lachen. Ja, wahrscheinlich konnte man mich auch noch drei Zimmer weiter denken hören. »Maris, mein Alter«, sagte ich, »du hast da den Finger in einen Punkt gebohrt, der schmerzt. Ich weiß nicht, warum ich so kleinmütig und biedersinnig daherkomme, wahrscheinlich ist es der schlechte hochherrschaftliche Einfluss.«

Er nickte, als hätte ich etwas sehr Kluges gesagt, statt einfach nur daherzuschwätzen, was mir gerade in den Sinn gekommen war.

»Also sage ich Ranvidar, dass wir unsere Expedition wiederholen«, sagte ich – immer noch mit leichtem Magengrummeln.

»Ich komme mit euch«, erwiderte er. »Es sollte mir möglich sein, für diesen Ausflug einige meiner besten Augen zu verpflichten. Ich denke, dass ich kurzfristig drei oder vier davon gleichzeitig verarbeiten kann – auch wenn ich das schon lange nicht mehr getan habe und ein bisschen aus der Übung bin.« Er lächelte, als hätte er meine Verblüffung gespürt. »Du hältst mich für einen verstaubten und verknöcherten Bücherwurm, nicht wahr, Bruder Schreiber? Aber ich war in meinen jungen Jahren nicht weniger abenteuerlustig als du.«

Ich schluckte schwer an diesem Brocken. Maris Elbenstern, der mir immer als ein Fels, ein wahres Marmorbild eines Elben erschienen war – dieses Standbild hatte in der letzten Zeit direkt vor meinen erstaunten Augen doch einige erstaunliche Risse bekommen. Nicht, dass sie ihm schlecht zu Gesicht standen!

»Maris, alter Freund«, sagte ich, »was ist mit dir geschehen? Du erschreckst mich bis auf die Knochen.«

»Ich hoffe, dass du es überlebst, alter Freund. Ich muss zugeben, ich fühle mich so jung wie schon lange nicht mehr. Es ist, als wäre mir ein neues Leben geschenkt worden.«

Er erklärte nicht, wie er das meinte, aber die Auswirkungen waren jedenfalls deutlich zu sehen.

»Dann sage ich Ranvidar also, dass du mitkommst.«

Er nickte, und ich konnte ihm ansehen, dass er mit seinen Gedanken schon wieder ganz weit fort war. Er lächelte in sich hinein, und seine Finger spielten mit einer Rosenknospe, die er aus einer

Schale auf dem Tisch genommen hatte.

Mit einem Mal ging mir ein Licht auf. Ich schüttelte den Kopf, ärgerlich und erstaunt über meine eigene Blindheit.

»Wer ist sie?«, platzte ich heraus.

Er wandte mir das Gesicht zu, keineswegs überrascht und ganz offensichtlich auch nicht unangenehm berührt. Wie es aussah, hatte ich den Nagel mitten auf den Kopf getroffen.

»Was meinst du?«, fragte er.

Ich lachte. »Maris, du bist der schlechteste Schauspieler weit und breit. Also lass das Theater. Du weißt, dass ich nichts herumtratsche. Und verzeih mir meine unverblümte Frage – aber wir sind schon so lange gute Freunde, dass ich glaubte, mir sie erlauben zu dürfen.« Ich wartete, sicher, dass er mir nun einen Namen liefern würde und die Geschichte dazu. Sie musste eine der Verlobungsgäste sein. Im Geiste ging ich durch, mit wem wir in den letzten Tagen zusammengetroffen waren, aber niemand wollte so recht passen. Es dauerte eine Weile, bis ich verstand, warum. Es waren keine Elbinnen darunter, bis auf die Tochter des Herrn von Wasserberg und ihre Anstandsdame. Ich konnte mir weder vorstellen, dass Maris sich in die hochnäsige Chaantrea verliebt hatte, noch in ihre – man möge mir verzeihen – doch eher zickige Begleiterin.

So weit war ich in meinen Gedanken gediehen, bis mir auffiel, dass Maris eisern schwieg, statt verliebt herauszusprudeln.

Ich hob den Blick und sah ihn an, aber er hatte das Gesicht abgewandt und spielte wieder mit der Rosenknospe. Ganz offensichtlich war er nicht bereit, meine Frage zu beantworten. Das verblüffte mich, denn so, wie ich Maris kennengelernt hatte, gab er wenig bis gar nichts auf irgendwelche Regeln oder Konventionen – nicht, weil er sie bewusst missachten wollte, sondern weil er ihre oft nur kurzlebige Existenz gar nicht registrierte. Sein Schweigen ließ mich allerdings vermuten, dass eine Frau seine Beachtung gefunden hatte, die bereits anderweitig gebunden war.

Meine Gedanken überschlugen sich. Ich konnte mir nicht vorstellen, dass er in Liebe zu einer der Damen an Wighers Hof entbrannt war. Maris gab nichts auf kunstvolle Frisuren und geziertes Gehabe – und all diese bunten Schmetterlinge hier schienen aus nichts anderem zu bestehen. So ein buntes Flatterding ohne einen Funken Verstand an Maris Elbensterns Seite – nein, das konnte ich mir nicht vorstellen. Oder?

Ich musterte ihn eingehend. Er lächelte versunken. »Maris, alter Freund«, sagte ich vorsichtig, »bist du sicher, dass du keinen Fehler machst?«

Er hörte nicht auf zu lächeln, schüttelte nur den Kopf.

»Die Frauen hier am Hof …« Ich war um Worte verlegen.

Er machte dieses freundliche, aufmerksame Gesicht, dem man immer dann begegnet, wenn das Gegenüber nicht zuhören möchte. »Ja?«, fragte er.

Da ich nicht wusste, wie ich es höflich sagen sollte, sagte ich es freiheraus: »Maris, diese hohlköpfigen Dinger passen einfach nicht zu dir.«

Er lächelte. So langsam begann mir sein Lächeln ein wenig auf die Nerven zu gehen.

»Du meinst, ich mache mich lächerlich?«

»Ja, das meine ich.« Was war denn nur los mit ihm? Elben gehörten im Allgemeinen zu den

körperlich und seelisch unerschütterlichsten Geschöpfen unserer Welt, aber Maris war ja sichtlich eine Ausnahme. Vielleicht hatte das fehlende Augenlicht nach und nach auch seinen Verstand zerrüttet?

»Bruder Schreiber«, sagte er. »Du solltest aufhören, dich in Sachen zu mischen, die du nicht verstehst und die dich auch nichts angehen.«

Ich schluckte, denn das war knapp und deutlich gewesen.

»Ich entschuldige mich«, sagte ich. »Ich habe kein Recht, dir Vorhaltungen zu machen. Schreibe es meiner Sorge um dich zu, mein Freund.«

Er nickte, und das Lächeln, das kurz aus seinem Gesicht verschwunden war, kehrte zurück. »Wenn ein anderer so mit mir gesprochen hätte, wäre ich gegangen«, sagte er. »Aber ich weiß ja, dass nicht die Missgunst aus dir spricht.« Er legte die Rosenknospe sacht in die Schale zurück. »Du sollst dich nicht um mich sorgen. Sie ist weder hohlköpfig noch flatterhaft oder liederlich – oder was immer du befürchtest. Wobei ich anmerken möchte, dass du keine sehr hohe Meinung von mir zu haben scheinst, wenn du mir so eine unkluge Wahl zutraust.«

Ich schluckte kurz. »Natürlich«, sagte ich. »Oder besser – natürlich nicht! Aber du musst zugeben, dass die holde Weiblichkeit hier im Schloss und seiner näheren Umgebung kaum eine andere Vermutung zulässt.«

Er lachte laut heraus. »Du bist ein echter Mönch, kleiner Schreiber. Was stört dich an den Frauen hier – dass sie bunte Kleider tragen, gut riechen und über frivole Dinge plaudern?«

Ich glaube, ich wurde rot. »Es ist nicht so, dass ich keinen Umgang mit dem weiblichen Geschlecht hätte«, sagte ich ein wenig steif. »Meinem Orden gehören Frauen ebenso an wie Männer.«

Maris schüttelte nachsichtig den Kopf. »Tijan, mein Lieber. Du redest dummes Zeug, und das weißt du auch.«

Und ich musste ihm recht geben, wenn auch höchst ungern. Es gab Themen, bei denen ich mich besser zu Hause fühlte. Und natürlich waren Frauen wie Ferun Federkiel oder gar Mar Ayomida nicht unbedingt geeignete Studienobjekte, wenn es um rauschende Unterröcke, gerötete Wangen, Kichern und verliebtes Geflüster ging.

»Sie ist etwas ganz Besonderes«, sagte er. Ich sah einen Moment lang Mar Ayomida vor mir, der mein letzter Gedanke gegolten hatte, ehe das Bild gnädigerweise zerstob und einem großen Fragezeichen Platz machte.

»Sie ist voller Süße wie ein reifer Apfel und gleichzeitig über und über voller Dornen, die dir in den Händen stecken bleiben«, fuhr er fort. »Ihre Stimme ist weich wie ein Katzenfell und rau wie die Zunge einer Katze. Und sie ist jung, schrecklich jung!« Jetzt seufzte er, und sein Gesicht bewölkte sich.

Ich hätte um ein Haar mit ihm um die Wette geseufzt. Aber eigentlich war das unnötig, denn im Vergleich mit mir oder ihm war so ziemlich jede Frau hier am Hofe blutjung.

»Was genau stellst du dir vor?«, fragte ich. »Du klingst nicht so, als würdest du dich mit einer kurzen Affäre zufriedengeben.«

Er schüttelte so energisch den Kopf, dass sein Haar um den Kopf flog. Eine weiße Strähne blieb an seinem Mundwinkel hängen, und er wischte sie mit einer ungeduldigen Handbewegung fort.

»Niemals. Keiner von uns würde damit glücklich.«

»Aber bedenke doch«, sagte ich so behutsam, wie es mir nur möglich war. »Wenn sie ein Mensch ist, wird sie nicht lange jung und apfelsüß bleiben. Und was du in vielen, vielen Umläufen gesehen und erfahren und was du erlitten hast – wie könnte ein junges Menschenweib das jemals begreifen? Was hat sie dir schon zu geben?«

»Was kann ich ihr geben?«, fragte er zurück. »Tijan, mein Guter, du bist voreingenommen, und ich weiß diesen Beweis deiner Freundschaft zu schätzen. Aber viel mehr muss ich ihr danken, dass sie es in Erwägung zieht, ihr Leben mit dem meinen zu verbinden – bei allen Nachteilen, die das für sie mit sich bringt. Ich bin kein kraftstrotzender Jüngling, der mit ihr aufbricht, um die Welt zu erobern. Das Leben, das ich ihr bieten kann, ist still und zurückgezogen – und ich weiß nicht, ob ich das Recht dazu habe, sie vor diese Wahl zu stellen.«

Nun gut, wenn man es von dieser Warte aus besah … Ich schwieg also und überließ ihn seinen Gedanken.

Wer mochte es wohl sein? Ich ging im Geiste die lange Liste der Mädchen und jungen Frauen durch, die hier im Schloss lebten. Aber keine von ihnen wollte auch nur in der Vorstellung an die Seite meines Freundes passen.

Ich gab es auf. Bald würde ich Maris mit ihr zusammen sehen und bis dahin würde ich mein Bestes geben, mich um Maris Willen an den Gedanken zu gewöhnen und der jungen Frau sodann freundlich und mit Nachsicht zu begegnen.

»Soll ich mit ihr sprechen oder willst du das tun?«, fragte er unvermittelt.

»Ranvidar«, erläuterte er geduldig, als ich nicht antwortete. »Wir müssen uns doch überlegen, wie wir vorgehen.«

Ranvidar. Ich hatte unser Vorhaben über diesen erstaunlichen und schwer verdaulichen Neuigkeiten vollkommen vergessen. »Sprich du mit ihr«, sagte ich. »Ich überlasse es deinem Urteil, wie wir weiter vorgehen.« Es drängte mich hinaus. Ich griff nach meinen Schreibutensilien und meinem Papier und entschuldigte mich bei Maris. Es gab viel zu bedenken und zu notieren, und ich verspürte großes Verlangen, das an einem stillen, friedlichen Ort unter freiem Himmel zu tun.

Lluigolf fühlte sich ein wenig wackelig, als er am Morgen bei den Stallungen auf Vanandel wartete. Er hockte auf einem umgedrehten Trog und haderte mit der Welt. Sie hatte gut lachen, war sicherlich frisch und munter, wo sie doch gestern ihre eigene Verlobungsfeier geschwänzt hatte.

Er schob ein paar Strohhalme mit dem Fuß zusammen und rieb sich fest mit der Handfläche über die Augen. Wie müde er heute war – der gestrige Abend war so aufregend gewesen, sein Herz schlug schneller, wenn er daran zurückdachte. Er wusste nicht mehr genau, wie er in sein Zimmer und in sein Bett gekommen war, aber er musste geschlafen haben, auch wenn er sich jetzt fühlte, als hätte er die ganze Nacht Steine geschleppt. Er streckte sich gähnend.

Etwas traf schmerzhaft seine Wange, prallte ab und rollte über den Boden – ein Kieselstein. Er fuhr herum, um dem Burschen, der ihn da foppte, mit ein paar ebenso scharfkantigen Worten zurechtzuweisen, aber er sah niemanden. »Na, so was«, murmelte er.

Ein zweites Steinchen traf seine Schulter und klickerte auf seinen Fuß. Dieses Mal hatte er gesehen, woher es kam, und stapfte wütend auf die kleine Pforte zu, durch die er damals Hadmut ins Schloss gefolgt war.

»Na endlich«, begrüßte ihn eine ungeduldige Stimme, eine Hand schoss durch den Türspalt und zerrte ihn auf die Straße. »Ich rufe dich schon die ganze Zeit, aber du sitzt ja auf deinen Ohren. War es denn so eine anstrengende Nacht?« Vanandel zog ihn von der Mauer weg und die Straße hinunter. »Der Morgen ist fast vorbei. Ich will nicht so spät wieder zurück sein.«

»Damit dein Verlobter nicht doch noch merkt, was da gestern den ganzen Abend mit ihm getanzt hat?«, fragte er spitz.

Sie blieb stehen, die Arme in die Seiten gestemmt, und musterte ihn wortlos vom Kopf bis zu den Füßen. »Du siehst aus wie etwas, das die Katze gefunden hat. Ist alles in Ordnung mit dir?«

Er rieb gedankenlos über den Ring an seinem Finger und genoss das kitzelnde, stechende Prickeln, das davon ausging. »Alles bestens«, sagte er, ein wenig verwundert über die Sorge in ihren Augen.

Sie nickte schroff. »Dann ist es ja gut. Gehen wir!«

Den ganzen Weg hinunter zum Schweinekoben fiel kein weiteres Wort. Lluigolf sah Vanandel – nein, dies hier war Hadmut, ganz und gar Hadmut! – unbehaglich an, aber ihre Miene war so kühl und glatt wie eine verputzte Mauer.

»Halt«, sagte er schließlich, als sie kurz vor ihrem Ziel waren. »Van… Hadmut, ich bitte dich. Was hat dich gebissen, warum bist du so wütend auf mich?«

Sie stoppte und fuhr herum, blankes Staunen im Gesicht. »Wütend? Auf dich? Aber das bin ich nicht!«

»Nicht?«, erwiderte er nicht minder erstaunt. »Aber ich dachte … Du redest nicht mit mir, und wenn du etwas sagst, klingt es verflucht wütend.« Er lachte, und sein Lachen löste die Spannung in ihrem Gesicht. Sie holte tief Luft und lächelte etwas verkrampft.

»Nein, Lluis, wirklich nicht. Ich bin vielleicht zurzeit etwas unter Druck.« Sie zögerte. »Und ich

mache mir Sorgen um dich.«

»Um mich? Aber warum?« Er breitete die Arme aus. »Es geht mir wirklich gut, ehrlich. Ich fühle mich großartig!« Es stimmte und doch auch wieder nicht. Ein Teil von ihm lachte mit der Sonne, sang mit den Vögeln, lief mit dem Wind um die Wette. Aber ein anderer Teil stand im eiskalten, fließenden Wasser, die Füße an einen Stein gefesselt, und sah zu, wie der reißende Strom immer höher stieg. Er riss sich mit Macht von dem Bild los und schüttelte den Kopf. Seine Hand ging zum Mund und er berührte den Ring mit seinen Lippen. Das Prickeln vertrieb das bedrohliche Bild aus seinem verwirrten Kopf.

»Was ist los?« Vanandels Stimme und der feste Griff ihrer Hand um seinen Arm holten ihn zurück in die Wirklichkeit.

»Nichts, warum?«, erwiderte er verwundert. »Warum gehen wir nicht weiter?«

Vanandel setzte zu einer Antwort an, die, ihrem Gesichtsausdruck nach zu urteilen, recht scharf ausfallen würde. Aber sie schluckte sie zu seiner Überraschung hinunter. »Gehen wir«, sagte sie knapp.

Der Schweinekoben bot den vertrauten Anblick, den gewohnten Lärm und den üblichen Angriff auf die Geruchsnerven. Lluis dehnte die Schultern, sog die Luft durch die Nase und fühlte eine Last von sich abfallen, die er zuvor gar nicht bemerkt hatte. »Ich habe das hier vermisst«, sagte er.

Vanandel sah ihn kurz von der Seite an und hob einen Mundwinkel – die nächste Annäherung an ein Lächeln, die sie in der letzten Stunde zuwege gebracht hatte. »Ich auch.«

Lluigolf hielt sie fest, als sie weitergehen wollte. »Sollten wir uns nicht kurz besprechen, ehe wir uns in die Drachenhöhle begeben?«

Vanandel runzelte die Stirn. »Was sollen wir besprechen? Ich werde Vibol bitten, uns zu helfen. Wir können für ihn irgendwo anders arbeiten und ihm unsere Schulden zurückzahlen.«

Lluis sah sie zweifelnd an. »Darüber haben wir uns schon einmal gestritten«, sagte er. »Ich fürchte, dass ich in meiner Einschätzung von Vibols menschenfreundlicher Ader nicht ganz so optimistisch bin.«

»Warum bist du dann überhaupt mitgekommen?«

Er zuckte mit den Schultern. »Du hast mich darum gebeten. Es ist dir sehr wichtig. Und vielleicht irre ich mich ja, und du hast recht. Das ist schon vorgekommen, weißt du?«

Jetzt lächelte sie wirklich. Sie gab ihm einen kleinen Knuff und sagte: »Dann komm, alte Unke. Stürmen wir die – wie hast du es genannt? – Drachenhöhle.«

Roske fegte gerade die Gaststube des *Einäugigen*, als Vanandel mit Lluigolf eintrat. Er hörte auf, den Besen zu schwingen und sagte: »Oho.«

Dann wischte er seine Hände an der Schürze ab, kratzte sich an der Nase, sah zur Treppe, zog die Brauen hoch, sah wieder zu Vanandel und Lluis, die ihn fasziniert beobachteten, und schüttelte sacht den Kopf.

»Was …«, begann Vanandel, aber Roske hob abwehrend beide Hände und deutete zur Tür.

»Geht«, sagte sein Gesicht und seine ganze Haltung. »Geht schnell!«

»Wer ist gekommen, Roske?«, hörten sie die Kröte von oben rufen.

Die Schultern des Wirtes sanken herab. »Hadmut und Lluis«, sagte er mit erhobener Stimme.

»Schick sie hoch.«

Der Wirt winkte resigniert zur Treppe. »Das habt ihr davon«, murmelte er.

Lluigolf schluckte und sah Vanandel an. Sie war blass geworden, zuckte aber scheinbar gleichmütig mit den Schultern. »Komm«, sagte sie.

Sie stiegen die Treppe empor, bis sie vor Vibols Tür standen, und Lluis wischte sich die Handflächen an der Hose ab, ehe er sie aufschob.

»Wen sehe ich da?«, rief die Kröte gut gelaunt und breitete die Arme aus. »Meine ungetreuen Kinderchen, alle beide! Kommt herein, kommt nur herein!«

Sie traten ein, Vanandel mit einem Lächeln der Erleichterung, Lluis mit einem unverändert mulmigen Gefühl im Bauch. Vibol deutete auf die Stühle am Tisch: »Setzt euch, seid nicht ungemütlich.« Er setzte sich in seinen Sessel, legte die Hände auf den Tisch und schaute Lluigolf an. »Nun, mein Junge?«, sagte er und legte den Kopf schief. »Wo hast du dich herumgetrieben? Wir haben dich vermisst.«

Lluis räusperte sich. »Ich habe ein bisschen in der Klemme gesessen«, sagte er. »Bin der Schlosswache ins Gehege gekommen. Der Rudelführer hat mich festgesetzt.«

Vibol fixierte ihn mit unergründlicher Miene. »So, hat er das. Wie unangenehm für dich. Und wie schön für uns alle, dass Groszbarrt dich wieder hat laufen lassen. Du musst mir bei Gelegenheit erzählen, wie dir das gelungen ist.«

Er wandte sich Vanandel zu. »Du siehst etwas angegriffen aus, junge Freundin. Hattest du eine arbeitsreiche Zeit?«

Vanandels Lächeln war geschwunden. Sie sah Vibol mit missbilligend zusammengepressten Lippen an, aber er lächelte unverändert.

»Vibol«, sagte sie, »was soll das? Ich denke, wir haben eine Vereinbarung – hier bin ich, und ich habe Lluis mitgebracht. Lass uns nun bitte bereden, was zu bereden ist.«

Der falsche Frohsinn verschwand aus seinem Gesicht. Seine kugeligen Augen fixierten Vanandel und Lluis ausdruckslos.

»Also gut, reden wir«, sagte er. »Ihr beide habt mich belogen, betrogen und hintergangen. Ich bin davon wenig erbaut, wie ihr euch vielleicht vorstellen könnt.« Er hob die Hand, um Vanandels wütenden Protest zu unterbrechen. »Schrei mich nicht an, Kind. Wenn hier jemand schreit, dann bin ich es.« Er legte die Hände auf den Tisch und betrachtete sie nachdenklich. »Wir haben eine Vereinbarung, damit hast du recht. *Du* kannst gehen.«

»Aber …«, stotterte Vanandel, »aber …«

»Du kannst gehen!«, wiederholte die Kröte scharf. »Und sei froh und dankbar, dass ich ein Mann bin, der sein Wort hält. Ich habe dir versprochen, dass du unbehelligt bleibst, wenn du mir den Jungen lieferst, und dass ich dir helfe, von hier zu verschwinden, und daran halte ich mich. Aber du solltest jetzt besser gehen, ehe ich die Geduld verliere!«

»Vibol«, sagte Vanandel eindringlich, »du bist wirklich im Irrtum. Wir haben dich nicht …«

Die Kröte hob die Stimme: »Lanto!« Die Tür sprang auf, der mürrische Leibwächter trat ein und packte auf Vibols Zeichen hin Vanandels Arm. Sie versuchte, ihn abzuschütteln, aber der Hüne

grunzte nur kurz, warf sie kurzerhand über seine Schulter und trug die vor Wut schreiende und auf seinen Rücken einschlagende Vanandel hinaus, ehe Lluigolf auch nur den Versuch unternehmen konnte, ihn daran zu hindern.

Die Tür knallte zu. Lluigolf erwiderte Vibols Blick und schüttelte den Kopf. »Ich habe dich nicht verraten«, sagte er. »Und Hadmut auch nicht. Sie würde dich nie verraten, Vibol. Sie hängt an dir wie eine Tochter.«

Im Gesicht der Kröte regte sich kein Muskel. Er faltete die Hände und legte die Zeigefinger vor den Mund. »Du wolltest mir erzählen, wie du Groszbarrt ausgetrickst hast«, sagte er.

»Ich habe ihn nicht ausgetrickst. Er hat mich einfach laufen lassen. Nicht, ohne mir vorher eine Tracht Prügel zu verpassen«, fügte Lluis hinzu.

Vibol nickte, ließ aber seinen Blick nicht einen Lidschlag lang von Lluigolf. Wenn er einen Lidschlag getan hätte, hieß das. Lluis begann sich sehr unwohl zu fühlen.

»Vibol, ich weiß, dass ich dir noch einen Haufen Geld schulde für meine Ausbildung«, sagte er. »Ich möchte es dir zurückzahlen! Aber ich kann nicht mehr für dich arbeiten.« Er leckte sich über die Lippen, denn jetzt kam der schwierige Teil. »Ich habe eine Anstellung bei einem Kaufmann gefunden. Als Diener.«

Die Kröte lachte laut und unfreundlich. »Eine Anstellung als Diener – na, das ist aber erfreulich! Darf ich dir dazu gratulieren? Und du verdienst natürlich so viel, dass du deine erklecklichen Schulden in null Komma nichts zurückgezahlt haben wirst, richtig?«

Lluis räusperte sich. »In null Komma nichts wohl nicht«, gab er zu. »Aber ich gebe dir alles, was ich verdiene. Du hast mir sehr geholfen, als ich in der Klemme war, und ich bin dir wirklich dankbar.«

»Dankbar!« Die Kröte lachte wieder ihr überaus unangenehmes Lachen. Er verschränkte die Arme vor der Brust und ließ jeden Anschein von Wohlwollen oder Freundlichkeit fahren.

Die Kröte hatte noch nie so kalt und mörderisch ausgesehen. Lluis wich zur Tür zurück, die sich wie aufs Stichwort hinter ihm öffnete. Als er herumfuhr, um sich hinauszuflüchten, rannte er in die Arme des Riesen Lanto, der ihn wortlos packte und ins Zimmer zurückschob.

»Wo ist Va… Hadmut?«, fragte Lluis. »Was hast du mit ihr gemacht?«

Lanto schob ihn wortlos zu einem Stuhl und drückte ihn darauf nieder.

»Die Frage, die du dir eigentlich stellen solltest, ist eine etwas andere«, sagte Vibol. »Kannst du dir vorstellen, wie sie lautet, junger Freund?«

Lluis antwortete nicht. Er rieb seine schmerzende Schulter und starrte Vibol wütend an. Der fuhr im Plauderton fort: »Was dir nun vor allem in den Sinn kommen müsste, ist die Frage danach, was wir mit *dir* machen werden. Die Sorgen, die du dir um Hadmut machst, sind unbegründet – deine Freundin war immerhin klug genug, sich ihren Lohn dafür auszubedingen, dass sie dich hier bei mir abliefert.«

Lluigolf schüttelte den Kopf und rieb mit dem Daumen über seinen Ring. Das Prickeln verjagte jede Furcht und trug ihn weit fort von diesem Ort und diesen Menschen.

Als er sich wieder seiner Lage bewusst wurde, hing er mit verdrehten Armen halb in der Luft, seine Füße berührten kaum den Boden. Sein Gesicht brannte und schmerzte, seine Ohren klingelten, er

schmeckte Blut und seine Rippen fühlten sich an, als hätte sie jemand mit einer Eisenstange bearbeitet. Er holte tief Luft, um etwas zu sagen, aber ein Schlag traf ihn, dass seine Zähne knirschten und er zu fühlen meinte, wie sie sich im Kiefer lockerten.

»Nun?«, fragte eine freundliche Stimme. »Denkst du nicht, dass du langsam erzählen solltest, was ihr beide vorhattet? Was hat das Pferdegesicht euch angeboten? Ein Stück vom Kuchen, sobald ihr mich aus dem Weg geräumt habt?« Wieder ein Schlag, dieses Mal in den Bauch. Inzwischen hatte er begriffen, dass sie ihn an einen Haken in der Wand gefesselt hatten, von dem er nun herabbaumelte wie ein hilfloses Schaf und dass Lanto dabei war, ihm die Seele aus dem Leib zu prügeln.

Er öffnete den Mund, um zu schreien, aber wieder erstickte ein Schlag den Impuls im Keim, und nichts als ein Ächzen drang über seine Lippen. Lluis spürte, wie seine Sinne zu schwinden drohten. Aber dennoch war sein Kopf klar, klarer als er es in den letzten Wochen gewesen war, und er wusste mit genau dieser kalten, gläsernen Klarheit, dass Lanto ihn hier und jetzt totschlagen würde, während die Kröte dabei zusah.

Lanto hob die Hand, und Lluis wusste, dass dies der letzte Hieb sein würde, den er bei Bewusstsein erleben musste. Er stemmte sich mit letzten Kräften gegen die Riemen, die seine Handgelenke an den Haken fesselten. Vergebens. Entkräftet schloss er die Augen und ergab sich seinem Schicksal.

Der erwartete Schlag blieb aus. Stattdessen hörte Lluigolf durch das Sausen in seinen Ohren die Tür aufspringen und eine ruhige, keinerlei Widerspruch duldende Stimme sagen: »Binde den Jungen los.«

Er konnte die Augen nicht öffnen. Die Stimme erschien ihm bekannt, aber er konnte sie nicht einordnen. Er erwartete, Vibols höhnisches Lachen zu hören, seinen Befehl an Lanto, den frechen Kerl mit seinem anmaßenden Auftreten vor die Tür zu setzen oder niederzuschlagen – aber nichts dergleichen geschah.

Er blinzelte, und durch die Schleier vor seinen Augen sah er Lanto, der an die Tür zurückgewichen war und Vibol, der mit seltsam verkniffener Miene aufstand und die Arme vor der Brust kreuzte. »Ich denke nicht, dass du dich hier einmischen solltest«, sagte die Kröte, aber er klang keineswegs souverän.

Lluigolf wandte mühsam den Kopf und sah in Vanandels aufgerissene Augen. Sie stand neben ihm, sodass er den Mann nicht sehen konnte, der sich jetzt leise und eindringlich mit Vibol zu streiten schien. Oder vielmehr Vibol die Leviten las?

Vanandel hatte sich einen Hocker herangezogen und nestelte an seinen Fesseln. Die Knoten hatten sich unter seinem Gewicht zu sehr zusammengezogen. Sie fluchte und rief: »Gib mir ein Messer, Roske.«

Roske. Wer war Roske? Lluigolf ächzte, weil seine Hände und sein ganzer Körper ein einziger schwarzroter, donnernder Schmerz waren.

Ein Messer erschien in seinem getrübten Gesichtsfeld. Der Mann sagte: »Du weißt, ich mische mich nie unnötig in deine Angelegenheiten, aber ich habe das letzte Wort – immer, in allem, Vibol!«

Lluis kämpfte dagegen, das Bewusstsein zu verlieren, aber er bemerkte, dass Vibol und Lanto geschlagen das Feld räumten.

Dann fielen seine Fesseln und starke Arme fingen ihn auf, ehe er zu Boden krachte wie ein vom Sturm gefällter Baum.

Der Mann nahm ihn auf die Arme wie ein Kind und trug ihn die Treppe hinunter. Vanandel lief hinter ihnen und sagte: »Danke, oh, ich danke dir! Er wollte ihn umbringen, Roske!«

»Ja, das wollte er wohl«, sagte der Mann. »Ich habe Lluis gewarnt. Ich habe euch beide gewarnt, Kinder. Ihr wolltet ja nicht auf mich hören.«

Roske. Fast hätte der Schock, die Überraschung ihn aus den Armen des Wirtes geworfen. Wieso Roske? Wieso konnte der Wirt dem schreckenerregenden, mächtigen Vibol Befehle erteilen?

Er spürte, wie Vanandel seine Hand nahm. »Sei ganz ruhig«, flüsterte sie. »Alles wird gut, Lluis.« Ihre Stimme klang seltsam fremd, und erst als er in wohltätige Ohnmacht versank, begriff er, dass Vanandel, die unerschütterliche, hartgesottene Hadmut, weinte.

Er lag auf einer weichen Unterlage. Sein Körper schmerzte, als hätte ein Rudel Orks ihn als Trainingspuppe für den Stockkampf benutzt. Er wagte es nicht, sich zu bewegen. Irgendwo hinter ihm sprachen leise zwei Menschen miteinander, ein Mann und eine Frau. Stückchenweise kehrte seine Erinnerung zurück. Vibol hatte ihn verprügeln lassen. Die Kröte war drauf und dran gewesen, ihn umzubringen. Dann war jemand gekommen und hatte ihn herausgeholt. Hadmut. Vanandel hatte ihm das Leben gerettet.

Er bewegte seinen Kopf, um sie anzusehen, und stöhnte laut. Vanandels besorgtes Gesicht tauchte in seinem Blickfeld auf. »Lluis«, sagte sie. »Lluis, mein Lieber, das wollte ich nicht! Es tut mir so leid!«

Er blinzelte langsam, weil es zu wehgetan hätte, den Kopf zu schütteln. »Ich glaube, mir ist ein Pferd auf den Kopf gefallen«, sagte er mit einem schwachen Lächeln.

Vanandel nahm vorsichtig seine Hand. »Du hast viele schlimme blaue Flecke«, sagte sie. »Und ausgerenkte Arme und böse Prellungen – aber ich bin sicher, dass nichts gebrochen ist. Ich habe dich untersucht, aber wenn du möchtest, rufe ich Caledrain.«

»Nein«, sagte er so energisch, wie sein Zustand es zuließ. »Das wird alles heilen. Ich lebe noch, das ist die Hauptsache!« Er sah an sich herab und blickte sich dann um. Das Zimmer, in dem er lag, war ihm unbekannt.

»Ich bin schuld«, sagte Vanandel. »Ich hätte dich nicht herbringen sollen. Ich hätte nicht wieder herkommen dürfen. Roske hatte recht.«

»Roske«, Lluis setzte sich unwillkürlich auf und keuchte. Dann flaute der Schmerz ab. »Roske – wieso?«

Der Wirt saß in einem abgeschabten Sessel neben dem Kamin und drehte ein Glas in der Hand. Auf dem Tischchen neben ihm standen ein zweites Glas und eine staubige Flasche. Roske nickte ihm zu und sagte: »Du kannst einiges einstecken, Lluis. Respekt.«

»Roske«, Lluis hielt seinen Kopf fest. »Ich begreife gar nichts – habe ich das richtig mitbekommen? Du hast die Kröte herumkommandiert?«

Der Wirt schüttelte ernst den Kopf. »Lluis, ich muss dich bei deinem Ehrenwort bitten, davon kein Wort aus diesem Zimmer dringen zu lassen. Ich weiß nicht, was sonst geschehen könnte. Versprichst

du es mir?«

Lluis blickte Vanandel an. Sie schlang die Finger ineinander und nickte ihm zu.

»Die Prinzessin hat mir schon ihr Ehrenwort gegeben«, sagte Roske.

Lluis riss die Augen auf. Vanandel seufzte und blickte zu Boden. »Ich habe es ihm gesagt. Als er mich aus dem Keller befreit hat. Ich habe die Geräusche von oben gehört …«

»… und da hat sie sich so groß gemacht, wie sie konnte, und zu mir gesagt: ›Roske, du musst Lluis da rausholen. Ich befehle es dir!‹« Roske gluckste. »Sie war sehr hoheitsvoll. Aber ich hätte es ihr so oder so geglaubt – ich hatte immer das Gefühl, dass sie nicht wirklich in den Schweinekoben gehört.« Sein Lächeln verschwand. »Du hättest es mir nicht zu befehlen brauchen, Vanandel. Ich war schon auf dem Weg nach oben, als ich dich im Keller schreien hörte.«

»Wieso kannst du Vibol Befehle erteilen?«, fragte Lluis, den dieser Punkt weitaus mehr beschäftigte als die aufgeflogene Tarnung Vanandels.

Roske zuckte mit den Schultern. »Wir haben eine Abmachung«, sagte er. »Der Rest geht dich nichts an.«

Lluis ließ sich erschöpft zurücksinken und schloss die Augen. Er hörte Vanandel sagen: »Du bleibst am besten über Nacht hier. Roske hat nichts dagegen. Ich muss zurück ins Schloss. Und ich muss mir dringend überlegen, was ich jetzt mache – ohne Vibols Hilfe!«

Lluis nickte. Er registrierte noch, dass Vanandel und Roske hinausgingen, dann schlief er schon.

Roske behielt Lluigolf drei Tage in seiner Obhut. Zwei davon schlief Lluis wie ein Toter, er wurde nur wach, wenn der Schankjunge ihm einen Napf mit Suppe brachte und meistens bemerkte er nicht einmal, wie der leere Napf wieder abgeräumt wurde.

Am dritten Tag wurde er in aller Frühe wach, kleidete sich mit steifen und ungelenken Gliedern an, ärgerte sich über die dumpfen Schmerzen, die jede Bewegung begleiteten, und ging hinunter in den Schankraum, um ihn auszufegen.

»Ich sehe, es geht dir besser«, bemerkte der Wirt, als er mit einer Kiste in den Händen durch den hinteren Eingang trat. Er stellte seine klirrende Fracht auf den Schanktisch und stützte die Hände in die Seiten.

Lluis lehnte sich auf seinen Besen und grinste Roske müde an. »Danke«, sagte er.

Roske nickte und begann die Kiste auszupacken. »Was hast du jetzt vor?«

Lluis fegte sorgsam ein Häufchen Unrat zusammen. »Wahrscheinlich gehe ich zurück. Ins Schloss«, setzte er zögernd hinzu. Hatte er das nur geträumt oder hatte Vanandel dem Wirt wirklich verraten, wer sie war?

Roske nickte wieder. »Grüß sie von mir. Ich denke, ich werde euch beide nicht wiedersehen?«

Lluis ließ sich langsam auf eine Bank sinken und lehnte den Besen gegen den Tisch. Er hatte noch nicht darüber nachgedacht. Keiner von ihnen würde es hiernach noch wagen können, sich im Schweinekoben blicken zu lassen. Wahrscheinlich noch nicht einmal in den feineren Vierteln der Stadt. Vibol hatte überall seine Hände und Augen.

»Ach du je«, sagte Lluis. »Was machen wir denn jetzt?«

»Er wird euch nichts tun«, sagte der Wirt. »Nicht, solange ich lebe.«

Lluis nickte ohne große Überzeugung. Es war ihm nach wie vor schleierhaft, wie Roske es geschafft hatte, ihn aus Vibols Händen zu befreien.

Roske schmunzelte. »Dein Gesicht spricht Bände, Lluis. Du überlegst gerade, wohin du flüchten musst, und bist davon überzeugt, dass der alte Roske sich ganz schön überschätzt, hm?«

Lluis lächelte beschämt. »Ja, das ist wahr«, räumte er ein. »Roske, ich danke dir wirklich für das, was du für mich riskiert hast. Du hast mir das Leben gerettet. Aber jetzt solltest du selbst zusehen, dass du dich vor Vibols Rache schützt. Und ich muss weg von hier!«

»Junge, Junge, mach nicht so ein Gesicht. Mir geschieht nichts, und dir und der Prin… Hadmut auch nicht. Dafür verbürge ich mich.«

Lluis konnte sich ein ungläubiges Lächeln nicht verkneifen. Roske war ihm immer als kluger, nüchterner Kopf erschienen. Das erwies sich jetzt allerdings als großer Irrtum.

Er stand auf und räumte den Besen weg. »Ich breche dann wohl besser auf. Ehe Vibol hier hereinschneit.«

»Er kommt erst wieder, wenn ich es ihm erlaube«, erwiderte der Wirt mit einem schmalen Lächeln.

»Ja, sicher.« Sein Tonfall war ungläubig.

Roske lachte. »Komm, Lluis. Lauf nicht ohne Frühstück fort. Falls du mit dem vollkommen übergeschnappten Roske überhaupt noch frühstücken magst, heißt das.«

Sie saßen an dem weißgescheuerten Holztisch und aßen stumm und in Gedanken versunken.

»Und du?«, brach der Wirt nach einer Weile das Schweigen. »Was bist du? Auch irgend so ein Graf oder Freiherr oder sonst so ein feiner Pinkel?«

»Ich?« Lluis musste lachen. »Nein. Ich bin Lluigolf aus Weidenheim, und all die Grafen und feinen Pinkel bemerken mich gar nicht, wenn ich neben ihnen stehe. Ich bin einer der vielen Diener des Markgrafen.«

»Diener«, Roske gab sich große Mühe, nicht die Nase zu rümpfen. »Und das gefällt dir?«

»Es gibt sicher Schlimmeres.«

»Aber auch sehr viel Besseres.« Jetzt schüttelte Roske doch den Kopf. »Mein Angebot steht noch«, sagte er nicht ohne Vorwurf. »Ich frage nicht jeden hergelaufenen Bengel, ob er bei mir arbeiten möchte.«

Lluis seufzte. »Dein Angebot hat mich auch sehr in Versuchung geführt. Aber ich habe doch Schulden bei Vibol, die abgezahlt werden müssen. Und ein Verdienst als Schankbursche reicht dafür vorne und hinten nicht.«

»Ich habe dir angeboten, dass ich mich darum kümmere.«

Lluis hatte das damals nicht ernst genommen, sondern gedacht, dass Roske keine Vorstellung davon hatte, wie tief er in Vibols Schuld stand. Jetzt allerdings begann er langsam daran zu zweifeln. »Wie kommt es, dass du die Kröte herumkommandieren kannst?«

Roskes Gesicht legte sich in ulkige Falten. »Lass ihn das nicht hören, das mag er gar nicht«, sagte er. »Darüber streiten wir uns schon, seit wir Jungen waren. Aber ich bin der Ältere, ich habe das letzte Wort, in allem! Daran haben wir uns ein Leben lang gehalten.«

Lluis sah ihn verblüfft an. »Du willst damit andeuten …«

Roske nickte. »Wir sind Brüder.«

»Ach du Donnerwetter«, sagte Lluis beeindruckt. »Das hätte ich nie im Leben … aber dass er da mitspielt! Es gibt doch niemanden in der Stadt, von dem er sich was sagen lässt!«

»Von mir schon«, erwiderte Roske kurz und stand auf, um den Tisch abzuräumen.

Lluis half ihm, und er half auch dabei, den Schankraum herzurichten, ein frisches Fass Bier anzustechen, und dann, als der Schankbursche nicht auftauchte – wieder einmal, wie Roske knurrte –, half er beim Bedienen der Gäste.

Der Tag schritt voran, und Lluis arbeitete wie in alten Zeiten und dachte über nichts anderes nach. Erst als er sich mit einem Tablett voller schwappender Krüge durch den rappelvollen Schankraum drängte und beinahe über Trurres Beine gestolpert wäre, fiel ihm wieder ein, dass er hier nicht länger am rechten Platz war.

»Hoppla«, sagte er und stellte das Tablett vor den Zwerg. Trurre nickte vergnügt und griff gleich nach dem vollsten Bierkrug.

»Danke, das kam wie bestellt«, sagte er, stellte den leeren Krug aufs Tablett zurück und wischte sich den Schaum aus dem Bart. »Lass gleich noch zwei davon da, Garness ist auch hier irgendwo.«

»Was macht ihr hier?«, fragte Lluis.

»Wir wollten mal nachsehen, wie es dir geht«, erwiderte der Zwerg. »Aber jetzt liefere mal schön das leckere Zeug ab, sonst trinke ich es ganz alleine!«

Lluis machte mit dem Tablett die Runde und holte eine neue Ladung bei Roske ab. Dann drängte er sich wieder zu Trurre durch, der inzwischen Gesellschaft bekommen hatte.

»Du siehst ja grässlich aus«, empfing ihn Garness. »Ist die Nase gebrochen?«

Lluis grinste. »Ja, aber dafür hab ich mir das blaue Auge nur aufgemalt«, sagte er.

Garness schnaufte. »Mach keine solchen Scherze«, sagte er düster. »Was macht der Rest von dir?«

»Danke, alles bestens. Was wollt ihr hier?«

»Man hat uns geschickt, um nach dem Rechten zu sehen.« Trurre griff nach dem nächsten Bier. »Man war der Meinung, dass man sich hier besser nicht mehr blicken lassen sollte.«

»Es sieht ja so aus, als wärest du wieder einigermaßen auf den Beinen«, fügte der Barde hinzu. »Unsere Freundin hat zwar im Moment den Kopf nicht frei für die Angelegenheiten anderer Leute, aber immerhin ist ihr eingefallen, dass sie dich hier irgendwo verloren hatte. Also hat sie uns den Auftrag gegeben, dich nach Hause zu bringen, falls du wieder alleine gehen kannst.«

Seltsamerweise gefiel der Gedanke Lluis nicht besonders. »Was meinst du damit, dass sie den Kopf nicht frei hat?«, fragte er.

Garness grinste breit. »Sie hat da jemanden gefunden, der ihre Aufmerksamkeit sehr in Anspruch nimmt«, sagte er vorsichtig.

Lluigolf sah ihn verständnislos an. »Inwiefern?«

Garness hörte auf zu grienen und lachte laut. Trurre schüttelte nachsichtig den Kopf. »Das musst du gerade fragen«, sagte er mit gelindem Vorwurf. »Du, der du uns in den vergangenen Tagen mit deinem Geflöte und Gegrinse und Gesäusel von Chaantrea dermaßen die Geduld strapaziert hast!«

»Nein«, sagte Lluis, dem die Erwähnung ihres Namens einen kleinen Schauder über den Rücken gejagt hatte. Er rieb über den Ring, der sanft prickelte. Dann stellten seine Augen sich wieder scharf, und er bemerkte, wie Trurre und Garness einen besorgten Blick wechselten.

Er ignorierte das und sagte: »Ihr wollt doch nicht etwa andeuten, dass Va… dass unsere Freundin sich in jemanden verliebt hat? Etwa in ihren Verlobten?«

Trurre verschluckte sich und prustete etwas Bier über den Tisch. »Erno der Schafskopf? Aber wo denkst du hin. Sie ist verliebt, aber doch nicht geisteskrank!«

Garness schüttelte lächelnd den Kopf, aber seine Augen blickten reserviert, beinahe ablehnend. »Nein, sie hat eine noch seltsamere Wahl getroffen«, sagte er. »Oder er hat es ihr eingeredet, ich weiß es nicht. Er war immer schon sehr gut darin, andere von etwas zu überzeugen.«

Trurre sah ihn mit hochgezogenen Brauen an. »Eifersucht? Das hätte ich nicht von dir gedacht, Garness. Du bist doch gar nicht an ihr interessiert.«

»Das ist es auch nicht«, erwiderte er erstaunlich heftig. »Sie ist eine gute, eine sehr gute Freundin. Ich kenne sie, seit sie ein junges Mädchen war. Ich mache mir einfach Sorgen um sie. Was soll daraus werden? Es hat doch keine Zukunft. Und er ist so unendlich viel älter als sie.«

Lluis schlug mit der Hand auf den Tisch. »Also hört auf, mich zu foltern«, sagte er. »Wer ist es? Etwa Magister Davydd?« Er erwartete, dass die anderen über seinen Scherz lachten, aber stattdessen wechselten sie nur wieder bedeutungsvolle Blicke. Er wurde unsicher, fragte sich, ob die beiden ihn

einfach nur auf den Arm nahmen.

Aber ehe er sie deswegen zur Rede stellen konnte, schrie Roske nach ihm.

Eine atemlose Weile später kehrte etwas Ruhe ein. Lluigolf füllte die nächste Lage Bierkrüge und ging zu seinen Freunden zurück.

Trurre lehnte an der Wand, hatte die Beine auf einen Stuhl gelegt und sah Garness beim Pfeilspiel zu. Lluigolf stellte die Krüge auf den Tisch und schob sich neben ihn auf die Bank. Beide hoben einen Krug zum Mund, tranken und stellten ihn wieder ab. »Also, erzähl schon. Ihr wollt mich veräppeln, stimmt's?«

Der Zwerg schüttelte mit sorgenvoller Miene den Kopf. »Leider nein. Garness nimmt es ziemlich schwer, fürchte ich, und das macht mir Kopfschmerzen. Er kennt Maris schließlich von uns allen am besten.«

Es dauerte eine Weile, bis der Sinn seiner Worte Lluis erreicht hatte. »Maris?«, fragte er halb entsetzt, halb belustigt. »Der blinde Elbe? Du machst Witze!«

»Leider nein.« Er trank und wischte sich den Mund.

Lluis schüttelte den Kopf, wusste nicht, ob er lachen oder sich entrüsten sollte. »Aber Trurre, das kannst du nicht ernst meinen. Er ist ein Elbe und sie ist ein Mensch! Er ist … wie alt ist er eigentlich?«

Trurre zuckte die Achseln. »Ich weiß es nicht. Das solltest du Garness fragen.«

Lluigolf drehte sich zu dem Barden um und machte ihm Zeichen. Garness legte seine Pfeile hin und kam an den Tisch. »Ah, etwas zu trinken«, sagte er erfreut. »Du musst Gedanken lesen können, mein Lieber!«

Lluis wartete ungeduldig, bis der Barde getrunken hatte. Dann klopfte er auf die Bank, sagte: »Setz dich« und legte Garness den Arm um die Schulter, damit er ihm nicht gleich wieder davonlief. »Nun rück schon raus mit der Sprache. Was ist zwischen Maris und Vanandel?«

»Die beiden sind ein Herz und eine Seele«, sagte Garness. »Unsere Freundin muss aufpassen, dass es nicht allen auffällt, so sehr kleben sie aneinander. Wenn du einen von beiden suchst, findest du unweigerlich auch den anderen. Du müsstest doch wissen, wovon ich rede!«

»Er ist ein Elbe«, sagte Lluis erneut.

Garness hob die Schultern. »Na und? Chaantrea ist eine Elbin.«

Das tat weh. Lluis verzog das Gesicht. »Das ist doch ganz etwas anderes!«, sagte er abwehrend.

»Warum?« Garness tat erstaunt. »Sie ist eine Elbin und du bist zur Hälfte ein Mensch. Sie ist wahrscheinlich viel älter als du. Nein? Na gut, dann wird sie wahrscheinlich viel älter werden als du.« Er musterte Lluigolfs Gesicht. »Das habe ich dich nie gefragt, was hast du von deinem Elbenvater außer den spitzen Ohren noch alles geerbt?«

Lluis kniff die Lippen zusammen. Das war eins der Themen, die ihm nicht behagten. »Ich weiß es nicht«, sagte er kurz. »Und ich kenne keine anderen Halbelben. Deshalb kann ich dir nicht sagen, welches Lebensalter ich erreichen werde.« Er räusperte sich. »Ich wollte nicht über mich sprechen.«

Garness holte Luft, und Trurre legte ihm eine Hand auf die Schulter. »Lass gut sein«, sagte er. »Wir beide sind schließlich ebenso besorgt um unsere Freundin wie Lluigolf.«

»Sorge ist nicht das richtige Wort«, sagte Garness. »Maris ist ein Ehrenmann und einer der

freundlichsten und zuverlässigsten Men… Elben, die ich kenne. Nur …« Er zögerte, suchte nach Worten, wiegte den Kopf.

Lluis nickte und Trurre tat es ihm gleich. Sie saßen alle drei da wie nickende, zwinkernde, mümmelnde Greise, und als es ihnen auffiel, begannen sie heftig zu lachen.

»Na, hier ist ja eine Stimmung«, kommentierte Roske, der mit einem Tablett voller kleiner Becher an ihren Tisch trat. Er stellte vor jeden einen der Becher, die mit scharf riechendem grünem Kräuterschnaps gefüllt waren.

»Ihr erlaubt doch«, sagte er und setzte sich zu ihnen.

Trurre sah ihn erstaunt an, und Garness hob eine seiner Brauen. »Das ist aber eine seltene Ehre«, sagte er. »Womit haben wir das verdient?«

Roske lächelte und hob seinen Becher, um ihnen zuzutrinken. Die anderen taten es ihm gleich und schmeckten dann verzückt dem starken Aroma des Schnapses nach.

Der Wirt stützte seine Ellbogen auf den Tisch und musterte die drei Freunde. »Gerade habt ihr gelacht, aber kurz vorher dachte ich, jemand wäre gestorben. Was beschäftigt euch?«

Trurre räusperte sich und Garness erwiderte mit aufgesetzter Fröhlichkeit: »Ach, wir haben nur überlegt, wie wir unseren Freund hier heil nach Hause bekommen. Er ist ja doch arg lädiert worden.«

»Er weiß Bescheid«, sagte Lluis kurz.

Trurre sah ihn mit hochgezogenen Brauen an. »Was meinst du damit?«

»Er weiß, wer Hadmut ist. Und dass ich im … dass ich oben arbeite.«

Die beiden anderen schwiegen verblüfft. Trurre fasste sich als erster: »Du hast es ihm verraten? Im Fieber, du wusstest nicht, was du tust, hm?«

»Hadmut hat es ihm selbst gesagt«, erwiderte Lluigolf leicht beleidigt.

Roske schnaubte belustigt. »Ihr seid mir ein paar lausige Verschwörer«, sagte er. »Dass ihr vom Schloss seid, wusste ich schon lange. Ich habe schon oft markgräfliches Gefolge hier an meinen Tischen gehabt, ich rieche eure Sorte auf zehn Schritt gegen den Wind.«

»Danke«, sagte Garness. »Ich sehe, es wird Zeit, dass ich den Dienstherren wechsele.« Er sah Trurre und dann Lluigolf an und zuckte mit den Schultern. »Also dann. Wir kennen unsere Freundin gut genug, um zu wissen, dass sie sich nichts sagen lässt. Was immer wir auch über diese Angelegenheit denken, sie wird uns sagen, dass wir uns um unsere eigene Nase kümmern sollen und ihre in Frieden lassen. Du weißt selbst am besten, wie wenig empfänglich verliebte Leute für gute Ratschläge sind.« Er sah Lluigolf bedeutungsvoll an.

»Was soll sie auch tun?«, fragte Trurre. »Er wird ja wohl kaum mit ihr durchbrennen.«

»Nein, das sähe ihm nicht ähnlich«, erwiderte Garness nachdenklich.

Lluigolf hörte nicht mehr zu. Er betrachtete den Wirt, der schweigend und entspannt neben ihm saß, und suchte nach irgendeiner Ähnlichkeit, einem Merkmal, das die beiden Brüder miteinander teilten. Vielleicht die etwas vorstehenden Augen? Das war es aber auch schon. Roske war groß und mager, dabei kräftig wie ein Esel. Da war wenig Ähnlichkeit mit dem kleinen, hinkebeinigen Vibol.

Roske fing seinen Blick auf und beugte sich zu ihm. »Gehst du heute Nacht noch mit ihnen zurück?«

Lluis nickte. Der Wirt lehnte sich wieder zurück. »Danke für deine Hilfe heute.«

»Ich stehe immer noch in deiner Schuld«, erwiderte Lluis. Garness streckte sich und stand auf.

»Lasst uns gehen, Herrschaften. Es ist ein ordentlicher Fußmarsch bis oben.« Er musterte Lluis mit zusammengekniffenen Augen. »Fühlst du dich kräftig genug oder soll ich uns eine Kutsche besorgen?«

Lluis versicherte, dass mit seinen Beinen durchaus alles in bester Ordnung sei, verabschiedete sich von Roske, der ihm nur stumm auf die Schulter klopfte, und trat mit Trurre und Garness hinaus an die kühle Nachtluft.

»Sieh mal, wie seltsam«, sagte Trurre. »Die passt ja hierher wie der Schwan in die Schweinesuhle!«

Lluigolfs Ohren klingelten und ihm war ein wenig schwindelig. Wahrscheinlich hatte er sich heute doch ein bisschen zu viel zugemutet. Verschwommen sah er eine Kutsche, die seltsam fremd und herrschaftlich durch die Gasse holperte und zielstrebig auf den *Einäugigen* zuhielt. Der schmucke Schimmel, der den Einspänner zog, hob seine Hufe so zimperlich wie ein vornehmes Fräulein die Füße beim Besuch eines Viehmarktes, und beinahe ebenso hoch trug er seine edel gebogene Nase.

»Den Gaul kenne ich doch«, rief Garness aus. »Die Kutsche gehört dem Wasserberg.« Da hielt das Gefährt auch schon vor ihnen an, der Kutscher sprang ab und öffnete den Schlag. Das Innere der Kutsche war dunkel.

Die Freunde schauten erwartungsvoll, aber nichts geschah. Der Kutscher stand wartend da, der Schimmel schlug mit seinem Schweif und blickte hochmütig auf seine Umgebung. Zwei Straßenbengel, die gerade um die Ecke kamen, stießen sich gegenseitig die Ellbogen in die Rippen und bückten sich nach Matschklumpen und faulendem Gemüse in der Gosse, das sie gegen die Kutsche zu schleudern gedachten.

Garness und Trurre warfen sich Bemerkungen über die geduldig wartende Kutsche zu, aber Lluigolf war es, als sprächen sie eine fremde Sprache. Das Klingeln in seinen Ohren hatte sich in ein lieblich tönendes Singen verwandelt, in dem er seinen Namen zu vernehmen glaubte. Halb betäubt und von einer plötzlichen, sehrenden Sehnsucht erfüllt, machte er einen Schritt auf den offenen Schlag der Kutsche zu.

Trurre rief ihm etwas zu, aber er beachtete es nicht. Der Kutscher, ein gleichmütig dreinblickender Mensch, trat beiseite, um ihm den Weg freizumachen, und bevor noch einer seiner Freunde etwas tun konnte, war Lluis in die Kutsche gestiegen, der Kutscher hatte sich auf seinen Bock geschwungen, die Zügel schnalzen lassen, und schon rollte die Kutsche munter klappernd über das unebene Pflaster die Straße hinab, verfolgt von den wild schreienden, lachenden und mit allerlei Unrat nach ihr werfenden Gassenjungen.

Ihre Pläne waren ein einziger großer Scherbenhaufen, ihr Mentor Vibol würde wahrscheinlich versuchen, sie umzubringen, Lluigolf war gerade von Lanto böse zusammengeschlagen worden und benahm sich ansonsten so seltsam, dass sie ihn beinahe nicht wiedererkannte, ihre Verlobung lag hinter ihr und damit war die Hochzeit in bedrohliche Nähe gerückt – aber trotz all dieser Widrigkeiten fühlte sich Vanandel so leicht, zuversichtlich und nahezu übermütig, wie sie es noch nie zuvor empfunden hatte.

Sie lächelte wohl gerade wieder, als sie Groszbarrt in die Arme lief, denn er entblößte kurz sein beeindruckendes Gebiss und sagte: »Es geht dir gut, Vanandel.«

»Danke«, sagte sie. »Ja, es überrascht mich zwar selbst, aber mir geht es wirklich gut.«

Er nickte, zögerte und wies dann mit einer unbeholfenen Geste, die gar nicht recht zu ihm passte, auf die Wachstube. »Du wolltest mich besuchen. Ich habe dich schon lange nicht mehr gesehen.«

Vanandel wollte verneinen, aber dann sah sie seinen enttäuschten Blick und nickte kurz entschlossen. »Ich wollte dich besuchen, Groszbarrt. Du hast doch sicher eine schöne Tasse Tee für mich.«

Dann saß sie in ihrem alten Stuhl, streckte die Füße zum bollernden Ofen, hielt den Becher mit der kleinen Kerbe am Rand in den Händen, roch das bittersüße Aroma des starken Tees und genoss es, einmal für ein paar Augenblicke über nichts nachdenken zu müssen.

Groszbarrt saß neben ihr, ebenso in den Stuhl gelümmelt wie sie, und blickte sie nicht an.

»Hast du etwas auf dem Herzen, Groszbarrt?«, fragte Vanandel, nachdem sie eine Weile geschwiegen hatten.

Er räusperte sich und schüttelte dann den Kopf. »Nein, ich denke nicht.«

Vanandel drehte sich zu ihm. »Groszbarrt, ich kenne dich jetzt wirklich lange genug, um zu merken, wenn dich etwas bedrückt. Also rück schon heraus mit der Sprache.«

Er beugte sich vor und faltete die Hände vor den Knien. »Dein Freund. Lluigolf.« Seine lange Nase zuckte unruhig. »Er ist fort, zurück in die Stadt.«

Vanandel hob die Brauen. »Nein, das ist er nicht. Er hatte etwas unten zu erledigen, aber er kommt zurück.«

Der Ork nickte zweifelnd. »Ich glaube, dass er jemanden kennt«, sagte er, sich mit jedem Wort langsam vortastend, als beträte er morastigen Grund. »Ich wäre sehr interessiert daran, mit dieser Person einmal zu … zu sprechen.«

Vanandel musterte ihn misstrauisch. »Wen? Und warum?«

Er seufzte. »Ich glaube nicht, dass du das wissen möchtest. Es ist niemand, der – es ist keine gute Gesellschaft.«

»Groszbarrt, du gehst mir auf die Nerven«, sagte sie. »Hör auf, mich schonen zu wollen. Was willst du von der Kröte?«

Er fuhr zurück, als hätte sie etwas Unflätiges gesagt. »Die Kröte. Du kennst diesen Mann.«

»Er ist derjenige, der im Schweinekoben das Sagen hat«, erwiderte sie ungeduldig. »Jeder dort unten kennt die Kröte. Also, was willst du von ihm?«

Er senkte den Blick. »Ich bin dabei, mich nach einer anderen Beschäftigung umzusehen«, sagte er so leise, dass sie ihn kaum verstand. »Ich denke, dass ich nicht mehr hier sein möchte, wenn du … Ich müsste dich suchen, dein Vater würde es von mir verlangen. Und was soll ich dann tun?«

Sie starrte ihn an. Er hatte eine offene Frage gestellt, und das verschlug ihr den Atem ebenso wie die Qual in seiner Stimme.

»Du kannst nicht für Vibol arbeiten«, sagte sie, weil ihr nichts anderes einfiel. »Wie hast du dir das vorgestellt – hier, direkt vor meines Vaters Nase?«

Er starrte auf seine Hände nieder. »Ich habe keine Wahl. Ich kann nicht hierbleiben, wenn du fort bist. Ich kann dich auch nicht jagen wie einen Zwerg. Also muss ich fort.«

»Das würdest du tun? Du würdest dein Rudel verlassen?«

Der Blick aus eisblauen Augen, der sie traf, ließ Vanandel zurückweichen. »Ich habe mein Rudel bereits verlassen«, sagte er tonlos. »Vor langer, langer Zeit. Damals dachte ich, ich hätte nichts mehr zu verlieren. Ich habe mich geirrt, Prinzessin.«

Vanandel legte das Kinn in die Hände. »Es hat keinen Sinn, wenn du dich an Vibol wendest«, sagte sie nachdenklich. »Der alte Fuchs würde dich mit Freude in seinen Dienst nehmen – er ist ehrgeizig und machthungrig. Er wird dich gegen die Interessen meines Vaters einsetzen, und mit dir als Hauptmann würde er in einen Krieg gegen sämtliche anderen Anführer in der Mark ziehen. Du stündest zwischen sämtlichen Fronten, Groszbarrt. Ich gäbe keinen Dan mehr für dein Leben.«

Er blickte wieder auf seine Hände. »Das klingt doch ganz nach dem, was ich suche.«

Vanandel seufzte. Sie lehnte sich ebenfalls vor und nahm Groszbarrts Hand, die er ihr widerstandslos überließ.

»Rudelführer«, sagte sie sanft, »damit, dass ich dich ins Vertrauen gezogen habe, habe ich dich in eine unhaltbare und überaus unglückliche Lage gebracht, das sehe ich wohl. Es tut mir von Herzen leid. Lass mich nun auch überlegen, wie ich dich aus dem Schlamassel wieder heraushole, ich bitte dich. Und versprich mir, dass du keine übereilten Schritte unternehmen wirst! Noch bin ich hier!«

Er nickte, aber ganz offensichtlich war er mit den Gedanken weit fort. Sein ohnehin melancholisches Gesicht erschien ihr noch ein wenig trauriger als gewöhnlich. Sie drückte seine Hand und sagte: »Groszbarrt, du weißt, dass ich früher oder später von hier fortgegangen wäre – so oder so.«

Wieder nickte er. Sie sah am Zucken seines Gesichtes, dass er die Zähne fest aufeinanderbiss. Mit einem Seufzen stand sie auf. »Es tut mir leid«, sagte sie noch einmal und flüchtete aus der Wachstube.

Sie rannte beinahe, ihre Röcke flogen höchst undamenhaft um ihre Knöchel, und als sie derart Hals über Kopf den kürzesten Weg zu ihren Gemächern quer durch den bisher friedlichen Obstgarten nahm, prallte sie unsanft mit jemandem zusammen, der mitten in ihrem Weg stand und keinerlei Anstalten machte, beiseitezugehen. Stattdessen breitete er die Arme aus und fing sie auf.

»Maris«, sagte sie atemlos. »Maris, Lieber. Ich habe dich nicht gesehen.«

»Aber ich habe dich gesehen«, sagte er triumphierend und deutete auf die Amsel, die bei ihrem Zusammenstoß erschreckt aufgeflogen war und jetzt leise vor sich hinschimpfend in einem nahen

Apfelbaum saß.

Vanandel lachte. »Frag deine Freundin bitte, ob uns jemand zusieht«, sagte sie.

Er wandte den Kopf, und sie betrachtete sein Profil, das sich scharf gegen den hellen Himmel abzeichnete.

»Nein«, sagte er nach einer Weile. »Wir sind unbeobachtet.«

»Wie schön«, sagte sie zufrieden und hob das Gesicht, um sich von ihm küssen zu lassen.

»Wir sollten nicht so unvorsichtig sein«, sagte er nach einer längeren Weile.

»Nein, das sollten wir nicht«, gab sie sanft zurück.

»Wir sollten irgendwohin gehen, wo man nicht über uns stolpert«, sagte er, wiederum nach einer längeren Weile.

Dieses Mal antwortete sie nicht gleich, und als sie es schließlich doch tat, war sie außer Atem, als wäre sie lange und schnell gelaufen. »Das sollten wir tun«, sagte sie und löste sich widerstrebend aus seinen Armen.

Sie gingen schweigend und Hand in Hand durch den Kräutergarten und ließen sich nur kurz los, als sie das Haus betraten und die Amsel davonflog. Als es um die Entscheidung ging, wohin sie sich wenden sollten, zögerten sie kurz und lenkten dann, ohne sich abzusprechen, ihre Schritte zum Gästeflügel. »Tijan?«, fragte Vanandel, als sie an der Tür zu seinem Zimmer waren, und Maris schüttelte den Kopf.

»Er ist unterwegs. Und selbst wenn er da wäre – er würde uns nicht stören.« Der Elbe lächelte. »Unser Bruder Schreiber ist ein sehr diskreter Mann.«

Vanandel errötete leicht. »Ich bin nicht ganz sicher, ob ich weiß, was wir hier tun«, sagte sie. »Wir sind doch wirklich verrückt, Maris. Ich bin es zumindest, und ich bringe dich in Gefahr.«

Er öffnete die Tür und ließ ihr den Vortritt. »Mich in Gefahr zu bringen ist nicht allzu einfach«, sagte er. »Ich bin kein junger Elbe mehr, und manchmal fürchte ich, dass ich alles Gefährliche in meinem Leben schon lange hinter mir gelassen habe.«

Die beiden Zimmer waren leer, wie Maris gesagt hatte. Vanandel blieb mit plötzlicher Befangenheit in der Mitte des großen, hellen Raumes stehen und drehte sich in einer ängstlichen Aufwallung wieder zur Tür um.

Maris, der ihre Bewegung gespürt hatte, griff nach ihrem Arm und hielt sie fest. »Lauf nicht fort«, sagte er und zog sie zum Diwan.

Sie entzog sich seiner tröstlichen Umarmung. »Mein Vater«, sagte sie. »Mein Verlobter. Ich bin so gut wie verheiratet!« Sie sah ihn mit einem flammenden Blick an. »Ich dürfte nicht hier herumstehen und mit dir turteln, ich müsste mich darum kümmern, wie ich von hier verschwinden kann! Was ich geplant hatte, lässt sich nicht mehr verwirklichen. Und ich würde es auch gar nicht mehr wollen – jetzt nicht mehr«, setzte sie leiser hinzu.

Er nahm ihr Gesicht zwischen seine Hände. »Du wolltest, dass dieser Verbrecher dir hilft, eine neue Existenz aufzubauen, richtig?«

Sie nickte abwesend und genoss seine Finger auf ihrer Haut.

»Und jetzt weißt du nicht, wo du hingehen sollst.«

Sie seufzte und schmiegte sich in seinen Arm. »Ich weiß sehr gut, wo ich hingehen möchte. Oder

besser gesagt, mit wem ich gehen möchte.«

Er antwortete nicht.

Vanandel löste sich aus seinem Arm und sah ihn an. »Maris!«, sagte sie empört und ungläubig.

Er seufzte, und sein Gesicht ließ nichts davon erahnen, was er dachte oder fühlte. »Ich kann dich nicht zum Bardenstein mitnehmen«, sagte er langsam.

Vanandel rückte mit einer heftigen Bewegung von ihm weg und legte das Gesicht in die Hände. »Lass mich«, sagte sie erstickt, als er Anstalten machte, sie zu berühren. »Ich habe nicht damit gerechnet, dass du mich wie ein aufdringliches Dienstmädchen behandelst«, setzte sie grimmig hinzu und stand auf. »Anscheinend habe ich etwas falsch verstanden. Es tut mir leid, dass ich dich …«

Er zog sie wortlos wieder auf den Diwan hinunter und schloss ihren Mund mit einem Kuss. »Ich kann dich nicht zum Bardenstein mitnehmen«, wiederholte er dann sanft. »Aber wir beide könnten fortgehen. Ich habe ein Haus in der Nähe von Weidenheim.«

»Weidenheim«, wiederholte sie. »Lluis kommt aus …« Mit einer ärgerlichen Handbewegung wischte sie beiseite, was sie hatte sagen wollen. »Das meinst du wirklich ernst? Du würdest für mich deine Bücher verlassen?«

Er nickte mit einem schwachen Lächeln. »Ich muss zugeben, die Wahl ist mir schwergefallen«, sagte er. »Bücher sind so schön still, sie reden nicht pausenlos und sie stellen keine Forderungen …«

Er duckte sich geschickt unter ihrer Hand weg, und Vanandel sah sich eilig um. Im offenen Fenster saß eine unschuldig dreinblickende hellbraune Taube und putzte sich.

»Lass uns praktisch denken«, sagte Vanandel und rückte ein Stück von ihm weg. »Wenn ich mit dir gehe, wird mein Vater mich suchen und zurückholen lassen. Und was er dann mit dir machen würde, möchte ich mir lieber nicht ausmalen.«

»Was schlägst du also vor?«

Sie schlang die Arme um ihre hochgezogenen Knie und kaute nachdenklich auf ihrer Unterlippe herum. »Es muss erst Gras über alles wachsen«, überlegte sie laut. »Mein Vater darf auf keinen Fall eine Verbindung zwischen uns beiden wittern. Das heißt, du musst abreisen, bevor ich verschwinde. Du gehst an den Bardenstein zurück und tust, was auch immer du dort zu tun hast. Staubst deine Bücher ab und zählst sie durch, was weiß ich.«

Sie wehrte seine Hand ab und fuhr fort: »Ich warte bis zur Hochzeit. Dann lasse ich mein Imago übernehmen und verschwinde. Hier wird so viel Trubel sein, dass das kein Problem geben dürfte. Ich muss mir eine Bleibe suchen, in der ich eine Zeit lang unterschlüpfe. Ich muss mir etwas für Groszbarrt überlegen. Und ein paar Leute müssen eingeweiht werden, damit sie mir nicht aus Unwissenheit einen Strich durch die Rechnung machen. Ach, es ist so schwierig!« Sie streckte die Arme aus und ließ sich an Maris' Schulter sinken. »Sag was«, forderte sie.

Er ließ die Finger durch ihr Haar gleiten. »Der Teil mit ›du reist ab, bevor ich verschwinde‹ hat mir nicht sehr gefallen.«

»Mir auch nicht«, gab sie zu. Sie nestelte am Ärmel seiner Tunika herum. »Du hast ein Haus in Weidenheim? Davon hast du mir nie erzählt. Lluis kommt von dort.«

»Ich weiß«, er streifte ihre Stirn mit den Lippen. »Aber ich war schon einge Menschenalter nicht mehr dort. Eine Verwandte kümmert sich um das Haus.«

Vanandel schauderte unwillkürlich und wich zurück. »Einige Menschenalter«, wiederholte sie. »Ach, Maris, ich werde irgendwann alt und runzlig sein und sterben, und du bist wieder allein.« Sie zog die Schultern hoch. »Du wirst mich ohnehin verlassen, wenn ich alt und hässlich geworden bin«, murmelte sie.

Er zog sie wieder an sich. »Ich bleibe bei dir«, sagte er. »Ich habe so lange auf dich gewartet.«

Sie sprachen nicht weiter über Pläne und Hochzeiten und die ungewisse Zukunft, sondern saßen Hand in Hand, schauten zum Fenster hinaus und freuten sich aneinander und an diesem so kostbaren und friedlichen Moment der Ruhe.

Vanandel schreckte auf wie aus einem Traum, als sich unversehens die Tür öffnete. Maris hielt sie fest und sagte besänftigend: »Es ist nur Tijan, ich kenne seinen leichten Schritt. Komm herein, Bruder Schreiber.«

Wirklich war der kleine Mönch eingetreten und verharrte an der Tür. »Ich wollte nicht stören«, sagte er mit seiner erstaunlich tiefen Stimme.

Vanandel rückte verlegen ein Stück von Maris weg und machte Anstalten, sich zu erheben. »Ich muss gehen«, sagte sie.

»Bitte bleib noch«, sagte Maris.

Vanandel schüttelte den Kopf und mied den Blick des Schreibers, der sie, wie sie fand, mit großem Befremden musterte. »Ich muss mich um meine Verpflichtungen kümmern. Man wird schon nach mir suchen.« Sie strich ihr Kleid glatt.

»Welche Angelegenheiten warten auf dich? Und können sie nicht noch ein wenig länger warten?«

Vanandel räusperte sich unbehaglich. Tijan hatte sich inzwischen rücksichtsvoll in sein kleines Zimmer nebenan zurückgezogen, aber sie fühlte sich dennoch beobachtet. »Allerlei, was noch erledigt werden muss«, sagte sie daher ausweichend. »Heute reisen die letzten der Verlobungsgäste ab, ich muss sie verabschieden. Dann hat mein Vater die neue Verwandtschaft zum Tee geladen. Und vorher ist auch noch dieses und jenes …«

»Dein Verlobter«, sagte Maris.

Sie suchte in seinem hellen Gesicht nach Anzeichen von Eifersucht oder Besorgnis. Aber da war nur sichere Gelassenheit. Vanandel verspürte ein kurzes Aufwallen von Zorn. Wie konnte er ihrer so sicher sein? War sie so wenig wert, dass ihm der Gedanke, sie vielleicht doch noch zu verlieren, gar nicht in den Sinn kam?

»Ja, mein Verlobter«, erwiderte sie kurz und kühl. »Er hat nun gewisse Rechte und kann erwarten, dass ich mich um ihn kümmere.«

Maris nickte nur. »Dann geh, kümmere dich um ihn«, sagte er mit dieser gleichmäßigen Freundlichkeit, die sie so an ihm liebte und die ihr gerade jetzt so sehr auf die Nerven ging.

»Das werde ich mit großem Vergnügen tun«, fauchte sie und fuhr zur Tür herum.

Nach zwei aufgebrachten Schritten fand sie sich in Maris' Armen wieder. Sie wehrte sich einen Atemzug lang gegen die Umarmung, dann ergab sie sich. »Lass mich los«, sagte sie.

»Nein«, erwiderte er. »Ich möchte wissen, worüber du dich so geärgert hast.« Seine Brauen zogen sich zusammen, eins der seltenen Zeichen von Sorge. »Ich wünschte, ich könnte dein Gesicht sehen«, sagte er.

»Ach, Maris«, sie fühlte, wie der Zorn schmolz. »Du bist so anders als alle anderen – aber in manchem bist du genauso ein Mann wie jeder andere. Kannst du dir nicht denken, dass es mich zornig macht, wenn du mich zu meinem Verlobten schickst?«

»Aber du hast doch selbst gesagt, dass du gehen musst«, erwiderte er verwirrt.

Sie bemerkte, dass sie schon wieder ärgerlich wurde, und dann begann sie zu lachen und gab ihm einen Kuss. »Es ist alles wieder gut«, sagte sie. »Ich gehe jetzt und verabschiede meine Gäste, danach lasse ich mich beim Tee von meiner Familie langweilen, und dann …«

»Und dann?« Sein erwartungsvolles Gesicht ließ ihr Herz schneller schlagen.

»Dann komme ich zu dir zurück«, flüsterte sie. »Sieh also zu, dass du den Schreiber loswirst!«

Wenn er sich überhaupt Gedanken darüber gemacht hätte, dann hätte er sich das Anwesen des Herrn von Wasserberg wahrscheinlich genau so vorgestellt, wie es sich ihm nun präsentierte, als die Kutsche die breite Auffahrt zum Haus hinaufrollte.

Lluigolf war wie in Trance in die Kutsche eingestiegen, und die Fahrt durch die Straßen der Residenz und hinaus aus dem Stadttor durch die schlafende Landschaft war wie ein Traum an ihm vorbeigezogen. Sie saß an seiner Seite, hielt seine Hand in ihren kühlen Fingern und hatte den Kopf an seine Schulter gelegt.

Bis auf ihre zärtlich gehauchte Begrüßung und ein mitfühlendes und bedauerndes Murmeln, als sie vorsichtig die Blessuren in seinem Gesicht berührte, hatte Chaantrea kein Wort gesagt, und auch Lluis verspürte kein Bedürfnis, mit ihr zu reden, während die Kutsche durch die Nacht schaukelte. Es war angenehm, so schweigend neben ihr zu sitzen, ihren leisen Atem zu hören. Chaantrea spielte mit dem Ring an seiner Hand, und jede ihrer schmetterlingszarten Berührungen jagte kleine, prickelnde Schauer über seine Haut.

Sie hielten vor dem Haupteingang des langgestreckten Gebäudes. Der Kutscher öffnete den Schlag und half Chaantrea beim Aussteigen.

Lluis folgte ihr und sah der Kutsche nach, die hinter dem Haus verschwand. Wahrscheinlich lagen dort irgendwo die Remise und die Stallungen, und er glaubte, den nächtlich schweren Duft von Obstbäumen und grünen Hecken zu riechen. Es war so still, dass das Zirpen einer Grille unnatürlich laut in seinen Ohren schrillte.

»Kommst du?«, fragte Chaantrea ungeduldig. Lluis schrak aus seiner Versunkenheit und murmelte eine Entschuldigung.

Die geschwungene Treppe, die zum Eingang hinaufführte, lud mit angenehm breiten, weißen Stufen zum Heraufsteigen ein. Die schwere Tür mit dem bronzenen Klopfer in Form eines grinsenden Orkkopfes, der einen Ring in der Nase trug, war geschlossen, aber Lluis fühlte, dass der Eingang, ebenso wie das ganze Haus, ihn willkommen hieß. Er lächelte, als er hinter Chaantrea die Stufen emporstieg. Die Elbin öffnete die Tür, und ein kühler Lufthauch wehte ihn an. Es roch einen Augenblick lang ein wenig muffig, als sei das Haus seit Langem unbewohnt, dann verflog der Eindruck und machte einem zarten Blumenduft Platz.

Die Eingangshalle war dunkel, nur am Fuß der Treppe ins obere Geschoss brannte eine Lampe und warf einen freundlichen gelben Schein über die ersten Stufen.

»Es schlafen sicher alle. Lass uns gleich nach oben gehen«, sagte Chaantrea. Sie wartete seine Antwort nicht ab, und Lluis beeilte sich, ihr zu folgen. Er fragte sich, was der Herr von Wasserberg wohl dazu sagen mochte, dass seine Tochter mitten in der Nacht jemanden ins Haus brachte – und dann auch noch ohne große Umstände in die obere Etage, die sicherlich die Privaträume der Familie beherbergte.

Chaantrea führte ihn einen langen Gang hinunter und öffnete die letzte Tür auf der Gartenseite. Das

große Zimmer dahinter war kahl und beinahe unmöbliert bis auf ein schmales Bett. Lluis schüttelte den Kopf und rieb mit der Handfläche über seine Augen. Was auch immer seine Sinne genarrt hatte, verschwand wie ein Spuk, und er schaute sich in dem Zimmer mit seinen weichen Teppichen und zierlichen Möbeln um. Es war unverkennbar das Zimmer eines weiblichen Wesens, mit freundlich gemusterten Stoffen, kleinen Blumensträußen und allerlei hübschen Ziergegenständen aus Silber, Gold und Porzellan, die auf niedrigen Tischchen und in einer hübschen Vitrine präsentiert wurden. Kerzen brannten, im Kamin glomm mattrötliche Glut und sandte heimelige Wärme durch den Raum.

»Setz dich irgendwohin«, sagte Chaantrea. »Ich möchte mich umziehen, diese Kleider sind unbequem.«

Sie verschwand durch eine Tapetentür in einen Nebenraum. Die Tür blieb angelehnt, und Lluis, der sich in einem bequemen Sessel in der Nähe des Kamins niedergelassen hatte, hörte die leichten Schritte seiner Angebeteten und das verheißungsvolle Rascheln feiner Stoffe.

Er seufzte unwillkürlich und betrachtete seine nicht allzu reinlichen Beinkleider. Die Arbeit in der Gastwirtschaft hatte deutliche Spuren auf seinen Hosenbeinen und Schuhen hinterlassen: Spritzer von verschütteten Getränken, Sägemehl, und auch an seinen Schuhen klebte Unrat. Er fischte ein Taschentuch aus seiner Jacke und sah sich nach etwas Wasser um. Auf einem Tischchen fand er eine Karaffe. Er schüttete eine großzügige Menge auf sein Taschentuch und wischte damit über seine Hosenbeine und Schuhe, was dem Gesamtbild eher schadete als nützte. Betrübt blickte er auf seine verdorbenen Beinkleider herab.

»Was treibst du da?«, erklang Chaantreas Stimme, die trotz aller Lieblichkeit bei dieser Frage eine gewisse Schärfe vernehmen ließ.

Lluis ließ das feuchte, schmuddelige Tuch eilig in seiner Rocktasche verschwinden. »Ich habe nur versucht, mich ein wenig präsentabler herzurichten.«

Sie lächelte kühl und ließ sich anmutig auf ein Ruhebett sinken, das unweit des Kamins stand. »Gibst du mir etwas zu trinken?«, fragte sie.

Lluis sprang auf und eilte zu dem Tischchen mit der nahezu geleerten Karaffe. Er füllte ein Glas und brachte es ihr.

Chaantrea trank es durstig leer und ließ dann den Kopf ermattet gegen die Lehne des Ruhebettes sinken. »Komm her«, sagte sie, und Lluis fand, dass die Aufforderung nicht besonders freundlich, sondern eher scharf und herrisch klang. Aber ihr Gesicht war so müde und blass, dass er den Ton verzieh und zu ihr eilte. Er kniete neben dem Ruhebett nieder und ergriff die matt herabhängende Hand, um ihre Fingerspitzen zu küssen.

»Lass das doch«, sagte sie unwillig und entzog ihm ihre Hand, um sie in seinen Nacken zu legen. Er folgte dem Druck ihrer Finger und beugte sich gehorsam vor. Ihre Lippen näherten sich seinem Mund.

Lluis hörte, wie die Tür sich öffnete. Er richtete sich hastig auf, und Chaantrea stieß einen empörten Laut aus.

»Der junge Lluigolf, was für eine Überraschung«, sagte eine mild erstaunte Stimme. Lluigolf erwiderte verlegen den Blick des Herrn von Wasserberg. Er hielt sich mitten in der Nacht im Zimmer seiner Tochter auf – aber der Elbe nickte ihm nur zu. »Liebes, wenn ich dich kurz einmal sprechen dürfte.«

»Misch dich nicht ein«, erwiderte Chaantrea heftig.

Der Herr von Wasserberg hielt weiterhin die Tür auf. Lluis sah sich genötigt, dem stummen Wink Folge zu leisten und ging hinaus. Die Tür schloss sich hinter ihm, und er stieg die Treppe hinunter, fröstelnd und sich fragend, was er nun tun sollte. War das ein verblümter Hinauswurf und falls dem so war – wie sollte er ins Stadtschloss zurückgelangen? Da stünde ihm ein langer, unerfreulicher Fußmarsch bevor. Nein, er wollte sich nicht in der Nacht davonstehlen wie ein ertappter Dieb. Er würde warten, bis entweder der Hausherr oder seine Tochter ihm den ausdrücklichen Laufpass gab.

Mit einem Mal bis auf die Knochen müde, setzte er sich auf einen der gepolsterten Schemel in der Eingangshalle und lehnte den Kopf an die Wand.

Eine Hand rüttelte nicht allzu sanft an seiner Schulter, und eine Männerstimme rief ihn an. »Wa… was?«, schrak er auf, einige Atemzüge lang ohne jede Orientierung.

Die Hand griff nach seinem Arm und half ihm hoch. Lluis schüttelte seine Schläfrigkeit ab und dankte dem Hausherrn, in der Erwartung, dass der ihm nun höflich, aber bestimmt die Tür weisen würde.

Zu Lluigolfs Überraschung nickte der Herr von Wasserberg ihm freundlich zu und sagte: »Entschuldige, dass ich dich hier habe warten lassen. Wenn du einen Moment Zeit für mich hättest, würde ich mich gerne mit dir unterhalten.«

Lluis willigte verdutzt ein und folgte dem Wasserbergschen in ein kleines Zimmer, bei dem es sich unverkennbar um das Arbeitszimmer des Hausherrn handelte. Er nahm auf dem angebotenen Stuhl Platz, kreuzte die Hände im Schoß und erwartete die Standpauke.

»Möchtest du etwas trinken?«, überraschte der Elbe ihn erneut. Er wartete Lluis' Antwort nicht ab, sondern schenkte aus einer Karaffe zwei Gläser ein. »Erzähl mir etwas von dir«, forderte er Lluis auf, nachdem er sich ihm gegenüber in einen abgewetzten Lehnstuhl gesetzt hatte. Er nippte an seinem Glas und stellte es auf der Armlehne ab. Der Blick seiner hellen Augen wich nicht von Lluigolfs Gesicht.

Lluis ließ sein Glas unberührt stehen. Er verschränkte unbehaglich die Finger ineinander. »Was soll ich erzählen?«, fragte er.

»Dein Elternhaus«, erwiderte der Elbe. »Erzähl mir von deiner Mutter. Lebt sie noch oder ist sie schon gestorben?«

Lluis hielt die Luft an, so grausam beiläufig erschien ihm die Frage. »Sie lebt und erfreut sich bester Gesundheit, danke«, antwortete er zwischen zusammengebissenen Zähnen. Was wollte dieser hochmütige Elbe von ihm?

Der Herr von Wasserberg nahm den Blick nicht von ihm. »Sie war bestimmt von großer Schönheit, als sie jung war«, bemerkte er. Lluis sah ihn verwundert an. »Nun, da doch ein Mann meines Volkes sich in sie verliebt hat«, erklärte der Herr von Wasserberg.

Lluis schnappte nach Luft. »Sie sind nicht besonders höflich«, sagte er. »Aber ja – meine Mutter war die schönste unter den Kammerfrauen der Markgräfin.«

Uldis, Herr von Wasserberg, zuckte mit den Lidern und neigte dann entschuldigend den Kopf. »Du hast recht, und ich bitte um Verzeihung«, sagte er. »Aber was die Frage der Höflichkeit betrifft – du

hast es versäumt, mir deine Anwesenheit in meinem Haus kundzutun, ehe du Chaantreas Gemächer betreten hast. Ich denke, wir sind damit quitt.«

Lluis schluckte. »Chaantrea …«, begann er.

Ihr Vater winkte ab. »Ich weiß«, sagte er. »Sie hat etwas sehr Bestimmendes, und wenn sie ihren Kopf durchsetzen will, dann tut sie das.« Er überraschte Lluis mit einem winzigen Lächeln, das seine Augen nicht erreichte. Die blieben weiterhin starr und ein wenig verwundert auf sein Gegenüber gerichtet.

»Deine Mutter«, begann er wieder. Er drehte einen Siegelring an seinem Finger und rieb gedankenverloren daran herum. »Sie war eine der Kammerfrauen Daglinds?«

Daglind. Wie beiläufig er die verstorbene Markgräfin bei ihrem Vornamen nannte. Lluigolf nickte knapp. Der Elbe berührte den Siegelring nachdenklich mit den Lippen. »Dunkelhaarig war sie, so wie du, denke ich? Nicht groß, eher zierlich, mit großen dunkelbraunen Augen wie glänzende Kastanien?«

Lluigolf hielt den Atem an, nickte knapp.

Der Elbe schloss halb die Augen. »Warte«, sagte er. »Warte … Eilinn? Ist das deine Mutter?«

»Rialinn ist ihr Name«, erwiderte Lluigolf.

Der Elbe nickte langsam. »Rialinn. Ja, das war ihr Name. Eine Schönheit, das ist wahr. Die zierlichsten kleinen Hände und Füße, die man sich denken kann. Schlanke weiße Finger, die viel zu zart und edel erschienen für eine Kammerfrau.« Sein Blick verschleierte sich, als er in seine Erinnerungen versank.

Lluis kniff die Augen zusammen. Misstrauen keimte wie eine stachlige Distel in seinem Inneren auf. »Kennen Sie meinen Vater?«, fragte er unverblümt und schroff.

Der Herr von Wasserberg schrak auf. »Was?« Er schüttelte abwehrend den Kopf. »Damals weilte eine größere Gruppe meines Volkes bei Hofe. Es war die Zeit der letzten Orkkriege, es herrschte große Unruhe im Wandernden Hain und der Sommerpalast glich einem aufgeschreckten Bienenstock. Der Rat hatte uns an den markgräflichen Hof geschickt, um ein gemeinsames Vorgehen zu besprechen.« Sein Blick weilte in der Vergangenheit, und Lluis nutzte die Gelegenheit, sein Gesicht eingehend zu betrachten. Wieder fiel ihm die große Ähnlichkeit des Wasserbergschen mit Maris, dem Elbenbarden, auf. Beiden war eine gewisse Mattigkeit und Erschöpfung zu eigen, die gar nicht recht zum lebenssprühenden Elbenvolk zu passen schien, wie er es in Weidenheim erlebt hatte.

»Ich weiß nicht, wer von uns sich deine Mutter zur Gespielin genommen hat«, fuhr der Elbe fort. Er wich Lluigolfs Blick aus, und Lluis' Misstrauen wuchs. Der Herr von Wasserberg belog ihn, das war offensichtlich. Er erinnerte sich für seinen Geschmack ein wenig zu genau an Rialinn, eine der Kammerfrauen der Markgräfin.

»Möglicherweise hatte Vinkas ein Auge auf sie geworfen«, fuhr der Elbe fort. »Ich meine mich zu erinnern, dass die beiden eine Zeit lang beinahe unzertrennlich waren.« Er neigte grübelnd den Kopf. Lluis rutschte auf die Kante seines Stuhles.

»Vinkas?«, fragte er. »Wer ist das?«

Der Herr von Wasserberg schüttelte langsam den Kopf. »Ein entfernter Cousin«, sagte er. »Ein hübscher Bursche, wenn auch ein wenig kleinwüchsig für einen Elben.« Er blinzelte, und Lluis' Herz schlug etwas schneller.

»Sehe ich ihm ähnlich?«, fragte er.

Der Herr von Wasserberg neigte den Kopf zur Seite, starrte Lluigolf prüfend an. »Ich frage mich die ganze Zeit …«, murmelte er wie im Selbstgespräch. Seine Hand hob sich, er berührte Lluigolfs Kinn, schob sein Gesicht ins Profil. »Möglicherweise«, flüsterte er. »Möglicherweise …« Seine Hand fiel in den Schoß, er schloss die Augen, fuhr mit der anderen Hand darüber. »Was für ein Unglück«, murmelte er.

»Was … was meinen Sie damit?«

»Er hat es nicht gewusst. Wenn es denn so ist, dass er dein Vater ist, hat er es nicht gewusst. Wir sind kurz darauf mit den Truppen des Markgrafen gegen die Orks ins Feld gezogen. Vinkas fiel in der letzten großen Schlacht am Fuß der Totenberge. Wir haben sehr um ihn getrauert.«

Lluis schwindelte. Er hielt sich an der Tischkante fest. War dies der Grund, warum sein Elbenvater sich niemals um Rialinn und ihren Sohn gekümmert hatte? Lag sein Vater, dessen Namen er niemals erfahren hatte und den er so sehr hasste und verachtete, schon zur Zeit seiner Geburt irgendwo in den kalten Ebenen unterhalb der Totenberge begraben?

»Ach«, sagte er unwillkürlich, und es klang bitter, tief enttäuscht und traurig.

Uldis von Wasserberg öffnete die Augen und sah ihn an. Er holte tief Luft, wollte etwas sagen, aber im selben Moment öffnete sich die Tür und Chaantrea trat ein.

»Da seid ihr«, sagte sie unwirsch. »Uldis, du bist wirklich darauf aus, mir den Abend zu verderben.«

»Es ist bereits tief in der Nacht, mein Kind«, erwiderte der Herr von Wasserberg mild.

Sie schnaubte und ließ sich in einen Fauteuil sinken. Ihre Finger spielten mit den Troddeln der Armlehne. »Du sollst mich nicht aufziehen«, sagte sie anklagend. »Du weißt, dass ich das nicht leiden kann!«

»Und du erinnerst dich sicherlich daran, dass wir eine Abmachung getroffen haben«, erwiderte der Herr von Wasserberg in etwas schärferem Ton. »Du bringst niemanden ohne vorherige Absprache mit mir in dieses Haus.«

Sie funkelte ihn an. »Ich bin sehr angegriffen«, sagte sie. »Du kannst mir mein gutes Recht nicht vorenthalten. Meine Bedürfnisse fordern das Ihre.«

Er lehnte sich vor, erwiderte ihren Blick mit großer Kälte. »Wir haben eine Abmachung«, wiederholte er scharf. »Es tut mir leid, dass du dich nicht wohl befindest, aber vergib mir meine offenen Worte, das ist ganz und gar dein eigenes Verschulden! Du wirst nachlässig, Chaantrea.«

Sie schnappte nach Luft, richtete sich steil auf. »Du nimmst dir erstaunlich viel heraus, Uldis«, zischte sie. »Vergiss nicht, wo dein Platz ist!«

Beide schienen Lluigolfs Anwesenheit vollkommen vergessen zu haben. Lluis kroch in sich zusammen und hielt die Luft an. Was war das für ein Gespräch zwischen Vater und Tochter? Das klang doch eher wie der Streit eines Ehepaares.

Chaantreas Blick traf ihn wie ein kalter Blitz. »Bleib ruhig, mein kleiner Liebling«, sagte sie. »Ich komme gleich zu dir.« Die Worte klangen zärtlich, aber dennoch fröstelte Lluigolf. Er wollte sich erheben und aus dem Zimmer gehen, dieses seltsame Elbenpaar sich selbst überlassen, aber eine große Müdigkeit hatte Besitz von ihm ergriffen und bannte ihn an seinen Platz. In weiter Ferne hörte

er ihre Stimmen, aber was sie sagten, bedeutete ihm nichts.

»Du wirfst mir Nachlässigkeit vor«, hörte er die Frau sagen. »Aber schau dich selbst an, Uldis. Du bist alt und grau wie ein Mensch!«

»Ich bin es müde«, erwiderte der Mann leise. »Chaantrea, ich bin unendlich müde. So viel Unheil, so viel Leid. Ich mag all das nicht mehr sehen. Ich wünschte, es wäre mir wie meinem Bruder ergangen. Kaum ein Tag vergeht, an dem ich ihn nicht glühend um sein Los beneide.«

»Singe mir keine Arien, Uldis«, unterbrach sie ihn. »Du hast deinen Weg gewählt und er den seinen. Wir alle werden schwach von Zeit zu Zeit. Du weißt, dass auch ich manchmal müde bin und mich zurückziehe. Aber wir haben unser Los gewählt und zumindest ich bereue nichts. Niemals. Ich weiß, dass du in deinem tiefsten Inneren nicht anders darüber denkst.« Ihre Stimme hatte den streitbaren Klang verloren und klang beinahe zärtlich, lockend. »Ruh dich aus, Uldis. Nicht nur eine Nacht oder eine Woche lang – ruh dich richtig aus. Du weißt, wie wohl das tut. Beim letzten Mal …«

»Ich mag nicht mehr«, unterbrach der Elbe sie schroff.

Lluis öffnete mühsam die schweren Lider. Er sah Uldis an, der sich über die junge Elbin beugte und sie mit schweigendem Grimm fixierte.

»Lass den Jungen laufen«, flüsterte Uldis. »Dafür bleibe ich an deiner Seite und dein treuer Diener, Chaantrea, du härteste aller Herrinnen. Ich schwöre dir, dass ich dich niemals verlassen werde. Ich teile dein Schicksal bis an unser schmähliches Ende … oder auch in alle Ewigkeit, wer weiß. Aber dafür fordere ich von dir, den Jungen laufen zu lassen!«

Sie legte den Kopf in den Nacken und lachte ein perlendes, liebliches Lachen. »Uldis, du Kindskopf«, lachte sie. »Du lieber, alter, dummer, alberner Kindskopf. Der Junge gehört mir längst, mit Leib und Seele und bis zum letzten Blutstropfen. Aber warum hast du nur einen solchen Narren an ihm gefressen? Du warst es, der seine Liebste initiiert hat, oder?«

Lluis kämpfte sich durch die Fesseln seiner Benommenheit. Was redeten die beiden da? Was sollte das mit seiner Liebsten bedeuten, Chaantrea war es doch, die er anbetete?

Uldis stieß einen erbitterten Laut aus. »Lass ihn gehen«, wiederholte er. »Bitte, Chaantrea. Ich beschaffe dir einen Ersatz.«

Lluis stellte seinen widerspenstigen Blick scharf, der immer wieder verschwamm und ihm ebenso zu entgleiten drohte wie seine Aufmerksamkeit und sein waches Bewusstsein. Aber das hier war wichtig. Es betraf ihn und sein Leben wie kaum etwas anderes zuvor, das spürte er in jeder Faser seines Körpers und mit jedem Schlag seines Herzens.

»Seine Liebste, das Elbenmädchen aus Weidenheim«, wiederholte Chaantrea genüsslich. »Du erinnerst dich an das Elbenmädchen? Hübsch und gewöhnlich, aber ein frisches, junges Ding. Es hat dir gutgetan, Uldis. Du hast eine Weile lang ausgesehen wie mein jüngerer Bruder.« Sie lachte spöttisch.

»Lass das«, sagte er gepresst. »Ich hasse es, wenn du darüber spottest. Sie hat es nicht überlebt, und ich fühle mich schuldig deswegen.«

»Es ist nicht deine Schuld«, fuhr sie auf. »Diese dummen Leute, dieses bornierte Pack. Wenn sie mit uns gegangen wäre, wäre sie immer noch am Leben!«

»Am Leben«, jetzt lachte er, aber es klang nicht freundlich. »Was für ein Leben wäre das denn?«

»Ein Leben wie das unsere«, versetzte sie scharf. »Reiß dich zusammen. Ich dulde es nicht, dass du dich derart gehen lässt. Ich kann dich zwingen …«

»Du kannst mich zwingen«, sagte er müde. »Ja, diese Macht hast du über mich, Chaantrea, meine Herrin.«

Beide schwiegen. Lluis kämpfte, kämpfte mit seinem immer wieder schwindenden Bewusstsein, seinen Sinnen, die ihm nicht gehorchen wollten, seinem Körper, der wie in unsichtbaren Banden lag. Was ging hier vor? Was waren das für Geschöpfe, die sich da stritten? Seine Liebste – er erinnerte sich unter Schmerzen und mit großer Mühe. Siiran, die Goldene, die Liebliche, die Tote … Er unterdrückte ein Stöhnen.

»Der Junge«, sagte Uldis drängend. »Chaantrea, ich bitte dich!«

Lluis hörte ein Rascheln und leichte Schritte, dann berührte eine Hand sanft seine Stirn. Seine Lider waren wie verklebt, er konnte sie nicht öffnen, obwohl er es mit aller Macht versuchte. »Der Junge«, flüsterte ihre Stimme. »So ein hübscher Kerl, so voller Lebenskraft. Ich habe nie ein Halbblut versucht, du, Uldis?«

»Chaantrea, bitte«, stöhnte der Herr von Wasserberg.

Ihr Lachen, herzlos, perlend und süß, war das Letzte, was Lluis vernahm, ehe seine Sinne endgültig schwanden.

Nach der Verabschiedung der letzten Verlobungsgäste und einem schier nicht enden wollenden Tee mit ihrer zukünftigen Verwandtschaft beeilte sich Vanandel, wieder zu Maris zurückzukehren. Die wunderbare Stimmung, die sie so leicht und glücklich durch den Morgen begleitet hatte, war verschwunden und hatte einem bohrenden, lästigen Kopfschmerz Platz gemacht. Der Teegesellschaft war es gelungen, sie gleichzeitig zu langweilen und an ihren Nerven zu zerren. Das Schlimmste war nicht Erno, ihr schafsnasiger Verlobter gewesen, dem man zwar vieles nachsagen konnte, aber zumindest war er liebenswürdig und ohne Falschheit. Doch der ältere Langländer-Sohn Harro erwies sich als ein wahrer Prüfstein für ihre Geduld und Höflichkeit. Und, um die Tortur komplett zu machen, hatte sich ihr Bruder Wigand herabgelassen, wenn schon nicht an ihrer Verlobungsfeier, so doch an dieser kleinen Teegesellschaft teilzunehmen, und es überraschte sie nicht, dass er sich mit Harro blendend zu verstehen schien.

Einigermaßen missgelaunt, aber in der Hoffnung, Maris wie versprochen alleine vorzufinden, klopfte sie kurz an seine Tür und trat ein.

Zu ihrer großen Überraschung war Maris keineswegs allein. Es war nicht nur der kleine Schreiber, der bei ihm am Tisch in der Nähe des Fensters saß, sondern ihm gegenüber hockte in verschossenen und brandlöchrigen Kleidern, die scharfe Nase mit dem schiefsitzenden Zwicker tief über eine Tasse gebeugt, in der er eifrig rührte, Magister Davydd. Auf dem Tisch zwischen den drei ungleichen Genossen lagen Bücher und Schriftrollen verstreut, Äpfel und kleine Näschereien, wie der Schreiber sie liebte, und ein wenig Vogeldreck, denn mitten in dem Durcheinander zerlegte eine Dohle einen harten Keks in kleine Brocken, dass die Krümel nur so umherflogen.

Nur Tijan, der Schreiber, sah sie an, als sie herankam. Sein Gesichtsausdruck war immer noch verwundert und durchaus auch ein wenig neugierig, und Vanandel spürte, wie sie unter diesem Blick errötete.

»Vanandel«, sagte Maris, dessen Gesicht zum Fenster gewandt war. »Ich hatte ganz vergessen … komm, setz dich zu mir. Wir besprechen gerade eine seltsame Angelegenheit und könnten deinen scharfen Verstand gut brauchen.«

Vanandel errötete noch ein wenig tiefer und ärgerte sich darüber. Sie murmelte etwas Unverbindliches und ließ sich ein Stück von Maris entfernt neben dem Magister auf einem Sesselchen nieder. Tijan senkte den Blick auf ein in Wachstuch eingeschlagenes Buch, das vor ihm lag.

»Es ist auf jeden Fall kein gutes Werk, das dort begonnen wird«, sagte Magister Davydd, der keinerlei Notiz von ihrer Ankunft genommen hatte und immer noch in seiner Tasse rührte. »Ich denke, außer dieser Stelle dort«, er deutete auf ein eingerissenes und altersfleckiges Dokument auf dem Tisch, »deuten auch alle anderen Verweise auf die Verwendung von Drachen- und Adlereiern bei der Beschwörung von Dämonen.«

»Die einzige Ausnahme bildet dieser Bericht. Er befasst sich mit der Verlängerung des Lebens«, warf der Schreiber ein und schob das Buch zu Maris hinüber. Der nickte und schnalzte ungeduldig mit

den Fingern. Die griesgrämig dreinblickende Dohle ließ die Reste des Kekses fallen und hüpfte zu dem Buch hin.

»Warum sollte sich ein Elbe mit einem solchen Thema befassen?«, fragte Maris. »Wenn der Kronprinz alleine damit zu tun hätte, würde mich das nicht verwundern, aber der Herr von Wasserberg?« Er machte eine entschuldigende Geste in Vanandels Richtung.

»Meinen Bruder halte ich für so ziemlich zu allem fähig, also brauchst du keine Rücksicht auf mich zu nehmen«, sagte Vanandel. »Aber bitte kläre mich auf. Worum geht es? Drachen- und Adlereier? Das ist ein empfindliches Thema für mich, wie du weißt.«

Maris streckte die Hand aus und berührte ihren Arm. »Ich weiß«, sagte er leise. »Aber das hier geht über reine Sammelleidenschaft unter Umständen weit hinaus. Tijan, mein Lieber, sei so gut und berichte der Prinzessin, was Ranvidar und du entdeckt habt.«

»Prinzessin«, sagte der Magister überrascht. Er schob den Zwicker zurecht und stellte seine Tasse ab. »Ich habe gar nicht bemerkt … bitte um Verzeihung für meine Unaufmerksamkeit …« Er machte verstört Anstalten, aufzustehen.

Vanandel verbiss sich ein Lachen. Sie klopfte dem alten Mann auf die Hand und sagte: »Nur keine Sorge, Magister. Ich bin außer Dienst. Nur Vanandel. Die Prinzessin ist vor der Tür geblieben. Setz dich wieder hin, bitte.«

Der Magister nahm seine Tasse wieder auf und nippte daran, und kaum zwei Lidschläge später hatte er ihre Anwesenheit und die aller anderen im Raum vollkommen vergessen und vertiefte sich zufrieden summend, brummelnd und murmelnd in eine der herumliegenden Schriftrollen.

Der Frar Scriptor schmunzelte und räusperte sich. »Vor einigen Tagen holte mich Ranvidar aus meinem Zimmer«, begann er mit seiner tiefen, wohlklingenden Stimme zu erzählen, und dann folgte die abenteuerliche Geschichte seines amateurhaften Einbruchs. Vanandel, deren Erfahrung in diesem Handwerk um einiges größer war als die des kleinen Mönches, musste sich die eine oder andere Bemerkung verkneifen, und irgendwann hielt der Bruder Schreiber inne und fragte ein wenig verstimmt: »Was amüsiert Sie so, Hoheit?«

»Bitte, keine Förmlichkeiten, wenn wir hier unter uns sind«, sagte sie herzlich. »Vergib mir, dass ich deinem Bericht nicht mit dem gebotenen Ernst gefolgt bin. Aber ich habe mir vorgestellt, wie du durch das Haus schleichst …« Wieder musste sie das Lachen hinter einem vornehmen Hüsteln verbergen.

Der Schreiber runzelte die Stirn. »Nun ja«, sagte er ein wenig verstimmt, »ich bin kein gelernter Dieb und Einbrecher.« An dieser Stelle platzte Vanandel heraus und musste sich unter Entschuldigungen an das geöffnete Fenster stellen, um tief Atem zu schöpfen und sich ein wenig zu beruhigen.

Maris, der neben sie getreten war, legte den Arm um ihre Schultern und murmelte: »Ärgere ihn nicht, meine Liebe. Unser Bruder Scriptor hat, so klein er auch sein mag, das Ehrgefühl und den Stolz eines Riesen. Wenn er einmal gekränkt ist, braucht es eine Menge guten Zuredens, bis er seine gute Laune wiederfindet.«

Vanandel gluckste leise und hauchte: »Es tut mir leid, Maris. Aber so stümperhaft wie er …«

Seine Hand legte sich auf ihre Lippen. »Schsch«, machte er.

»Was tuschelt ihr da?«, fragte Tijan.

»Um Vergebung, Bruder Schreiber«, sagte Vanandel laut. »Ich werde jetzt voller Aufmerksamkeit deiner Schilderung folgen.«

»Hm!«, machte der Schreiber skeptisch, aber er lächelte ihr dabei zu. Dann erzählte er von seiner Begegnung mit den beiden Männern, wie sie ihn beinahe entdeckt hätten und was er dabei belauscht hatte.

Nachdem er geendet hatte, herrschte eine Weile Stille. »Und was hat das alles nun zu bedeuten?«, fragte Vanandel endlich.

Keiner antwortete. Dann murmelte der Schreiber: »Ich kann mir nicht vorstellen, dass der Herr von Wasserberg – ein Elbe! – und der Kronprinz, dein Bruder, sich der Beschwörung von Dämonen hingeben.«

Vanandel schüttelte heftig den Kopf. Das war eine wirklich absurde Vorstellung. »Wozu sollten sie das auch tun?«, fragte sie nicht ganz unpraktisch.

»Macht«, sagte Maris, der lange Zeit geschwiegen hatte. Sie sah ihn an und er sah ärgerlich und ungeduldig aus. Als hätte er ihren Blick gespürt, schüttelte er den Kopf. »Keine Dämonen – darum geht es hier nicht. Ich hätte viel früher darauf kommen müssen. Manchmal zweifele ich wirklich an meiner eigenen geistigen Frische.«

»Was denn!«, rief der Schreiber aus. »Solche Worte aus deinem Munde – du überraschst mich in der letzten Zeit immer häufiger, Freund Maris.«

»Halt den Mund«, sagte der Elbenbarde, aber es klang freundlich. Dann rückte er ein wenig in seinem Sitz nach vorne und räusperte sich unbehaglich. »Das Ganze berührt meine eigene Geschichte«, sagte er gedämpft. Er zögerte, und sein blindes Gesicht wandte sich in die Richtung, wo er den Magister vermutete. Vanandel verstand und sagte ebenso leise: »Keine Sorge, wenn er sich in einen Text vertieft hat, hört und sieht er nichts. Warte, ich zeige es dir.« Laut rief sie: »Magister? Magister Davydd?«

Der Magus hob weder den Kopf noch ließ er irgendeine Reaktion erkennen. Vollkommen versunken saß er da, die Nase in ein Buch vergraben und für die Welt um ihn herum verloren.

Maris, auf dessen Schulter jetzt wieder die missgelaunte Dohle hockte, lächelte schwach. »Ich sehe«, sagte er mit leisem Humor. »Nun gut, dann hört mir zu.«

Vanandel und der kleine Schreiber hielten die Luft an, aber Maris schwieg und sammelte sich eine Weile. Dann hob sich seine Brust mit einem tiefen, lautlosen Seufzen: »Tijan, dir habe ich schon ein wenig davon erzählt. Du erinnerst dich sicher an das, was du von mir über die Seelentrinker erfahren hast.«

Der Schreiber nickte mit verwunderter Miene.

Maris zögerte. »Ein Unheil, das mein Volk vor langer Zeit befallen hat«, sprach er widerstrebend weiter. »Ich habe durch diesen … diesen Fluch mein Augenlicht verloren und noch einiges mehr. Mein Liebes, es würde uns zu sehr aufhalten, wenn ich dir hier und heute davon erzähle. Ich hoffe, dass wir bald mehr als genug Zeit füreinander haben werden, in der du dann alles erfahren sollst.«

Vanandel warf dem Schreiber einen schnellen Seitenblick zu. Tijan hatte die Lippen gespitzt und gab sich den Anschein, nicht zugehört zu haben, aber sie sah wieder diese Verblüffung in seinen

Augen.

Sie nickte ein wenig unzufrieden und sagte: »Bitte fahre fort.«

»Ihr wisst, dass uns in den letzten Tagen hier einiges Rätselhafte beschäftigt hat«, sagte Maris. »Ich habe mich nicht weiter dazu geäußert, weil ich zwar einen Verdacht hegte, aber mir nicht vorstellen konnte, dass ich recht damit haben könnte.« Er schüttelte den Kopf. »Wir haben uns gefragt, was mit unserem jungen Halbelben nicht stimmt. Du erinnerst dich«, wandte er sich an Vanandel, »dass ich sagte, ich befürchtete, dass ihm etwas Ähnliches widerfahren sein könnte wie mir.« Er berührte beiläufig seine Augen.

Maris seufzte. »Dann haben wir die beiden in der Laube belauscht.« Er lächelte entschuldigend zu Tijan hinüber. »Nicht nur du hast erstaunliche Fähigkeiten im Schleichen und Lauschen entwickelt, Bruder Schreiber.«

»Was war in der Laube? Und von welchen beiden sprichst du?«, fragte Tijan, der Maris ebenso gespannt lauschte wie Vanandel.

»Es war ein Stelldichein«, antwortete Vanandel an Maris' statt. »Zwischen Lluis und seiner …«

»Chaantrea«, vollendete Maris grimmig den Satz. »Die Tochter des Herrn von Wasserberg. Chaantrea, die ihm einen Ring gab und zur Besiegelung ihrer Verbindung gebissen hat.«

»Wie merkwürdig«, sagte Vanandel.

»Das eigentlich Merkwürdige daran ist aber, dass ich Anzeichen einer Ansteckung – nennen wir es einmal so – an ihm schon vor dieser Begegnung in der Laube bemerkt habe«, fuhr Maris fort. »Du hast mir selbst von seinen Anfällen berichtet, und auch Meister Davydd hier, mit dem ich mich lange darüber unterhalten habe, hat gesagt, dass der Junge schon bei seinem Eintreffen im Schloss Anzeichen dieser Besessenheit oder eines Bannes zeigte. Also könnte das, was wir in der Laube belauscht haben, nur die zärtliche Neckerei einer verliebten jungen Elbin gewesen sein. Und doch … und doch …« Er neigte den Kopf und verflocht nachdenklich die Finger ineinander. »Chaantrea hat etwas an sich, das mir Schauder über den Rücken jagt«, sagte er leise. »Erinnerungen werden wach, und es sind keine angenehmen Erinnerungen. Ich bedauere es unendlich, dass ich nicht für einen kurzen Moment mein eigenes Augenpaar wieder benutzen kann, um sie zu betrachten. Es ist mir, als würde ich etwas an ihr wiedererkennen.«

Tijan beugte sich aufgeregt vor. »Glaubst du, sie hat etwas damit zu tun? Aber sie ist so jung.«

Maris lachte auf. »Sie ist eine Elbin«, gab er zurück. »Ich bin ihrem Vater, dem Herrn von Wasserberg, nie begegnet, aber wenn du beide nebeneinander siehst, kannst du wahrscheinlich nicht sagen, wer von beiden der Ältere ist.«

Tijan legte den Kopf schief, und Vanandel hob die Brauen. »Aber natürlich kann ich das«, erwiderte Tijan erstaunt, und Vanandel ergänzte: »Er ist deutlich älter als sie. Wie man es eben erwartet bei Vater und Tochter.«

Maris runzelte die Stirn. »Wie eigenartig«, sagte er. »Das wäre nur erklärlich, wenn sie noch ein halbes Kind wäre, aber eben das ist sie ganz offenbar nicht.« Er versank in nachdenkliches Schweigen.

Vanandel beugte sich zu Tijan hinüber und flüsterte: »Du musst mir bei Gelegenheit das eine oder andere über ihn erzählen, bitte. Maris erzählt mir ungern von seiner Vergangenheit und ist oft so

geheimniskrämerisch.«

Der Schreiber schnitt eine Grimasse und erwiderte leise: »Nicht nur dir gegenüber. Ich rätsele auch häufig genug an ihm herum, das darfst du mir glauben. Aber was ich weiß und erzählen darf, werde ich dir gerne berichten.«

Sie nickten sich verschwörerisch zu, und Vanandel bemerkte, dass der kleine Schreiber wohl vorläufig jeden Vorbehalt gegen sie aufgegeben hatte.

»Du glaubst also, dass Lluis etwas hat, das ihm schadet und ihm vor seinem Eintreffen hier im Schloss zugefügt wurde«, fasste Vanandel zusammen.

Maris nickte. »Er muss früher einmal einem Seelentrinker begegnet sein – einer Seelentrinkerin, genauer gesagt, denn diese Art der Verbindung existiert nur zwischen den Geschlechtern.«

»Was bedeutet das?«, fragte Tijan.

Maris presste die Lippen zusammen. »Niemand aus meinem Volk weiß mehr darüber als ich, denn ich beschäftige mich damit seit … seit langer Zeit. Ich trage zusammen, was ich dazu finden kann, ich habe geforscht und nachgedacht, große Magier der Menschen befragt, die Adler und die Drachen konsultiert, die über große Weisheit verfügen.« Er pausierte. »Und dennoch weiß ich nicht viel mehr, als dass eine Verbindung zwischen einem Elben und einer Elbin – wenn einer von beiden ein Seelentrinker ist – übel endet. In vielen Fällen stirbt ein Partner, in manchen Fällen aber erhält er eine Art Initiation, die mit einem besonderen Ring besiegelt wird. Wenn das passiert, dann wird ein neuer Seelentrinker geboren.«

Vanandel unterdrückte einen Schrei. »Lluis' Ring, den er von seiner Siiran bekommen hat – ob sie eine Seelentrinkerin war?«, fragte sie.

Maris horchte auf. »Was weißt du darüber?«, fragte er.

»Er ist aus Weidenheim fortgelaufen, weil seine Liebste gestorben ist«, sagte Vanandel. »Sie war eine Elbin!«

Maris ließ den Kopf gegen die Lehne seines Sessels sinken und seine hellen Augen starrten blicklos an die Decke. »Also dort ist es passiert«, sagte er. »Aber das muss doch bereits eine ganze Weile zurückliegen.«

»Das stimmt«, erwiderte Vanandel. »Bevor er hier ins Schloss kam, hat er einige Zeit unten in der Residenz gelebt.«

Maris schüttelte den Kopf. »Das passt nicht zusammen«, sagte er. »Wenn er damals schon initiiert wurde, wäre er inzwischen tot oder hätte ernsthafte körperliche oder geistige Schäden, oder er …« Er schwieg und legte die gefalteten Hände gegen die Lippen.

»Oder er wäre ebenfalls ein Seelentrinker«, vollendete Vanandel grimmig. »Das ist es doch, was du sagen wolltest, oder?«

Maris zögerte, dann nickte er.

»Und – ist er einer?«, fragte Tijan.

Ein höfliches, aber energisches Klopfen an der Tür unterbrach ihr Gespräch.

»Um Vergebung«, sagte Trurre, der an der Tür stehen blieb, »der Magister bat mich, ihn zu benachrichtigen, wenn sein Destillat die richtige Temperatur erreicht hat.«

»Magister«, sagte Vanandel und stupste den abwesenden Magus an. »Dein Lehrling verlangt nach

dir.«

»Was?«, schrak Magister Davydd hoch. »Ach, du, Trurre. Was willst du?«

Der Zwerg wiederholte geduldig seine Botschaft, worauf der alte Magus sich ächzend aus seinem Stuhl erhob, mit leiser Verwirrung die Tasse in seiner Hand betrachtete, ehe er sie in die Rocktasche steckte, das Buch, in dem er gelesen hatte, unter den Arm klemmte und ohne ein weiteres Wort hinauseilte.

Vanandel sah ihm kopfschüttelnd nach. Der Zwerg stand immer noch in der Tür und zwinkerte Vanandel bedeutungsvoll und dringlich zu.

»Was hast du, Trurre?«, fragte Vanandel, als sie seine Grimassen bemerkte.

Er sah von Maris zu Tijan, seufzte und sagte: »Ach, wir sind ja unter uns. Lluis ist fort.« Dann erzählte er von ihrem Treffen im *Einäugigen* und wie Lluis in die Kutsche eingestiegen und davongefahren war und seitdem wie vom Erdboden verschluckt sei.

»Wieder der Wasserberg«, sagte Tijan grimmig, und Maris fügte hinzu: »Also führen wir unseren Plan sofort aus. Heute Nacht?«

Tijan erhob sich. »Ich rufe Ranvidar«, sagte er und ging hinaus.

»Verrätst du mir, was das zu bedeuten hat?«, fragte Vanandel leicht gereizt.

Maris stand auf und ging zum Fenster, das er weit öffnete. Er lehnte sich hinaus und holte mehrmals tief Luft. »Ah«, machte er. »Das tut gut. Komm her zu mir. Trurre, bist du noch da?« Der Zwerg, der still in der Ecke gestanden hatte, trat neben die beiden. »Tijan und ich werden heute Nacht dem Anwesen des Herrn von Wasserberg einen Besuch abstatten«, sagte Maris. »Tijans erster Einbruch ist zwar glimpflich verlaufen, aber wir können nicht vorhersehen, was uns dieses Mal erwartet. Ganz sicher ist die Familie jetzt wieder zu Hause und wir wissen nicht, wo Lluis sich aufhält.«

»Ich komme mit«, sagte Vanandel entschlossen.

»Ich auch«, sagte Trurre.

Maris schüttelte den Kopf, aber seine Miene war nachdenklich. »Ich weiß nicht«, sagte er.

Vanandel stieß Trurre an, der etwas sagen wollte, und legte den Finger auf die Lippen. »Du wolltest eben Tijans Frage beantworten, als Trurre uns unterbrach«, wechselte sie das Thema. »Was ist mit Lluis geschehen? Ist er ein … ein …«, das Wort wollte nicht über ihre Lippen.

Maris setzte sich auf die Fensterbank. »Ein Seelentrinker«, sagte er. »Nein, ich glaube es nicht. Er hat jedenfalls nicht diese seltsame Kälte, die ihnen allen eigen ist.«

»Nein«, sagte Vanandel erleichtert. »Nein, die hat er nicht. Er kann ziemlich hitzköpfig werden. Manchmal jedenfalls.«

Maris lachte leise. »Ja, das auch. Nein, das habe ich nicht gemeint. Kälte.« Er hob die Hand und berührte sie damit sanft an der Wange. Vanandel ergriff sie und hielt sie fest. »Sie sind kalt wie Fische. Nicht wie lebende Elben«, fuhr er fort, nachdem er ihre Fingerspitzen geküsst hatte. Trurre blickte taktvoll aus dem Fenster.

»Also ist er keiner von ihnen.« Das war für Vanandel das Wichtigste. »Aber sie haben versucht, ihn zu verwandeln.«

Maris nickte langsam. »Der Ring deutet darauf hin. Kalt und seltsam. Drachengold.« Dieses Mal fröstelte es ihn.

»Oh«, sagte Trurre. »Das ist fatal.«

Vanandel sah ihn verblüfft an und Maris fragte: »Was meinst du damit?«

»Drachengold entwickelt in Verbindung mit der Essenz, die man aus den Eiern der Riesenadler gewinnt, und einigen komplizierten Prozeduren unterworfen, eine beinahe unkontrollierbare magische Resonanz«, erklärte der Zwerg. »Es gelingt nur wenigen Magiern, allein die daraus resultierende Schwingung in den Griff zu bekommen. Vom Endprodukt selbst einmal abgesehen, das nur mit den allerstärksten magischen Feldern im Zaum zu halten ist.«

»Das erklärt womöglich die Eierdiebstähle«, murmelte Maris.

»Was bedeutet das? Wozu kann man es benutzen?«, fragte die praktisch veranlagte Vanandel.

»Zu vielerlei«, erwiderte Trurre. »Aber in der Vergangenheit ist es in der Regel hergestellt worden, um das Leben des Beschwörenden zu verlängern und ihm ewige Jugend zu verleihen.«

»Aber warum sollte ein Elbe daran interessiert sein?«

»Weil er hofft, dadurch den Fluch aufzuheben, unter dem er zu leben gezwungen ist«, sagte Maris leise. »Sie sind nicht freiwillig zu dem geworden, was sie sind – oder zumindest nicht alle von ihnen. Und der einzige Ausweg, den sie sehen, ist …« Er verstummte, und Vanandel sah seinem verschlossenen Gesicht an, dass er nicht weitersprechen würde.

»Trurre und ich kommen mit«, sagte sie. »Und wir sollten bald aufbrechen, denn wir reisen zu Pferd sicher langsamer als ihr auf euren Adlerschwingen.«

»Das ist eine sehr gute Idee«, sagte Tijan, der gerade wieder eintrat. »Einen Magier könnten wir bei der ganzen Sache ausgezeichnet brauchen. Und außerdem weiß ich, dass Trurre eine solide Ausbildung im Axtkampf genossen hat, und wer weiß, was dort auf uns wartet. Was allerdings dich betrifft …« Er musterte Vanandel mit Sorge und Skepsis.

Maris lachte. »Oh, gerade auf Vanandels Fähigkeiten werden wir ganz besonders angewiesen sein«, sagte er. Trurre schnaubte amüsiert.

»Höre ich Spott in deiner Stimme, Teuerster?«, fragte Vanandel spitz, nachdem sie dem Zwerg einen mörderischen Blick zugeworfen hatte.

»Nur die allerlauterste Überzeugung, liebste Prinzessin«, erwiderte der Elbe schmunzelnd. »Also gut, zwei weitere Augenpaare können der Sache nur dienlich sein.«

Vanandel und Trurre verabschiedeten sich, um ihre Vorbereitungen zu treffen.

»Kannst du reiten?«, fragte Vanandel, als sie sich etwas später im Hof wiedertrafen.

Trurre bejahte. »Ein nicht so riesiges Pferd wäre mir allerdings angenehm.«

»Und wo hast du deine Axt?«, fragte Vanandel, die ihr Bündel mit Männerkleidern unter dem Arm trug. Sie würde sich erst in einiger Entfernung vom Schloss umkleiden.

Trurre machte ein finsteres Gesicht. »Ich würde es vorziehen, darauf verzichten zu dürfen«, knurrte er.

»So?«, sagte Vanandel erstaunt. »Nun, na gut. Ich kann mir ohnehin nicht vorstellen, dass wir uns mit Waffen durch das Haus kämpfen werden.«

Der Stallmeister, der Vanandel weniger wie eine Prinzessin als wie seine eigene Tochter behandelte, hörte sich ihr Anliegen an, musterte Trurre vom Kopf bis zu den Füßen und nickte. »Wartet hier«, sagte er, befahl dem Stallknecht, die Stute der gnädigen Prinzessin zu satteln und

verschwand in den Stallungen.

Vanandel und Trurre hockten sich auf einen leeren Trog, und sie erzählte ihm flüsternd alles, was sie über die nächtliche Expedition wusste. Außerdem gab sie ihm Maris' Vermutungen über Lluigolfs Zustand weiter. Trurre lauschte konzentriert.

»Was bewahrt einen Elben eigentlich davor, zum Seelentrinker zu werden?«, fragte er, nachdem er eine Weile über das Gehörte nachgedacht hatte. »Maris zum Beispiel – er ist doch wohl mit so einem Wesen zusammengetroffen und hat dadurch sein Augenlicht verloren.«

Vanandel schüttelte nachdenklich den Kopf. »Ich weiß es nicht. Er spricht nicht gerne darüber, und was ich weiß, habe ich mir größtenteils aus allerlei Andeutungen und Bruchstücken zusammengereimt.« Sie seufzte. »Bin ich dumm, dass ich jemandem, den ich so gut wie gar nicht kenne, mein Herz schenke?«

Doch da kehrte der stolz dreinblickende Stallmeister zurück und führte neben Vanandels Stute ein stämmiges Pony, das bockte und an den Zügeln zerrte. »Das ist Rosie. Sie ist ein wenig ärgerlich, weil ich sie von ihrem Abendessen weggeholt habe. Aber sie ist ein gutes altes Mädchen.«

»Hm«, machte Vanandel und musterte das widerspenstige Tier misstrauisch, aber Trurre war schon aufgesprungen und kraulte dem Pony die Stirn. Rosie hörte verdutzt auf, an ihren Zügeln zu zerren und beschnupperte den Zwerg.

»Na bitte«, sagte der Stallmeister, »sie hat ihn nicht gebissen.« Er klopfte sich die Hände ab, fügte hinzu: »Dann wünsche ich euch einen schönen Ausritt«, und stapfte über den Hof zurück in die Stallungen.

»Dann wollen wir mal hoffen, dass sie sich auch weiterhin anständig benimmt«, sagte Vanandel finster.

Ihre Küsse waren heiß und kalt zugleich, raubten ihm den Atem und jede Kraft. Ermattet bis in das Innerste seine Leibes und seiner Seele lag er auf den weichen Polstern des Bettes und war zu träge, auch nur einen Finger zu rühren.

Deshalb hob er auch nicht den Kopf, als jemand das Zimmer betrat. Die Schritte waren nicht leicht genug, es war nicht seine süße Herrin, die sich ihm näherte. Also bestand auch keine Notwendigkeit, die Augen zu öffnen, deren Lider doch so schwer und so müde waren.

Eine Hand berührte seine Stirn und dann seine Schulter. Ein vorsichtiges Rütteln, eine Stimme, die seinen Namen rief.

Er seufzte und öffnete die Augen. Blickte in ein helles Augenpaar, das ihn voller Sorge musterte.

»Ach«, stöhnte er mit schwerer Zunge und machte Anstalten, die Augen wieder zu schließen, aber der Elbe legte den Arm um seine Schultern und richtete ihn auf.

»Chaantrea ist ausgefahren«, sagte der Herr von Wasserberg. »Iss etwas, wenn du kannst.« Er stellte eine Schale mit geschältem und geschnittenem Obst und Nüssen vor Lluis hin. Es roch süß und frisch, und Lluis spürte, wie Hunger sich regte. Er griff nach der Schale und begann zu essen.

»Bemerkenswerter Bursche«, sagte der Herr von Wasserberg wie zu sich selbst. »Ich glaube, so lange wie du hat bisher keines ihrer Opfer überlebt. Was für ein Unglück. Ich wollte, ich hätte dich vor ihr retten können.« Dann lachte er bitter auf. »Retten? Damit du vom Regen in die Traufe kommst? Aber jetzt ist es ohnehin zu spät. Was nützt das Klagen. Wir sollten es einfach versuchen.«

Lluis schluckte einen Bissen hinunter, der ihn am Sprechen hinderte. »Opfer? Zu spät?«, unterbrach er das Selbstgespräch des Herrn von Wasserberg. »Was willst du damit sagen?«

Der Elbe starrte ihn verblüfft an. »Du hast verstanden, was ich gesagt habe?«, fragte er.

Lluis griff nach einem Birnenschnitz und schob ihn in den Mund. »Ja natürlich«, sagte er kauend. Mit jedem Bissen schien etwas von seiner Kraft zurückzukehren.

Uldis schüttelte den Kopf. »Wirklich eigenartig«, sagte er. »Drei Tage hast du hier gelegen, ohne auch nur das mindeste Zeichen von wachem Geist und Bewusstsein zu zeigen. Ich dachte, es wäre wie bei all den anderen, die ihre Initiation nicht überstanden haben.« Lluis hörte auf zu kauen. Der Elbe ging zum Fenster, wo er mit nachdenklich gesenktem Kopf stehen blieb. »Ich weiß nicht, wie lange sie fortbleiben wird«, sagte er. »Wenn ich es doch nur wagen würde, dich von hier wegzubringen. Aber sie wird dich aufspüren – du gehörst ihr, und Chaantrea hängt an ihrem Eigentum, vor allem, weil sie dich noch braucht.« Er stand unschlüssig da, die Hände ineinander verkrampft, dann hob er den Kopf und kam wieder an Lluigolfs Lager. »Komm«, sagte er entschlossen. »Wir wollen es dennoch versuchen.«

Lluis, der Mühe hatte, den Gedankengängen seines Gastgebers zu folgen, runzelte die Stirn. »Was wollen wir versuchen?«, fragte er.

Uldis griff nach seinem Ellbogen. »Steh auf, Junge«, drängte er. »Bei der Liebe deiner Mutter – steh auf!«

Lluis gehorchte erschreckt. Oder vielmehr wollte er gehorchen, aber seine Gliedmaßen verweigerten ihren Dienst. Nur mit Mühe und der kräftigen Unterstützung des Herrn von Wasserberg schaffte er es aufzustehen und musste gleich darauf, an allen Gliedern zitternd, an der Wand Halt suchen. »Was ist das?«, fragte er halb ärgerlich und halb geängstigt. »Bin ich krank?«

Der Elbe antwortete nicht. Er hakte seinen Arm unter Lluigolfs und trug ihn fast zur Tür. Lluis bemerkte, dass der Elbe bleich war und feine Schweißperlen seine Stirn bedeckten.

Uldis benötigte eine Weile, um die Tür zu öffnen. Seine Hände waren unruhig, und der Schlüssel, mit dem er beim Eintreten hinter sich abgeschlossen hatte, entglitt ihm mehrfach, bevor es ihm gelang, ihn ins Schlüsselloch zu stecken. Lluis, der schwer am Arm des Elben hing, kämpfte derweil darum, die Kontrolle über seinen Körper wiederzuerlangen. Diese Anstrengung trieb ihm ebenfalls den kalten Schweiß auf die Stirn und ließ für einige Momente seine Sicht verschwimmen. Als sein Blick sich wieder klärte, blieben seine Augen staunend an dem Zimmer hängen, in dem er die letzten Tage verbracht hatte. Statt der inzwischen vertraut gewordenen Eleganz der schönen dunklen Möbel und üppig gemusterten Polster gewahrte er eine unfreundliche kahle Mönchszelle mit nackten Wänden und rauem Holzboden, in deren Ecke nur eine armselige Holzpritsche statt des weichen Ruhebettes stand. Er keuchte und schloss die Augen, und als er sie wieder öffnete, erblickte er die vertraute Umgebung.

Sein kurzes Erschrecken war Uldis nicht verborgen geblieben. »Hast du etwas gehört?«, fragte er.

Lluis, der inzwischen weitgehend auf eigenen Füßen stehen konnte, erwiderte: »Nein, nicht gehört, aber gesehen.« Er schilderte die seltsame Erscheinung, und Uldis erwiderte darauf nur rätselhaft: »Bemerkenswerter Bursche.« Dann schob er die Tür endlich weit auf. »Geh, so schnell du kannst«, sagte er, und Lluis setzte sich gehorsam in Bewegung. Erst als sie an der Treppe angelangt waren, begriff er, was gerade geschah. »Warum?«, fragte er, und es kostete ihn eine gewisse Mühe, die Frage weiter auszuführen: »Warum müssen wir fort? Und wohin gehen wir?«

»Schwatz nicht«, sagte der Elbe. »Wir haben später Zeit dafür. Geh weiter!«

Lluis schleppte sich die Treppe hinunter. An ihrem Fuß musste er verschnaufen, und der Herr von Wasserberg ebenso. Lluis wunderte sich. War Chaantreas Vater – oder was immer der Elbe sein mochte – ebenfalls krank? Was war es nur, das ihn und Uldis so schwächte? Elben kannten keine Krankheiten, und selbst er als Halbelbe war bislang weitgehend von all dem Unwohlsein verschont geblieben, das die Menschen in seiner Umgebung immer wieder einmal heimsuchte.

»Komm schon«, sagte Uldis, der wieder zu Atem gekommen war. Er schob Lluis an. »Zu den Ställen, schnell.«

Sie durchquerten die Räume des hinteren Gebäudetraktes. Lluigolf ging mit halb geschlossenen Augen, weil immer wieder seine Sicht auf ähnlich verwirrende Weise wechselte, wie es zuvor in seinem Zimmer geschehen war. In einem Moment blickte er auf ein goldgerahmtes Bild an der Wand und im nächsten war dort nur eine kahle Mauer zu sehen, ein reich geschnitzter Tisch mit dunklen Stühlen war verschwunden, ebenso die schweren Teppiche, und unter seinen Füßen lag nur kalter Stein. Ein Atemzug und alles war wieder an Ort und Stelle und narrte seine Sinne und seinen Verstand.

Lluis blieb ermattet stehen und legte die Hände vor die Augen. »Was ist das nur?«, fragte er.

Der Herr von Wasserberg griff nach seinem Ellbogen. »Bleib nicht stehen«, sagte er. »Mein lieber

Junge, ignoriere alles, was du zu sehen meinst. Es ist Lug und Trug und pure Illusion. Zauberwerk.«

»Ich bin nicht krank?«, sagte Lluis.

»N-nein«, erwiderte der Elbe, aber die Antwort kam zögernd und klang halbherzig.

»Aber was …«, begann Lluis, doch da packte der Elbe ihn bei den Schultern und drückte ihn in eine Mauernische.

»Still«, zischte er. »Sie darf uns nicht …«

Jetzt hörte auch Lluis die Schritte, und er war zu erschöpft, um sich gegen den Herrn von Wasserberg und sein seltsames Benehmen zu wehren. Also ließ er sich in die Nische drücken, dankbar für die kleine Verschnaufpause.

»Uldis«, sagte eine Männerstimme. »Ich habe dich gesucht. Weißt du, wann der Prinz wiederkommt?«

»Er hat sich nicht festlegen wollen«, erwiderte der Elbe. Lluis hörte die Ungeduld in Uldis' Stimme.

»Wir brauchen den Magus«, fuhr der andere ungerührt fort. »Und das möglichst schnell, ehe die verdammten Eier verderben oder Chaantrea doch noch ihr neues Spielzeug kaputtgemacht hat.«

Der Mann lachte, und Uldis fuhr auf: »Hüte deine freche Zunge, Lintas! Du vergisst, mit wem du sprichst.«

»Verzeihung«, sagte der andere nicht sonderlich zerknirscht. »Wann können wir den Jungen für die Vorbereitungen haben, was denkst du? Oder soll ich lieber das gnädige Fräulein fragen, wenn sie wieder da ist?«

»Lass das meine Sorge sein und kümmere dich um deine Angelegenheiten«, versetzte Uldis grimmig. »Wer von euch begleitet eigentlich Chaantrea? Ist das nicht deine Aufgabe?«

»Du bist nicht sehr freundlich«, beschwerte der andere sich, und Lluis hörte, wie seine Schritte sich entfernten.

Uldis seufzte und drehte sich zu ihm um. »Steh auf«, sagte er barsch.

Nach der erzwungenen Pause fiel es Lluis leichter, wieder auf die Beine zu kommen. Sie gelangten in die Wirtschaftsräume, die verlassen und kalt dalagen und in denen ihre Schritte hallten wie in einem verlassenen Gebäude. Lluis' Gedanken, die sich wie in zähem Sirup bewegt hatten, flossen nun etwas weniger träge, und er dachte über das Gehörte nach. Hatte der andere Mann etwa über ihn gesprochen?

»Entschuldige«, sagte er und blieb neben einem Spülstein stehen. »Ich möchte wirklich wissen, wohin du mich so eilig und mit solch heimlichen Getue bringst. Und was war das für ein Gerede – welchen Jungen meinte er?«

Uldis blieb einige Schritte vor ihm stehen, seine Schultern waren steif vor Ärger oder Anspannung. »Wir reden später«, sagte er. »Jetzt ist keine Zeit dafür. Wenn Chaantrea zurückkehrt, bevor wir fort sind, ist alles verloren.«

Er setzte seinen Weg fort, und Lluis, hin- und hergerissen zwischen Zorn und Neugier, zögerte kurz und folgte dem Elben dann weiter.

»Wir werden reiten müssen«, sagte Uldis, als sie den Stall betraten. »Ich wage es nicht, die Kutsche anspannen zu lassen, und außerdem sind wir zu Pferd beweglicher.« Er deutete auf eine

friedliche graue Stute. »Nimm du Morgennebel.«

Lluis, der sich unter freiem Himmel sehr viel kräftiger fühlte, verschränkte die Arme vor der Brust. »Warum sollte ich mit dir fortgehen?«, fragte er.

Uldis starrte ihn an. »Warum …«, setzte er an und schüttelte dann den Kopf. »Junge!«

»Ich habe es dir schon einmal gesagt, mein Name ist Lluigolf«, unterbrach Lluis ihn scharf und wandte sich zum Gehen.

Uldis hielt ihn auf. »Es tut mir leid«, sagte er. »Ich wollte dich nicht kränken. Glaube mir, es ist zu deinem Besten, wenn du mir einfach folgst, ohne Fragen zu stellen.«

Aus seiner Stimme klang echte Qual und Bedrängnis. »Nun gut«, sagte Lluis widerstrebend. »Ich komme mit dir, aber ich verlange eine Erklärung für all das, wenn wir dort angekommen sind, wo du mich hinbringen willst.«

Seine Worte hatten zur Folge, dass der Elbe sich mit zitternder Hand übers Gesicht fuhr. »Bei den Ewigen«, sagte er, »das habe ich nicht bedacht! Wohin sollen wir nur fliehen? Wer könnte uns Unterschlupf gewähren?«

Lluis musste an sich halten, um nicht loszulachen. »Uldis«, sagte er, alle Förmlichkeiten beiseitelassend, »du bist ein wenig verwirrt, wie mir scheint.«

Der Herr von Wasserberg schloss die Augen. »Vergib mir«, sagte er. »Ich habe sehr lange nicht mehr geschlafen.« Er sah Lluis an und versuchte ein Lächeln. »Ich muss auf dich den Eindruck eines Wahnsinnigen machen. Aber du musst mir vertrauen, mein Junge. Ich will dir nichts Übles, ganz im Gegenteil. Ich fürchte um dein Leben, wenn du hier verweilst.«

Lluis nickte. Was auch immer den Elben antrieb, er schien es gut mit ihm zu meinen. Wahrscheinlich war es das Beste, mit ihm zu gehen. Wenn Uldis sich erst einmal beruhigt hatte, würde er ihm sicher erklären, was sein seltsames Verhalten zu bedeuten hatte.

»Also lass uns zum Schloss reiten«, schlug Lluis vor.

Uldis wiegte zweifelnd den Kopf, aber da er keinen besseren Vorschlag hatte, willigte er ein. Er führte einen ungesattelten goldbraunen Hengst aus dem Stall, sprang auf seinen Rücken und sah Lluis fragend an, weil der immer noch im Hof stand.

»Sattel? Zaumzeug?«, fragte Lluis.

»Oh«, machte der Elbe. »Du brauchst … ja, natürlich, ich vergaß, dass du kein reinblütiger … Dort hinten im Stall. Bitte beeile dich!«

Kopfschüttelnd lief Lluis in den Stall zurück. Er fühlte sich mit jedem Schritt, den er außerhalb des Zimmers tat, wacher und frischer, und er begann sich zu fragen, ob der Herr von Wasserberg recht daran tat, ihn fortzubringen.

Mit Sattel und Zaumzeug beladen trat er den Rückweg an, und als er sich der Stalltür näherte, vernahm er Schritte und Stimmen. Er verharrte und hörte, wie eine Frauenstimme Uldis' Namen rief. Chaantrea!

Er drückte sich in den Schatten neben der Tür und hielt den Atem an.

»Was hast du vor?«, fragte sie.

»Ich reite aus«, gab Uldis zurück. »Ich brauche etwas Bewegung. Frische Luft.«

Sie lachte klirrend. »Uldis, du bist verrückt. Du bist drei Mondzyklen über deinen Zeitpunkt hinaus

und musst dich festhalten, wenn du eine Treppe hinaufsteigst. In deinem Zustand reitet man nicht aus, man sieht zu, dass man am Leben bleibt!«

»Ich weiß, dass du es am liebsten sähest, wenn ich in meinem Zimmer vermodern würde«, erwiderte er scharf. »Aber noch lebe ich, und wenn ich ausreiten will, dann hat mir niemand etwas anderes vorzuschreiben. Auch du nicht!«

»Nun gut, dann reite«, sagte sie ebenso scharf. »Aber ich werde ganz bestimmt kein Suchkommando nach dir ausschicken, wenn dein Pferd ohne dich zurückkommt.«

»Das hätte ich auch nicht erwartet«, schnappte Uldis. Dann hörte Lluis, wie ein Pferd vom Hof trabte. Er stand in der Dunkelheit des Stalles, und seine Arme waren bleischwer vom Gewicht des Zaumzeugs. Es war still draußen. War Chaantrea fort? Wo hatte sie ihr Pferd gelassen und wo waren die anderen, falls sie Begleitung gehabt hatte?

Langsam ließ er das Sattelzeug zu Boden gleiten und blickte vorsichtig durch die Stalltür. Der Hof war leer.

Was sollte er jetzt tun? Sein Pferd satteln und hinter Uldis herreiten? Oder einfach in sein Zimmer zurückkehren und auf Chaantrea warten? Die Worte des Mannes, mit dem Uldis vorhin gesprochen hatte, kamen ihm in den Sinn. *Wann können wir den Jungen haben?* Wenn er doch nur wüsste, wen er damit gemeint hatte. Aber im Haus lebten nur eine Handvoll Elben und einige Menschen und keiner von ihnen konnte als Junge bezeichnet werden. Keiner, außer …

Lluis hob das Zaumzeug auf und sattelte die Stute.

Er führte das Pferd aus dem Stall und steckte den Fuß in den Steigbügel.

»Ich wusste doch, dass hinter dem Ausritt noch etwas anderes steckt«, sagte Chaantrea selbstzufrieden. Lluis fuhr hüpfend herum und zerrte den Fuß aus dem Steigbügel. Die Elbin saß auf einem Holzklotz neben der Stalltür und lächelte ihn an. »Hallo, Lluis«, sagte sie zärtlich. »Es freut mich, dass du dich so wohl befindest. Willst du mir keinen Kuss geben?«

Er stolperte vorwärts und hauchte einen Kuss auf ihre Wange.

»So«, sagte sie und hielt ihn fest. Ihre Fingernägel bohrten sich schmerzhaft in seine Schulter, während sie ihn prüfend aus der Nähe betrachtete. »Du siehst gut aus«, sagte sie erstaunt. »Wie wunderbar. Wo wolltest du denn hin?«

»Ausreiten«, stotterte Lluis.

»Ah, ja. Mit Uldis, nicht wahr? Ein kleiner Ausflug unter Männern.« Sie gluckste. »Was für ein schönes Paar ihr beide abgebt – beinahe zu geschwächt, um vom Stuhl aufzustehen, aber einen Ausritt unternehmen!« Ihre melodiöse Stimme hatte eine gewisse Schärfe angenommen, und Lluis wich einen halben Schritt zurück, wurde aber von ihrem festen Griff daran gehindert, sich noch weiter zu entfernen. »Lluis, Lieber, du denkst doch nicht darüber nach, mich zu verlassen, oder?«

Er schluckte. Nein, natürlich dachte er darüber nicht nach. Er war glücklich darüber, dass Chaantrea ihn erwählt hatte. Er liebte sie, er gehörte mit Leib und Seele, Haut und Haaren seiner süßen Herrin. Wenn nur die Zweifel nicht wären, die der Herr von Wasserberg gesät hatte und die von den Worten des anderen Mannes kräftig gedüngt worden waren.

»Ich wüsste gerne, was du denkst«, sagte sie.

Er zögerte, und sie berührte federleicht seine Wange. Seine Gedanken verlangsamten sich, und die

Lider sanken herab. »Sag mir, was du denkst«, wiederholte sie flüsternd.

»Spielzeug …«, sagte er schleppend. »Wann … können wir … den Jungen … haben. So lange hat … keines ihrer Opfer … Chaantrea …« Seine Beine gaben nach, und nur Chaantreas Hand und ein winziger Rest seiner alten Kraft hielten ihn noch aufrecht. Wie eine Lumpenpuppe zitterte er in ihrem Griff.

»Ah«, sagte sie und biss sich nachdenklich mit ihren weißen Zähnen auf die Unterlippe. »Uldis wagt den Aufstand. So viel Mumm hätte ich dem alten Hasenfuß gar nicht zugetraut.«

Lluigolf achtete nicht auf ihre Worte. Noch am heutigen Morgen hätte er sich dem Schwächeanfall ergeben, wäre tief ins Nichtdenken, Nichtsein versunken und hätte darauf gewartet, dass *sie* kam und seinen nur noch glimmenden Lebensfunken auslöschte. Aber Uldis hatte die beinahe erloschene Glut neu angefacht, und jetzt war da eine zwar winzige, aber störrische Flamme, die ihn wärmte, die eisige Starre vertrieb, die an seinen Gliedern emporkroch und ihm zuflüsterte, sich der Kälte nicht hinzugeben, nicht zu fallen, nicht schwach zu werden. Er kämpfte darum, dass diese Flamme nicht erlosch, sondern nährte sie mit einem beinahe erstorbenen Rest von Wut und Trotz und Willen zum Leben.

Chaantrea sah ihn interessiert an. »Du bist wirklich zäh«, sagte sie anerkennend. »Ich hätte nicht gedacht, dass ich so lange mein Vergnügen mit dir haben würde.« Sie ließ ihn los, und er sank in die Knie. Chaantrea klatschte in die Hände und drehte eine übermütige Pirouette. »Habe ich dir schon gedankt?«, rief sie. »Schau, wie stark und lebendig ich wieder bin! Du bist ein wahrer Goldschatz, Lluis!«

Er hockte auf Händen und Knien am Boden und biss vor Anstrengung die Zähne zusammen. Sein zischender Atem dröhnte zusammen mit dem Rauschen seines Blutes in seinen Ohren, und er kämpfte darum, nicht die Besinnung zu verlieren.

»Komm, mein kleiner Liebling«, sagte Chaantrea und zog ihn mit erstaunlicher Kraft auf die Füße. »Du gehörst ins Bett. Was läufst du auch hier draußen herum, du unartiger Junge.«

Er würgte, denn der Hof drehte sich immer schneller vor seinen Augen. Trotzdem wehrte er sich, und es gelang ihm, sich ihrem Griff zu entwinden.

Chaantrea lachte und trat einen Schritt zurück. »Dann geh eben alleine, mein Kleiner. Hopp, zurück ins Haus!«

Lluis stützte sich an der Stallwand ab und wartete, dass der Schwindel aufhörte. Sein Blick klärte sich, und er hob den Kopf. »Ich lasse mich nicht ins Bett schicken«, erklärte er.

Die Elbin stand mit verschränkten Armen da und musterte ihn belustigt. »Nun, dann bleibst du eben hier im Hof hocken«, sagte sie. »Mir soll es gleich sein. Aber ich dulde nicht, dass du zu fliehen versuchst, denn wir brauchen dich noch. Also unternimm keine Ausritte mehr, hörst du?« Sie lächelte.

Er biss die Zähne zusammen, so sehr schmerzte der Hohn in ihrer Stimme. Sein Ringfinger begann so heftig zu prickeln, dass er ihn gegen die raue Holzwand des Stalles presste, bis der Schmerz das unangenehme Gefühl vertrieb. Mit dem Prickeln verschwand auch ein Stück des Schleiers, der über seinen Sinnen lag, und er vernahm in der Ferne das Nahen eines Reiters.

»Ich höre und gehorche, Herrin«, sagte er laut. »Ich werde ins Haus kommen, wenn ich meine Kräfte dafür gesammelt habe.«

»So ist es brav«, sagte sie befriedigt. »Ich erwarte dich.« Sie warf ihm eine Kusshand zu und wandte sich zum Gehen.

Lluis' Manöver hatte nicht den erwünschten Erfolg gebracht, der Reiter erreichte den Hof, und Chaantrea, die bereits im Hauseingang stand, vernahm das Hufgeklapper auf den Steinen des Eingangs.

Sie fuhr herum und breitete die Arme aus. »Uldis, mein armes Herz«, rief sie. »Du siehst aus wie der reitende Tod!«

Der Elbe rutschte mehr vom Pferd als dass er abstieg. Er warf Lluis einen beiläufigen Blick zu und sagte: »So, du bist auch hier draußen? Wie nett.«

»Sei nicht albern«, sagte Chaantrea. »Ich weiß, was du vorhattest. Mir meinen kleinen Liebling zu entführen! Wohin wolltest du ihn denn bringen?«

Uldis erwiderte nichts. Chaantrea hakte sich bei ihm ein und hauchte ihm einen Kuss auf die Wange. »Du stirbst«, sagte sie so beiläufig, dass es Lluis schauderte. »Meinst du nicht, du solltest etwas dagegen unternehmen?«

Uldis machte sich mit einer heftigen Bewegung los. »Das ist meine Angelegenheit«, sagte er.

»Du gehörst mir, wie die anderen auch! Du hast keine eigenen Angelegenheiten mehr.«

»Du böses Weib«, sagte Uldis sehr leise, aber Lluis vernahm es trotzdem.

Chaantrea hob die Hand und versetzte Uldis eine Ohrfeige. Er nahm den Schlag hin, ohne zurückzuweichen. Beide standen dicht voreinander, starrten sich an, und Lluis wartete darauf, dass sie einander an die Kehle gingen.

»Chaantrea!« Der ewig missgelaunte Elbe Vidas entlud die aufgeladene Atmosphäre mit seinem Ruf. Er kam eiligen Schrittes über den Hof und winkte. »Der Prinz ist endlich eingetroffen, und er hat den Magus mitgebracht!«

Wie zum Beweis seiner Worte rollte jetzt die Kutsche mit dem markgräflichen Wappen auf den Hof. Chaantrea drehte sich auf dem Absatz herum. »Endlich«, sagte sie. »Vidas, kümmere dich bitte darum, dass der Junge sich bereithält. Und sorge dafür, dass Uldis auf sein Zimmer geht. Er fühlt sich nicht wohl. Ich halte es für dringend nötig, dass er Ruhe bekommt.« Sie entblößte die Zähne zu einem humorlosen Lächeln. »Am besten wäre es, du schließt ihn gut ein, damit ihn niemand stört.«

Vidas riss die Augen auf. »Aber …«

»Tu, was ich dir sage!«, fauchte die Elbin und schritt ins Haus.

Vidas hob die Schultern und sah Uldis fragend an.

»Du brauchst dich nicht zu bemühen«, sagte der Herr von Wasserberg. Er kämpfte um seine Fassung, das konnte Lluis sehen. »Ich gehe auf mein Zimmer. Sag Chaantrea, wenn sie etwas von mir will, muss sie zu mir kommen.« Sein Blick streifte Lluis, aber seine Miene war steinern. Er wandte sich ohne ein weiteres Wort um und ging ins Haus.

»Gut«, murmelte Vidas. »Dann komm mit, Junge.« Er griff nach Lluigolfs Arm.

Lluis wich hastig einen Schritt zurück. »Ich komme nirgendwohin mit!«

»Mach keine Zicken«, knurrte der Elbe. Er packte Lluis an der Schulter und schob ihn heftig zum Haus. Lluis stolperte und schlug seine Hand beiseite.

»Rühr mich nicht an. Ich bin kein Möbelstück, das man einfach so herumschiebt!«

Vidas schnaubte nur. Er packte erneut zu, drehte routiniert Lluis' Arm auf den Rücken und sagte: »Wenn du Wert auf eine ausgekugelte Schulter oder einen gebrochenen Arm legst, sag Bescheid. Es wäre mir ein Vergnügen. Du kannst aber auch einfach ein braver Junge sein und mitkommen.«

Lluis wehrte sich, und der Elbe verstärkte seinen Griff. Lluis ging in die Knie. Sengender Schmerz flammte durch sein Schultergelenk. »Also gut«, keuchte er. »Ich komme mit.«

»Warum nicht gleich?«, fragte Vidas und ließ locker. Er zog Lluis auf die Füße, was erneuten Schmerz durch die misshandelte Schulter jagte. »In den Keller«, sagte er. »Los, heb die Füße!«

Es war das erste Mal, dass Lluis das Untergeschoss des Anwesens betrat.

»Was soll ich hier unten?«, fragte er, als sein Fuß den Boden berührte.

Der Elbe antwortete nicht auf seine Frage. »Nach rechts«, sagte er. Als Lluis nicht gleich auf seinen Befehl reagierte, half er mit einem kräftigen Schubs nach.

Mit einem Mal zu erschöpft, um weiter Widerstand leisten zu können, gab Lluis dem Elben nach und stolperte einen schwach beleuchteten Gang entlang, bis Vidas »Halt« sagte. Dann ließ er sich in ein dunkles Gelass schieben. »Da ist eine Pritsche«, sagte Vidas. »Und beschwer dich nicht, wir schlafen alle nicht komfortabler.« Die Tür knallte ins Schloss, und Lluis hörte, wie ein Riegel vorgeschoben wurde.

Die verschlossene Tür und die Dunkelheit und Kälte des kleinen Raumes interessierten ihn nicht, denn er kämpfte mit einer anderen Dunkelheit, die sein Herz, seine Seele und seinen Verstand einhüllte und ihn zu ersticken drohte. Er rang nach Luft, schmeckte Blut von einer zerbissenen Lippe auf der Zunge. Sein Ringfinger peinigte ihn. Mit einem Aufschrei schlug er seine Hand gegen die Mauer und rieb den Finger über die grob behauenen Steine, bis sich zu dem quälenden Prickeln und Stechen der Schmerz der aufgeriebenen Haut gesellte.

Er steckte den Finger in den Mund und biss hinein. Seine Zähne knirschten auf dem Ring und zerrten daran wie Hunde an einem Knochen. Er kaute wie besessen auf seinem Knöchel herum und genoss den dumpfen Schmerz, den seine Zähne verursachten, denn der übertönte das peinigende Gefühl, das der Ring verursachte.

Sein Kopf klärte sich für einen kurzen Augenblick. Der Ring. Was war das nur für ein Ring? Lluigolf hielt seine zerfasernden Gedanken mit Macht beieinander und konzentrierte sich darauf, mit den Zähnen den Ring abzustreifen. Sein Finger war glitschig, und der salzig-metallische Blutgeschmack auf seiner Zunge ließ ihn würgen. Er nahm den Finger aus dem Mund, atmete scharf ein, weil das Prickeln zu einem heulenden, sausenden, zerrenden Schmerz wurde, der ihn packte und schüttelte wie ein Wirbelsturm. Sein Finger schien größer zu sein als sein restlicher Körper, er selbst *war* der Finger, und sein Universum hieß Schmerz. Stöhnend packte er die Hand, befingerte ungeschickt und blind vor Schmerz den schmalen Reif. Der Finger war geschwollen und rutschig vom Blut, und es gelang ihm nicht, den Ring richtig zu fassen. Was war das nur für ein Dämonenwerk? Der unscheinbare Reif saß wie angeschmiedet, und es schien ihm, eher würde sein Finger von der Hand abgehen als dieser verfluchte Ring von seinem Finger.

Die Nebel in seinem Kopf verdichteten sich zu einem schweren, dumpfen Teppich, der alles erstickte, selbst den tobenden Schmerz. Er sank in eine Starre, die weder Schlaf war noch Bewusstlosigkeit, denn seine Gedanken, so unklar und schwerfällig sie auch waren, arbeiteten weiter.

Siirans Ring. Was konnte dieses harmlose Erinnerungsstück so verhext haben und warum? Dieser hübsche kleine Ring mit dem roten Stein. Nein, was dachte er denn da? Blau war der Stein, kornblumenblau wie Chaantreas Augen …

Der Schock vertrieb die Nebel, sodass er sich aufsetzen und den Ring vor Augen führen konnte. Er saß tief in einer aufgerissenen Furche von blutigem, geschwollenem Fleisch, und Lluis musste erst darüberlecken, bis er in der Dunkelheit versuchen konnte, die Farbe des Steins zu erkennen. Aber ihm fehlte die Nachtsicht der reinblütigen Elben, er konnte nur erahnen, dass da etwas glänzte, und der Glanz war kalt, nicht feurig. Das war nicht Siirans Ring. Nein, das war Chaantreas Ring, der Ring, den sie ihm in der Laube gegeben hatte.

Er schob sich an der rauen Wand empor, bis er aufrecht auf der kahlen Pritsche kniete. Es musste ihm gelingen, den Reif loszuwerden, und wenn er dafür seinen Finger opfern musste!

Er durchsuchte seine Taschen mit sinkender Hoffnung. Kein Draht, nichts, was er hätte benutzen können, um sich den Finger abzuschneiden. Fiebrige Schauer liefen über seinen Rücken. Die Zelle, in der er hockte, war ebenso leer wie seine Taschen. Er würde es mit den Zähnen erledigen müssen, aber er war müde, so müde …

Wieder erwachte er aus seiner Betäubung, die kein Schlaf war und keine Bewusstlosigkeit, denn während er in der Dunkelheit lag, dachte und fühlte er, auch wenn seine Gedanken und Empfindungen träge durch sein Bewusstsein sickerten. Aber so mühsam das Denken auch war, einen Gedanken hielt er fest wie ein Hund einen saftigen Brocken: Er musste den Ring loswerden.

Der Gedanke bohrte und stach in seinem Kopf, als wehrte sich sein Bewusstsein ebenso wie der blutverkrustete Finger dagegen, den magischen Reif loszulassen.

Atme und denke nach!, befahl er sich. Was wusste er über magische Beeinflussungen? War dies ein Bann oder ein Fluch, unter dem er stand? Er durchsuchte sein widerstrebendes Gedächtnis. Trurre hatte ihm allerlei erzählt, und auch Caledrain hatte in ihrem Unterricht gelegentlich dieses Thema gestreift. Er hatte sich nicht sonderlich dafür interessiert, was er jetzt wirklich bedauerte.

Lluis lag still in der Dunkelheit und starrte ins Leere. Ein Bann. Falls er unter einem Bann stand, dann brauchte es eine Art Siegel, um den Bann aufrechtzuerhalten. Daran konnte er sich erinnern. Ein Siegel konnte allerlei sein: eine körperliche Verletzung wie ein Schnitt oder ein Stich mit einem magischen Gegenstand, einem Messer oder einer Nadel. Hatte Chaantrea ihm so etwas zugefügt? Er wanderte im Geiste seinen Körper ab und suchte nach einem Mal, einer Narbe …

Lluis schüttelte ärgerlich den Kopf. Etwas in seinem Kopf versuchte ihn abzulenken. Der Ring war das Siegel, der Ring hielt den Bann aufrecht und den Ring musste er loswerden.

Er zwang sich, nicht über den Finger zu tasten, blieb starr und lang ausgestreckt liegen.

Er konnte den Ring nicht einfach abstreifen, er saß zu eng um das Gelenk. Warum saß er so eng? Siiran hatte ihm den Ring übergestreift – nein, trügerischer Geist, *Chaantrea* war es gewesen, die ihn damit gefesselt hatte. Damit beherrschte sie ihn nun, und deshalb lag er hier in der kalten Finsternis und wartete auf ein ungewisses, aber mit Sicherheit unerfreuliches Schicksal. Eine längere Weile verbrachte er damit, sich schreckliche Bilder auszumalen. Was würden sie mit ihm machen? Ihn foltern, ihn quälen …

Zurück zum Ring!

Ein Bannring. Ein Fenster in seinem Kopf öffnete sich, ließ helles Licht und eine klare Stimme in die Finsternis. Caledrain sagte: »Ihr werdet so etwas wahrscheinlich nie begegnen, aber wenn ihr darauf trefft, seid überaus vorsichtig damit. Wenn ihr so dumm seid, einen aktivierten Bannring über den Finger zu streifen, wird es überaus schwierig für euch sein, ihn wieder loszuwerden. Schwierig, aber nicht unmöglich.«

»Ja?«, keuchte Lluis, der sich aufgerichtet hatte. »Was muss ich tun?«

Die Stimme schwieg. Lluis stöhnte enttäuscht und sank zurück auf den kalten Boden. Caledrain hatte damals etwas gesagt, an das er sich nicht mehr erinnern konnte. Er hatte nicht mehr daran gedacht, bis Trurre …

»Die Schriften sagen, man müsse dafür ein Opfer bringen«, erklärte der Zwerg und paffte ein, zwei Rauchwölkchen in den Himmel. Es roch nach Tabak und Äpfeln. Lluis hielt die Luft an, um die Erinnerung nicht zu verscheuchen.

»Opfer?«, fragte eine helle Stimme. Vanandel. »Du meinst damit hoffentlich so etwas Nettes wie Blumen und Obst oder Goldmünzen.«

Der Zwerg knurrte amüsiert. »Blut«, sagte er. »Ein Bann erfordert Blut – wenn er gewirkt wird und wenn er gebrochen wird.«

Wann hatten sie über Bannflüche gesprochen? Es musste nach einem seiner Anfälle gewesen sein. Obwohl dieser Ring doch erst seit dem Treffen in der Laube an seinem Finger steckte. Also hatte er nichts damit zu tun.

Er zwang sich, den Stimmen weiter zuzuhören. Blut also. Wessen Blut, Trurre?

»Durchaus das eigene«, sagte der Zwerg. »Man kann ein anderes Lebewesen dafür benutzen, aber das erfordert einige Kenntnis der alten Schriften und einen höheren Grad der magischen Einweihung. Darüber verfügen natürlich die wenigsten Gebannten.«

Das eigene Blut. Lluis tastete unwillkürlich über den Ring und seinen Finger. Dort war Blut geflossen, und nicht gerade wenig. Das allein schien nicht auszureichen.

»Das Blutopfer«, hörte er Caledrain ungeduldig ausrufen. »Schlaf nicht, Junge. Das haben wir alles längst durchgenommen. Was sind die drei Kennzeichen von Opferblut?«

»Freiwilligkeit, Absicht und Großzügigkeit«, sagte Lluis laut. »Natürlich!« Er betastete erneut seinen gequälten Finger. Sein Blut war geflossen, aber nicht freiwillig und nicht absichtlich.

»Absicht!«, sagte er. »Freiwilligkeit, na ja.« Er grinste schief ins Dunkel, als säßen ihm Trurre und Vanandel gegenüber. »Ich könnte mir Schöneres vorstellen, aber es muss wohl sein.« Es schien, als wiche mit dem Entschluss schon ein Teil des Bannes von ihm. Sein Kopf war klar, auch wenn es ihn schwindelte, als er sich aufsetzte.

»Also dann«, murmelte er. »Großzügigkeit. Los, alter Junge. Sei nicht kleinlich.« Lluis holte tief Luft. Dann grub er seine Fingernägel in das geschwollene, verschorfte Fleisch und riss die frische Blutkruste auf. Er zerrte an den Wundrändern, aber dieses Mal nicht mit der Absicht, den Ring zu entfernen, sondern Blut fließen zu lassen. Viel Blut. Großzügig und reichlich.

Der Schmerz nahm ihm den Atem, aber er ließ nicht ab. Warm lief das Blut über seine Hand, tropfte auf den Boden.

»Absichtlich, freiwillig und großzügig gebe ich mein Blut«, keuchte er. »Lass los, du böses Ding!«

Das war sicherlich nicht der rituell angemessene Spruch zur Lösung des Bannes, aber Lluis vertraute darauf, dass die Opfergabe allein ausreichte, um das Werk zu verrichten.

Der Schwindel, der ihn gepackt hatte, verstärkte sich. Lluis lehnte die Stirn gegen die raue Wand und kämpfte darum, nicht zu Boden zu sinken. Er biss die Zähne zusammen. Sein Blut tropfte von der pochenden, vor Schmerz brüllenden Hand.

Der Ring saß inmitten des Schmerzes, unverrückbar angeschmiedet, kalt und fremd.

»Jetzt«, beschwor ihn Lluis. »Jetzt, oder …«

Die Tür zu seiner Zelle öffnete sich und grelles Licht strömte herein. Lluis schloss geblendet die Augen. Hände ergriffen seine Schultern und Arme, zogen ihn auf die Beine und von der Wand weg. »Komm mit«, sagte eine ungeduldige Stimme. »Was ist denn das hier für eine Schweinerei?«, fluchte eine andere. »Das ist Blut!«

»Hast du versucht, dich rechtzeitig davonzumachen?«, fragte der Erste amüsiert. »Dafür hast du aber die falsche Stelle erwischt, Kleiner. An einem kaputten Finger ist noch keiner gestorben.«

Sie schoben ihn zur Tür. Lluis, immer noch geblendet, erkannte zwei Elben mit einer blakenden Öllampe.

»Wohin bringt ihr mich?«, fragte er.

Der Elbe mit der Lampe warf Lluis einen verwunderten Blick zu. »Sie haben gesagt, du wärst wahrscheinlich zu schwach zum Laufen«, sagte er. »Es wird den Magister freuen, dass das nicht stimmt, er hat sich schon beschwert.«

Der andere schmunzelte. »Der Magister beschwert sich über alles.«

Lluis stemmte die Fersen in den Boden. »Wohin bringt ihr mich? Weiß der Herr von Wasserberg, was ihr mit mir macht? Heißt er es gut?«

Der Elbe mit der Lampe pfiff leise durch die Zähne. »Herr Uldis … ja, das ist eine gute Frage. Was der Herr weiß und was die Herrin befiehlt – oder umgekehrt –, sind oft dreierlei Dinge …«

Er lachte, und der andere fuhr ihn an: »Reiß keine Witze, Goras. Wir sind in einer üblen Lage, wenn die beiden sich ernstlich streiten.«

Der Lampenträger hörte auf zu lachen und zog an Lluis' Arm. »Komm jetzt mit, Junge«, sagte er. »Die Herrin wartet.«

»Und hör endlich auf zu bluten«, knurrte der andere. Er zog ein Schnupftuch aus der Tasche und drückte es Lluis in die Hand.

»Ja, und der Magus hat wahrscheinlich jeden Tropfen davon bitter nötig.« Der Lampenträger lachte wieder.

Lluis wickelte das Tuch fest um die Hand und widmete Caledrain und ihrem Unterricht einen kurzen, erbitterten Gedanken. Opferblut. Alles roch danach, als würde das nächste Opferblut ebenfalls aus seinen Adern stammen – nur dass er es dieses Mal keineswegs freiwillig geben würde.

Der Ring saß unverrückt an seinem Finger. Wenn er ihn nicht gesehen hätte, als er das Tuch darum gewickelt hatte, hätte er es daran gemerkt, dass bei der Erwähnung der Herrin seine Glieder nicht mehr seinem eigenen Willen gehorchten. Er biss die Zähne zusammen, dass sie knirschten, aber seine Beine folgten gehorsam den beiden Elben und trugen ihn seinem Verderben entgegen.

»Orrins verlauste Hose!«, fluchte der Zwerg. »Hier ist ja mehr Volk unterwegs als am Hammertag im Hauptstollen unter der Kronburg!« Er zog den letzten langen Dorn aus seiner Hose und warf ihn zu Boden.

Vanandel verschluckte bei aller Sorge ein Lachen. Der Zwerg fluchte ununterbrochen, seit sie das Wäldchen erreicht hatten. Sie waren kaum eine Armlänge weit zwischen die Bäume gekommen, als der erste Karren an ihnen vorbeirumpelte und sie zwang, samt ihren Reittieren in das Gebüsch neben dem Weg zu flüchten. Und so war es weitergegangen, während sie sich dem Sitz des Wasserberg quälend langsam näherten.

»Still«, flüsterte Vanandel und bedeckte die Nüstern ihres Pferdes mit der Hand. »Da kommt schon wieder jemand!«

»Nicht noch einmal in diesen Busch dort«, sagte Trurre. »Ich weigere mich, wieder in diesen speziellen, unfreundlichen, stachligen …«

»Ruhig. Und duck dich.« Vanandel zog ihn vom Weg hinunter.

Trurre schimpfte unterdrückt und erbittert in seinen Bart.

»Lass uns die Tiere hier anbinden«, sagte sie, als sie endlich wieder auf dem Weg standen. »Sie behindern uns nur. Wir könnten dann versuchen, uns abseits des Weges an das Anwesen heranzuarbeiten.«

»Abseits? Quer durch das Gebüsch?« Trurre seufzte, aber er band Rosie an einen Baum neben Vanandels Stute. Die beiden Tiere senkten den Kopf und begannen, das Gras am Wegrand abzuweiden.

»Hier fallen sie auf«, sagte Vanandel unzufrieden.

»Ich kümmere mich darum«, sagte Trurre. Er runzelte die Stirn und sah sich um. »Augenkraut. Siehst du irgendwo Augenkraut?«

Vanandel ging in die Hocke. »Da. Weg, Rosie, du verfressenes Vieh!« Sie schob das weiche Maul des Ponys beiseite und rupfte ein struppiges, graugrünes Pflänzchen aus. »Meinst du das hier?«

»Perfekt«, sagte Trurre zufrieden. Er zerrieb das Kraut zwischen den Fingern und strich es dann den Pferden auf die Stirn. Rosie hörte auf zu kauen und blickte verdutzt auf ihren Reiter.

»Und jetzt?«, fragte Vanandel gespannt.

»Jetzt können wir uns meinetwegen in die Büsche schlagen«, erwiderte der Zwerg.

»Aber«, sagte Vanandel und deutete auf die beiden Pferde. Oder besser gesagt, auf den Platz, wo die beiden Pferde gerade noch gestanden hatten. »Ach«, sagte sie fasziniert und machte einen Schritt zurück zu dem Baum. Trurre erwischte sie am Ellbogen und zog sie mit sich.

»Dort geht es zum Haus«, sagte er.

»Könntest du uns nicht damit einschmieren?«, fragte Vanandel, die immer noch über ihre Schulter zurücksah. Sie kniff nacheinander das linke und das rechte Auge zu, blinzelte, schielte …

»Lauf nicht gegen einen Baum«, knurrte Trurre. »Nein, leider nicht. Wir müssten ruhig irgendwo

herumstehen und Pferdegedanken denken. Dann ginge es.«

»Schade«, sagte Vanandel enttäuscht. »Was man damit alles anstellen könnte.«

Es wurde langsam dunkel.

»Sind wir überhaupt in der richtigen Richtung unterwegs?«, keuchte Vanandel irgendwann.

Trurre nickte und wischte sich Schweiß und ein paar Blättchen von der Stirn.

»Dort hinter den Ulmen«, sagte er. »Siehst du die Mauer?«

Die Gartenmauer war hoch und fest verfugt. Vanandel sah sich um. »Dort steht ein Graunussbaum direkt an der Mauer. Von ihm aus können wir uns auf die Mauerkrone hochziehen.«

»Das heißt, wie ein Eichhörnchen an dem Baum hochklettern. Und dann ein gekonnter Klimmzug, richtig?« Der Zwerg schnaubte.

Vanandel musterte ihn. »Ich helfe dir«, bot sie an.

Trurre zog die Brauen hoch. »Danke, ich schaffe das schon alleine.« Er bestand darauf, als Erster den Aufstieg zu bewältigen. »Dann kann ich dich auf die Mauer ziehen«, sagte er.

Vanandel verkniff sich eine schnippische Bemerkung und nickte nur.

Trurre ignorierte ihr Angebot, seinen Rucksack zu nehmen, ebenso wie ihre hilfsbereit zusammengelegten Hände und hievte sich unter Stöhnen und Ächzen auf einen der unteren Äste des Nussbaums. Dort knotete er mit grimmiger Miene sein Halstuch neu, an dem er sich unter Mithilfe eines Astes fast stranguliert hätte, und spuckte in die Hände, um die nächste Etappe in Angriff zu nehmen.

Vanandel stand unten im Schatten des Baumes, tippte hin und wieder unruhig mit der Fußspitze gegen den Stamm und spitzte die Ohren in der Sorge, dass das Getöse des kletternden Zwerges auf dem Gelände Alarm auslösen könnte.

Irgendwann kam ein erstickter Ruf aus der Höhe: »Du kannst … pfffff … kommen! Hüühhh … die Luft … hfffff … ist rein!«

Vanandel gluckste und zog sich schnell und geschickt am ersten Ast hoch. Dann kletterte sie leise wie eine Katze hinauf in die Krone des Baumes und sprang von dort auf die Mauer.

»Hua«, machte Trurre, der dort saß, die Beine baumeln ließ und sich Luft zufächelte. Seine Stirn zierte ein langer Kratzer. »Hast du mich erschreckt! Wo kommst du so schnell her?« Er starrte sie vorwurfsvoll an.

»Ich bin etwas früher gestartet«, log Vanandel. »Das war ein schwieriger Aufstieg, was?«

Trurre blinzelte misstrauisch. »Ich glaube, du machst dich über mich lustig«, sagte er. »Du atmest ja noch nicht mal schneller.«

Vanandel legte eine besänftigende Hand auf seine Schulter. »Zwerge sind nicht zum Bäumebesteigen geboren«, murmelte Trurre. »Berge ja. Berge sind unser Gebiet!« Seine Miene hellte sich auf. »Wenn das hier vorbei ist, reisen wir in meine Heimat. Ich zeige dir die Kronberge – von oben und von unten!« Er schlug die Hände zusammen, dass es schallte, und sah sich dann schuldbewusst um. »Das machen wir«, flüsterte er.

»Ja, das machen wir«, erwiderte Vanandel. »Aber jetzt holen wir erst einmal Lluis da raus.«

»Falls er dort ist.«

»Er ist dort!« Vanandels Miene war grimmig entschlossen. Sie stopfte eine herausgerutschte

Haarsträhne wieder unter ihre Kappe, zog sie tiefer in die Stirn, zurrte den Gürtel ihrer abgetragenen Hose enger und legte die Hände auf die Mauerkrone. »Siehst du was?«

»Nein.«

»Dann sollten wir springen.«

»Das hatte ich befürchtet.« Trurre seufzte, rückte sein Wams zurecht und ließ sich an der Mauer hinab. Seine Beine baumelten über dem Grund. »Wir sehen uns unten. Ich breche mir ganz sicher alle Knochen.« Dann war er fort.

Vanandel nahm sein Bündel, das er oben auf der Mauer hatte liegen lassen, und warf es hinunter. Ein unterdrückter Ausruf ließ erkennen, dass der Rucksack seinen Besitzer gefunden hatte. Sie rief eine gedämpfte Entschuldigung und ließ sich wie Trurre von der Mauer hinab.

Der Sprung raubte ihr den Atem. Der gartenseitige Grund lag wohl etwas tiefer als die Seite, von der sie aufgestiegen waren, damit hatte sie nicht gerechnet. Vanandel lag eine Weile auf dem Rücken und schnappte nach Luft.

»Lebst du noch?«, hörte sie Trurre fragen.

»Nein«, ächzte sie und stemmte sich hoch. »Du?«

»Ich schmore in Orrins Suppentopf«, brummte der Zwerg, es klang erstaunlich vergnügt.

»Dann lass uns aufbrechen, du Suppeneinlage«, lachte Vanandel und stand auf. Sie trat prüfend von einem Bein auf das andere, aber ihre Knochen schienen wider Erwarten heil geblieben zu sein.

Dieser Teil des Grundstücks glich eher einem lichten Wäldchen als einem kultivierten Garten oder Park, das erleichterte das ungesehene Weiterkommen.

»Ob sie hier Hunde haben?«, fragte Vanandel.

Trurre sog witternd Luft ein. »Ich rieche nichts«, sagte er. »Aber der Wind steht falsch, zum Haus hin.«

»Habt ihr Zwerge denn so feine Nasen?«

Trurre grinste ihr im Laufen zu. »Nein, aber immer noch besser als ihr Menschen. Ihr seid ja regelrecht nasenblind.«

Vanandel grinste zurück und legte dann den Finger auf den Mund. »Dort«, flüsterte sie und deutete voraus. Mauern schimmerten durch das Geäst der Bäume. Anscheinend reichte das Wäldchen bis an eins der Gebäude heran.

Sie arbeiteten sich zur Hausmauer vor. Keine Fenster, keine Türen, keinerlei Öffnungen. Wahrscheinlich handelte es sich um eine Vorratsscheune oder etwas in der Art.

»Um die Ecke.« Vanandel deutete in die Richtung.

Mit jedem Schritt wurden Stimmen und Geräusche deutlicher, die offenbar vom Hof hinter der Scheune stammten. Vanandel bedeutete dem Zwerg, auf sie zu warten, und arbeitete sich behutsam zur Ecke vor. Sie ließ sich auf Knie und Hände nieder und warf im Schutz eines kleinen Gesträuches einen Blick in den von Fackeln erleuchteten Hof.

So verharrte sie eine Weile, dann schob sie sich zurück und gab Trurre einen Wink.

»Und?«, hauchte er, als er zu ihr aufgeschlossen hatte.

»Orks.«

»Mist. Die haben gute Nasen«, murmelte Trurre.

»Unsere Orks«, setzte sie mit grimmiger Miene hinzu.

»Unsere …« Trurre schluckte. »Du meinst *unsere* doch nicht etwa im Sinne von Schafnase und Stolperfusz und Rattschwanz?«

Vanandel kniff die Lippen zusammen und nickte.

Trurre schob sich an ihr vorbei und blickte ebenfalls in den Hof. Dann hockte er sich auf die Fersen neben Vanandel und flüsterte: »Was machen wir jetzt?«

Vanandel zuckte mit den Schultern. »Warten.«

Trurre knurrte und lugte um die Ecke. »Sie entladen einen Karren«, berichtete er. »Da laufen auch Menschen herum. Und Elben.« Er schnaufte leise. »Orrins fetter Furunkel! Sollen wir lieber den Rückzug antreten und draußen auf Maris und den Schreiber warten?«

Vanandel rieb sich über die Stirn. »Nein, dazu fehlt mir die Geduld. Ich will wissen, was los ist. Was treibt unsere Wache hier?«

»Hast du auch Groszbarrt gesehen?«

Vanandel schüttelte den Kopf. »Ich glaube nicht, dass er … Er hätte mir doch sicher davon erzählt.«

Trurre nickte zweifelnd.

Sie warteten.

»Kannst du uns nicht ähnlich unsichtbar machen wie vorhin die Pferde?«, fragte Vanandel. »Oder die Leute verschwinden lassen oder, noch besser, uns gleich ins Haus hexen?«

Trurre sog die Luft durch die Zähne und schüttelte bedauernd den Kopf. »Ich bin ein Lehrling. Meine Fähigkeiten sind begrenzt. Außer du brauchst etwas geläutertes Sternschnuppensilber oder Krötenschleimsalbe gegen rheumatisches Reißen. Ich bin auch ganz ausgezeichnet im Zubereiten von vergorenen und dreifach destillierten Wasserlinsen oder im Auffinden verlorener Kneifer.« Er grinste schief. »Magister Davydd interessiert sich weit mehr für den wissenschaftlichen Hintergrund der Zauberei als für die schnöde Praxis. Meine Studien sind größtenteils trocken theoretischer Natur.«

»Wie unpraktisch«, murmelte Vanandel.

Stimmen und Gerumpel wurden leiser, verstummten schließlich ganz. Vanandel streckte das Bein, das ihr eingeschlafen war, und ächzte leise. Trurre rappelte sich auf.

Der vorsichtige Blick in den Hof verriet, dass die Luft rein war. Natürlich konnten sie nicht erkennen, ob irgendjemand hinter einem der Fenster stand, aber zumindest war auf dieser Seite des Gebäudes kein Licht zu sehen.

Vanandel holte tief Luft. Um das Hauptgebäude zu erreichen, mussten sie den gepflasterten Hof überqueren, der außer der Dunkelheit keinerlei Schutz oder Verstecke bot.

»Schnell«, sagte sie und lief los, Trurre auf ihren Fersen und in der Erwartung, dass jeden Moment jemand »Halt!« und »Wer da?« rufen würde.

Sie erreichten den der Scheune gegenüberliegenden Gebäudetrakt und drückten sich in eine Mauernische. »Was meinst du, wo geht es ins Haus?«, fragte Vanandel atemlos.

Beide sahen sich um. »Dort.«

»Wir können nicht einfach durch irgendeine Tür marschieren«, gab Trurre zu bedenken.

Vanandel zuckte die Achseln. »Der Schreiber ist auch durch irgendein Fenster eingestiegen. Und er

hat nur leere Zimmer gefunden. Anscheinend wird das Haus nur teilweise bewohnt.«

»Aber wenn dies der bewohnte Teil ist, haben wir ein Problem«, wandte Trurre ein.

»Wir müssen es riskieren. Je länger wir uns hier im Hof herumdrücken, desto mehr laufen wir Gefahr, dass jemand über uns stolpert. Falls du allerdings doch einen passenden Zauber bereit hättest, wäre jetzt ein guter Zeitpunkt, ihn in der Praxis auszuprobieren.«

»Tut mir leid, ich muss passen«, murmelte der Zwerg resigniert. »Also los – nach dir, verehrte Einbrecherprinzessin.«

Sie liefen geduckt an der Hauswand entlang. Vanandel legte die Hand auf den Türknauf und versuchte, die Tür zu öffnen. Mit einem Achselzucken holte sie einen gebogenen Draht aus der Tasche und stocherte damit im Schloss herum. »Pass auf, ob jemand kommt«, wies sie Trurre an.

Trurre wandte ihr den Rücken zu und ließ den Blick über den leeren Hof wandern. Der Karren, den die Orks entladen hatten, stand in der Mitte der gepflasterten Fläche, und einen Moment lang war der Zwerg versucht, nachzusehen, ob sich darin noch etwas verbarg.

»Später«, murmelte er halblaut. »Auf dem Rückweg.«

»Hm?«, machte Vanandel und schob einen zweiten Draht zu dem ersten, den sie mit zwei Fingern der Linken festhielt.

»Nichts, nichts.«

»Hm. Halt den Mund, ich muss mich konzentrieren. Ah, ja.«

Es knackte und die Tür ließ sich aufdrücken. Vanandel steckte die Drähte ein und reckte den schmerzenden Rücken.

»Ich gehe vor«, sagte der Zwerg. Er schob sich an Vanandel vorbei und betrat das dunkle Innere des Hauses.

Niemand wartete hinter der Tür auf sie. Vanandel entließ den angehaltenen Atem und folgte Trurre, der sich langsam, aber zielstrebig einen langen Flur entlangarbeitete. Vanandel sah, dass er einen derben Knüppel in der Hand hielt, den er anscheinend aus seinem Rucksack gezogen hatte. Deshalb hatte er wohl darauf bestanden, das Bündel mitzuschleppen – aber er hätte wirklich für eine tauglichere Waffe sorgen können. So eine schöne, scharfe Zwergenaxt konnte ihnen womöglich noch gute Dienste leisten.

»Hier entlang?«, hörte sie Trurre flüstern. Sie schloss zu ihm auf und legte neben ihm das Ohr an eine Tür. Irgendwo waren Stimmen und Schritte zu hören, aber hinter der Tür schien es ruhig zu sein. Vanandel nickte.

Trurre legte die Hand auf die Klinke und drückte sie behutsam nieder. Er wartete einige Atemzüge lang, dann schob er die Tür auf und trat ein, wobei er den Knüppel vor sich hielt wie ein Schwert.

»Leer«, sagte er leise. Vanandel, die beunruhigt auf näher kommende Schritte im Gang gelauscht hatte, huschte hinter ihm her und schloss die Tür. Beide hielten den Atem an und lauschten.

Die Schritte, fest und laut, wie von einem Mann in schweren Schuhen oder festen Stiefeln, näherten sich der Tür, waren vor der Tür, gingen vorüber und verhallten in der Ferne.

Trurre atmete aus und senkte seinen Knüppel. »Puh.«

Vanandel sah sich um. Das schwindende Licht machte es schwer, das Innere des Zimmers in allen Einzelheiten zu erkennen, aber es war so sparsam möbliert, dass eine genauere Untersuchung

Zeitverschwendung gewesen wäre. Hier jedenfalls wurde Lluigolf nicht festgehalten.

Vanandel runzelte die Stirn. Warum war sie so fest davon überzeugt, dass Lluis hier gegen seinen Willen festsaß? Womöglich turtelte er gerade bei einem guten Essen mit seiner Angebeteten und ließ sich nach Strich und Faden verwöhnen. Was würde er sagen, wenn sie ihn fanden? »Hallo, liebe Freunde, setzt euch, trinkt etwas. Nett, euch zu sehen?« Oder eher: »Was wollt ihr denn hier?«

Sie seufzte leise. »Gehen wir weiter«, flüsterte sie. »Wir sollten im Untergeschoss suchen.«

Der Schreiber hatte von einem nahezu unbewohnten Haus gesprochen und dass es ihm nicht gelungen war, einen Blick in den Keller zu werfen. Keller bargen in der Regel kein größeres Geheimnis als altes Gerümpel, Mäusedreck und verschrumpelte Bungknollen, aber hier war das anders. Vanandel spürte das feine Kribbeln im Nacken, das ihr in der Vergangenheit oft genug den Weg zu den interessanten Bereichen eines fremden Hauses gewiesen hatte.

»Sollten wir auf die anderen warten?«, murmelte sie, aber ihre Füße hatten schon entschieden und trugen sie weiter durch die verlassenen Korridore.

Trurre blickte sich um. »Gespenstisch, dieses Haus.«

Vanandel stimmte ihm im Stillen zu. Nach dem Gelärme im Hof war dieses leere, unbewohnt wirkende Haus eine seltsame, ein wenig beängstigende Erscheinung. Sie erwartete, jeden Moment in einen Trupp von Orks zu rennen oder über den Herrn von Wasserberg zu stolpern, der ohne Zweifel eine Erklärung verlangen würde, was sie in seinem Haus zu suchen hatten.

Als Trurre unvermutet ihren Arm berührte, fuhr sie vor Anspannung beinahe aus der Haut. Er nickte beruhigend und zeigte auf das Ende des Ganges. »Treppe«, flüsterte er.

Vanandel nickte angespannt. Das Treppenhaus mit der breit geschwungenen Treppe hinauf war hoch und düster. Daneben führte eine schmalere, steile Stiege hinab in tiefe Dunkelheit. Sie brauchten ein Licht.

Trurres Überlegungen hatten in eine ähnliche Richtung geführt. »Man wird uns sehen, ehe wir jemanden sehen.«

»Aber ohne Licht brauchen wir gar nicht erst hinabzusteigen.«

Trurre hob mit einem Seufzer seinen Knüppel und murmelte: »Na gut.« Vanandel starrte fasziniert das Stockende an, das in einem blassen Grün leuchtete. »Nur trockene Theorie, hm?«, sagte sie.

»*Angewandte* trockene Theorie«, erwiderte Trurre.

Sie betraten das Treppenhaus mit angehaltenem Atem. Jeder Schritt, jedes Rascheln, jede noch so leise Bewegung schien hundertfach verstärkt von den Steinmauern widerzuhallen. Zum ersten Mal, seit sie das Zimmer verlassen hatten, waren wieder fremde Geräusche zu vernehmen. Entferntes Poltern, raue Stimmen, Klirren und Scheppern. Küchengeräusche? Oder kam es näher?

»Schnell«, hauchte Vanandel. Sie huschten die schmale Treppe mit den ausgetretenen Stufen hinab.

Der Gewölbegang war niedrig, und die dumpfe Luft darin erstickte alle Geräusche. Vanandel schnappte nach Luft und griff nach Trurres Schulter. »Warte einen Moment.«

Sie lauschte. Die Stimmen von oben waren näher gekommen, sie hörte bellendes Gelächter und raue Rufe. Die Orks kamen!

Sie liefen los. Das matte Licht von Trurres Knüppel reichte aus, um ihnen einen Ausschnitt des Weges vor ihnen zu zeigen. Der Gang führte ohne Abzweigung geradeaus, und nach einigen Minuten

ließen sie den Steinboden hinter sich und liefen auf festgestampfter Erde weiter. Das blassgrüne Licht tanzte über roh behauene Wände, an denen schwarze Feuchtigkeit glänzte.

»Halt«, keuchte Vanandel nach einer Weile und lehnte sich nach Luft schnappend gegen Trurre. Der wankte kurz, stemmte seine kurzen Beine fest in den Boden und hielt die magische Fackel über den Kopf. »Hier stimmt was nicht«, keuchte er.

Vanandel, die wieder Atem geschöpft hatte, nickte grimmig. »Was denkst du?«

»Ein endloser Gang, der nirgendwohin führt«, Trurre wischte sich mit dem Ärmel das schweißglänzende Gesicht ab. »Wir müssten inzwischen längst unter dem Wald sein, und wir sind nicht tief unter dem Boden. Siehst du irgendwo Wurzeln?«

Vanandel sah sich um. Glatter, festgestampfter Lehmboden, raue, dunkle Wände. Über ihnen die niedrige Decke. Vanandel stellte sich auf die Zehen und betastete sie. Erde oder Lehm, fest und leicht feucht. Keine Spur von Vegetation, die über ihren Köpfen wuchs, keine Steine oder Sand.

Wofür sollte so ein endloser Gang gut sein? Als Fluchtweg war er kaum zu benutzen – der Abstieg lag ganz offen da. »Hier steckt man in einer elenden Falle, wenn man verfolgt wird«, sagte sie.

»Das ist eine Täuschung«, sagte Trurre und senkte seinen Stock. Er dachte einen Moment lang nach, dann hob er den Knüppel wieder und nahm ihn fest in beide Hände. »Halt dir die Ohren zu.«

Vanandel folgte seiner Anweisung und sah, wie der Zwerg die Lippen bewegte. Das Licht des Stabes wurde heller und wechselte die Farbe ins Bläuliche. Es blitzte auf, und Vanandel hörte selbst durch die Hände über ihren Ohren Donner grollen.

»Das wird uns alle Bewohner des Hauses auf die Fersen hetzen«, sagte sie blinzelnd und ließ die Hände sinken.

»Weg hier«, erwiderte Trurre kurz.

Sie sah sich um. Das Nachbild des Blitzes verblasste, und sie erkannte grob verputzte Kellerwände – und zwei Gänge, die von dem Platz abzweigten, an dem sie standen. Sie waren immer noch am Fuß der Kellertreppe.

Vanandel unterdrückte einen Ork-Fluch und rannte los. Sie tauchten in einen der Gänge ein, für einen Moment blind, weil das Licht des Stabes erloschen war. Trurre fluchte und wenig später leuchtete der Stab wieder gleichmäßig.

»Was war das?«, hörte Vanandel jemanden ausrufen.

Trurre löschte hastig das Licht. Sie blieben stehen, Rücken an Rücken, und warteten, ob der Ruf sich wiederholte.

»Ist da jemand? Valas, bist du es?« Der Rufer klang gereizt.

Weiter hinten hatte sich eine Tür geöffnet, flackernder Feuerschein beleuchtete ein Stück des Ganges.

»Das ist *nicht* komisch!«, erklärte der unsichtbare Rufer. Die Tür knallte zu, es war wieder finster.

Trurre hob seinen Stab und entlockte ihm ein glühwürmchenschwaches Lichtlein, das er nah an sein Gesicht hielt. »Sollen wir dort …?«, hauchte er.

Vanandel nickte.

Die Tür, der sie sich vorsichtig näherten, bestand aus massivem Eichenholz, das mit Eisenbändern beschlagen war. Die Angeln und das Türschloss glänzten schwarz und fettig. Diese Tür wurde häufig

benutzt und gut in Ordnung gehalten – und sie sollte offensichtlich dafür sorgen, dass entweder Eindringlinge draußen oder jemand oder etwas drinnen sicher verwahrt blieb.

»Gib mir Licht und halte mir den Rücken frei.« Vanandel kniete vor der Tür nieder und untersuchte das Schloss, während Trurre wachsam hinter ihr stand.

Vanandel legte ein Ohr an die Tür und schloss die Augen. So verharrte sie reglos einige Atemzüge lang. Dann packte sie den Türknauf und versuchte, ihn zu bewegen.

Trurre trat einen Schritt zurück und hob seinen Knüppel, bereit, ihn jedem über den Kopf zu ziehen, der aus der Tür stürmen würde.

Vanandel schüttelte den Kopf und bedeutete ihm, ihr zu folgen. Ein paar Schritte von der verschlossenen Tür entfernt flüsterte sie: »Da kommen wir nicht ohne weiteres rein. Ich könnte versuchen, das Schloss zu knacken, aber nicht geräuschlos. Und wir wissen nicht, was uns hinter der Tür erwartet.«

»Also weiter?«, fragte Trurre, und sie nickte.

Sie kamen an einigen offenen Verschlägen vorbei, die nur mit Holzgittern verschlossen waren. Trurre versicherte sich, dass niemand hinter oder vor ihnen war, und ließ seinen Zauberstab kurz aufleuchten, um das Innere der Gelasse zu erleuchten. Doch sie waren allesamt bis auf Mäusedreck und Spinnweben leer.

Nach zwei Biegungen führte der Gang wieder zurück zu der Treppe, von der sie gekommen waren. Vanandel hockte sich auf die unterste Stufe. »Wonach suchen wir eigentlich?«, fragte sie verdrossen. »Das ist ein leeres Haus mit einem leeren Keller.«

»Ein leeres Haus, in dem deine Ork-Wache herumgeistert«, gab Trurre zu bedenken. Er rieb sich nachdenklich die knollige Nase. »Und eine sorgfältig verschlossene Tür in einem ansonsten leeren Keller, hinter der jemand Wache hält.«

Vanandel seufzte. »Du hast natürlich recht. Ich weiß nur nicht, was wir jetzt tun sollen. Warten wir auf Maris und Tijan?«

Trurre wiegte den Kopf. »Sicher nicht hier im Keller«, sagte er. »Außerdem kann ich mir vorstellen, dass sie längst eingetroffen sind.«

Vanandel nickte entschlossen und stand auf. »Wir kehren zu der verschlossenen Tür zurück«, sagte sie. »Wer nicht wagt …« Sie grinste. »Wenn wir in die Klemme geraten, kann ich ja immer noch unsere Wache zu Hilfe rufen.«

Trurre musterte sie von der geflickten Hose bis zur schiefsitzenden Kappe, die sie übers Haar gestülpt hatte. »Na, die werden Augen machen«, murmelte er.

Ohne Zwischenfälle erreichten sie die Tür, die sie abweisend anzublicken schien. Vanandel legte ihre Drähte zurecht und begann mit der von leisem Klicken und Kratzen begleiteten Arbeit. Von Zeit zu Zeit hielt sie inne, um zu lauschen, aber drinnen rührte sich nichts. Nach einer halben Ewigkeit steckte Vanandel ihr Werkzeug wieder ein und sah Trurre an. Sie nickte, und er löschte das Licht bis auf einen kaum wahrnehmbaren Schimmer, der gerade ausreichte, um sie die Umrisse ihrer Umgebung erkennen zu lassen.

Mit angehaltenem Atem legte Vanandel ihre Finger um den Türknauf und schob die Tür ein

winziges Stück auf. Nichts geschah. Hinter der Tür schien es dunkel zu sein, kein Licht fiel durch den Spalt. Vanandel atmete aus und drückte die Tür weiter auf. Dunkelheit und Stille empfing sie. Trurre riskierte es, sein magisches Licht zu verstärken. Es erhellte den vorderen Teil eines Raumes voller Kisten, Möbel, Gerümpel und Gerätschaften. Sie warteten angespannt, ob jemand das Licht sehen und herbeikommen würde, aber als es weiterhin still blieb, stahlen sie sich in den Raum und schlossen die Tür hinter sich.

Es war drückend still und die Luft schwer wie ein feuchtes Tuch. Das dumpfe Geräusch ihrer Schritte klang in ihren eigenen Ohren seltsam weit entfernt.

»Vorsicht«, murmelte Vanandel. »Wenn sich jemand hier aufhält …«

»… hören wir ihn vielleicht nicht rechtzeitig«, ergänzte Trurre grimmig.

Sie bewegten sich so leise wie möglich zwischen all dem Gerümpel, das dicht an dicht überall in dem großen Kellerraum verteilt war und nur schmale Durchgänge frei ließ. Trurre blieb hier und da stehen und probierte, ob eine der Kisten und Truhen zu öffnen war, aber sie schienen allesamt sorgfältig vernagelt oder zugebunden. »Warum schließen sie einen Raum mit Gerümpel so sorgfältig ab und bewachen ihn?«, flüsterte er. »Wenn wir wüssten, dass wir allein sind …«

Vanandel schüttelte den Kopf. »Sind wir nicht«, hauchte sie und deutete nach vorne.

Ein zweiter Raum schloss sich an den Lagerraum an, in dem sie sich befanden, und durch die Türöffnung schimmerte Licht. Trurre schloss die Augen. Nach einer Weile schüttelte er den Kopf.

Vanandel nickte und näherte sich vorsichtig der Tür, Trurre folgte ihr.

Auf den ersten Blick ähnelte der Nebenraum dem, den sie gerade durchquert hatten. Gerätschaften, Möbel, Kisten, Schränke, Regale, zugedeckte Körbe, ein kleiner Ofen, in dem ein Holzscheit in rötlicher Glut schimmerte, ein großer Tisch, auf dem eine Lampe und einige Bücher und Schriftrollen verteilt waren.

Trurre atmete scharf ein und umklammerte Vanandels Arm. »Weg«, zischte er. Er zog die überraschte Prinzessin mit sich, fort von der Tür, und duckte sich mit ihr hinter ein verhülltes Möbelstück.

»Hast du jemanden gesehen?«, fragte Vanandel.

Trurre schüttelte den Kopf. »Das ist die Werkstatt eines Magisters«, sagte er. »Man kann nie sicher sein, wann und wo ein Zauberer auftaucht.«

Vanandel seufzte enttäuscht. »Was sollen wir tun? Hast du irgendetwas gesehen, das uns weiterhilft?«

Trurre biss sich auf den Daumen. »Wenn wir dahinterkommen wollen, was hier vorgeht, müssen wir dort hinein und uns umsehen, fürchte ich.« Er hielt inne und lauschte einen Moment, schüttelte dann den Kopf und fuhr fort: »Ich werde gehen. Wenn sie mich erwischen, werde ich mich als spionierender Lehrling eines anderen Magisters ausgeben – so etwas kommt häufiger vor und wird kein Misstrauen erregen. Du musst dann zusehen, wie du ohne Aufsehen wieder hinauskommst.« Er sah Vanandel erwartungsvoll an.

»Der Teil deines Plans, der mich betrifft, hat mir nicht besonders gefallen«, sagte sie. »Was denkst du, was sie mit dir anstellen werden, wenn sie dich erwischen? Das ist mir zu unsicher, Trurre. Ich komme lieber mit – unsere Orks werden mir nichts tun!«

Trurre kratzte sich am Kopf. »Du bist dir da ganz sicher?«

Vanandel seufzte.

»Wir machen einen Fehler«, sagte Trurre und erhob sich.

Sie näherten sich erneut der Tür zur Werkstatt, warteten dort atemlos und angespannt, ob sich etwas rührte, und taten dann einige entschlossene Schritte in den Raum.

Niemand wartete auf sie. Etwas ruhiger als zuvor ließen sie die Blicke wandern. Als Trurre die Schriften auf dem Tisch begutachten wollte, während Vanandel die Regale abschritt, schlug in dem Lagerraum hinter ihnen die Tür auf und Stimmen und Schritte wurden laut.

Vanandel zögerte nicht lange und zwängte sich kurz entschlossen zwischen eine große Truhe und die Kellerwand. Trurre, der mitten im Raum stand, sah sich hektisch um und schlüpfte dann, als die Ankömmlinge den Türdurchgang erreichten, mit einem unterdrückten Fluch unter eine Werkbank neben dem großen Tisch. Sein Stock ragte ein Stück darunter hervor, und er arrangierte ihn so, dass das Stockende im Schatten lag. »Orrin belege sie alle mit Blindheit«, flüsterte er ein Stoßgebet an den Zwergengott.

Dann war der Raum plötzlich voller Leben, und den beiden Eindringlingen blieb nichts anderes übrig, als zu warten, zu bangen und zu hoffen, dass man sie nicht entdeckte.

»Was, bitte, soll ich eurer Meinung nach mit so etwas anfangen?«

Der Magister deutete anklagend auf Lluigolf, den hauptsächlich der feste Griff seiner beiden Begleiter auf den Beinen hielt. Lluis betrachtete den langen Fingernagel, der sich in seine Nase zu bohren drohte.

»Ich soll hier schließlich etwas schaffen, woran die allermeisten meiner Kollegen – ach, was sage ich? – *alle* meine Kollegen kläglich scheitern würden.«

Chaantrea stand neben Lluis, und das allein reichte aus, um seine Gedanken in Sirup zu verwandeln.

Sie war schon dagewesen, als seine beiden Wächter ihn in den Kellerraum brachten, hatte neben dem dürren Magister gestanden und leise und eindringlich auf ihn eingeredet. Dann war ihr Blick auf das blutgetränkte Tuch an seiner Hand gefallen, und Lluis hatte Unsicherheit über ihr Gesicht huschen sehen. Sie kam zu ihm und berührte sanft seine Wange, und sein Denken erstarrte. »Alles in Ordnung mit ihm?«, fragte sie den Elben Goras.

»Bis auf seine Hand«, erwiderte er. »Das muss er selbst angerichtet haben.«

Sie warf einen flüchtigen Blick auf den durchweichten Verband und lächelte.

Da war der Magister hinzugekommen, hatte Lluigolf vom Kopf bis zu den Füßen gemustert und empört gerufen: »Das meint ihr doch nicht ernst!«

»Was soll ich damit?« Damit hatte das Lamento angefangen und nahm seither seinen Gang – begleitet von einem zitternden Zeigefinger und dem hüpfenden Adamsapfel des Magisters.

»Magister Rodemund!«, unterbrach Chaantrea ihn schließlich scharf. »Würdest du dich bitte beruhigen?«

Der Magus schniefte. »Er ist verletzt«, sagte er. »Er sieht aus, als würde er jeden Moment ohnmächtig. Er hat Blut verloren! Ich brauche für die Transformation jeden Tropfen davon, verstehst du? Jeden einzelnen Tropfen! Du hast mir ein unversehrtes, gesundes, kräftiges Exemplar versprochen und gibst mir jetzt das da!«

Chaantrea lächelte ihn süß an. Der Magus schniefte wieder und hob verlegen die Schultern.

»Magister Rodemund«, sagte sie und legte die Hand auf seinen Arm. »Du bist ein Meister deines Faches, der beste Magus der Residenz …«

»Der Mark!«, unterbrach sie der dürre Magier und warf sich in die Brust. Lluigolf hörte den Elben an seiner Seite unterdrückt prusten.

»Ja, sicher«, sagte Chaantrea ungeduldig. »Unterbrich mich nicht, Magister, ich bitte dich!« Sie warf dem Elben einen scharfen Blick zu.

»Dieser Junge ist etwas Besonderes«, fuhr sie fort. »Dass er so kränklich wirkt, ist eine Täuschung. Er trägt einen Bannring, und dass er Stärke besitzt, kannst du daran sehen, dass er versucht hat, ihn loszuwerden. Sieh ihn dir ruhig einmal genauer an, Magister Rodemund.«

Der Magier brummelte unschlüssig. Dann machte er einen Schritt auf Lluigolf zu und starrte ihm ins

Gesicht. »Einen Bannring, sagst du? Warum das?«

Chaantrea verdrehte hinter seinem Rücken entnervt die Augen. »Er ist nicht ganz freiwillig hier«, erwiderte sie dennoch freundlich. »Das wäre ja auch kaum zu bewerkstelligen, nicht wahr, Magister? Ein Freiwilliger für ein solches Werk.«

»Das wäre natürlich großartig, das Allerbeste«, sagte der Magister geistesabwesend und griff nach Lluigolfs verletzter Hand.

Lluis zog sie weg.

»He«, machte der Magus verdutzt. »Du sagtest doch, er trüge einen Bannring?«

Chaantrea schnalzte mit der Zunge. »Böser Junge«, sagte sie und legte ihre Finger auf Lluigolfs Wange. »Halt schön still, hörst du?«

Lluis seufzte und wollte den Kopf wegdrehen, aber erneut gehorchten ihm seine Glieder nicht. Sein Inneres war in Aufruhr, aber alles erschien ihm seltsam fern und unbeteiligt. Warum saß der Ring immer noch an seinem Finger? Die Hand war ein einziger, riesengroßer Schmerz, als der Magier sie betastete und den Ring befühlte. Aber noch viel mehr als dieser körperliche Schmerz quälte ihn der Gedanke: *Was haben sie nun mit mir vor?*

Der Magister ließ Lluigolfs Hand los und wandte sich mit einem Achselzucken ab. »Nun gut, er wird genügen müssen«, sagte er. »Aber sein Zustand bietet dennoch Grund zur Besorgnis. Er nützt mir nichts, wenn er auf halbem Wege das Bewusstsein verliert oder Schlimmeres.«

Chaantreas Augen blitzten wie in einem Anfall von Zorn, aber ihre Stimme war gleichmäßig sanft und ruhig, als sie erwiderte: »Lass das meine Sorge sein, Magister Rodemund. Er wird nicht eher sterben, als ich es zulasse.«

»Das kannst du?«, fragte Rodemund.

»Das gehört zu dem, was uns ausmacht«, sie umfasste mit einer Handbewegung das Haus und seine Bewohner. »Ich bin die Erste. Keines meiner Geschöpfe kann diese Welt verlassen, wenn ich es ihm nicht erlaube – oder befehle.«

Lluis gelang es, einen Blick in das Gesicht des neben ihm stehenden Elben zu werfen. Das Lachen war daraus verschwunden, Goras blickte starr und verkniffen geradeaus.

Der Magister rieb sich neugierig die Nase. »Alle, sagst du?«, fragte er ungläubig. »Aber der Herr von Wasserberg zählt doch sicher nicht dazu.«

Chaantrea rümpfte die Nase. »Uldis ist mein Geschöpf. Er war der erste in meinem Gefolge.« Sie stockte, und ihr Blick wandte sich nach innen und in die Vergangenheit. »Eigentlich war er der zweite«, setzte sie leiser, wie im Selbstgespräch hinzu. »Der Weiße, sein Bruder, sollte mein auserwählter Gefährte sein. Aber er hat sich entzogen …« Sie schüttelte ärgerlich den Kopf. »Was rede ich? Das ist lange her und geht euch auch nichts an. Hör auf, Maulaffen feilzuhalten, Goras. Du wirst hier nicht mehr benötigt. Geh, kümmere dich um die Orks, sieh zu, dass sie ihre neugierigen Rüssel nicht überall hineinstecken!«

Der Elbe an Lluigolfs Seite gehorchte. Lluis hörte, wie seine Schritte sich entfernten und im Nebenraum eine Tür zuschlug.

»Aber wozu benötigst du überhaupt meine Dienste?«, fragte der Magister. »Du gehörst doch bereits einem Volk an, das den Tod nicht fürchten muss. Versteh mich nicht falsch – ich freue mich

über den Auftrag, denn er gibt mir Gelegenheit, meine Kunst in höchster Verfeinerung auszuüben. Es ist so ermüdend, immer nur irgendwelche albernen Tinkturen und Tränke für zänkische alte Weiber und hochnäsige Kaufleute zu mischen.« Er unterbrach sich und hüstelte. »Nun, das tut nichts zur Sache.«

Chaantreas Ungeduld war mit Händen zu greifen. »Meister Rodemund«, sagte sie mühsam beherrscht. »Die Gründe für mein Tun gehen dich allerdings nicht das Geringste an. Aber ich habe deine Wissbegier inzwischen kennengelernt und weiß, dass du nicht eher Ruhe geben wirst, bis sie befriedigt ist.« Sie holte tief Luft und zwang sich zu einem Lächeln, in dem scharfe Klingen blitzten.

»Nein, nein, bemühe dich nicht«, rief der Magister. »Ich wollte nicht unverschämt sein. Es geht mich nichts an, es geht mich wahrlich nichts an!« Sein Blick flackerte ängstlich.

Chaantrea nickte. »Dann beginne mit deinen Vorbereitungen, Magister Rodemund. Die Nacht ist schnell vorüber.«

Sie gab dem zweiten Elben, der immer noch an Lluigolfs Seite stand, einen knappen Wink, und er schob Lluis zu einem Schemel, der neben einer niedrigen Werkbank stand. »Setz dich«, sagte er.

Lluis ließ sich auf den Schemel sinken und massierte seine schmerzende Hand. Der Ring stach wie ein bösartiges Nadelkissen, aber die Bewegungen fielen ihm leichter, und auch seine Gedanken schienen freier. Wahrscheinlich lag es daran, dass sich Chaantrea dort am anderen Ende des Raumes mit dem Magister unterhielt.

Lluis drehte vorsichtig den Kopf und betrachtete seine Umgebung. Die Werkbank, neben der er hockte, war voll mit Gerätschaften – Glaskolben, flache Schalen aus Metall, Zangen und kleine Messer, Tiegel, Mörser … Unter der Bank ragte das Ende eines Stockes hervor, und Lluis fragte sich, wozu er wohl dienen mochte. Zum Umrühren von magischen Tränken oder zur Züchtigung nachlässiger Gehilfen?

Wieder rieb er gedankenverloren über den Ring an seinem Finger und spürte, wie er über sein verletztes Fleisch scheuerte. Der scharfe Schmerz blies wie eine winterfrische Windböe den letzten Rest von Benommenheit aus seinem Kopf.

Klar und kalt packte ihn die Angst. Was auch immer in dieser Nacht geschehen würde, es war so gut wie sicher, dass er den Morgen nicht mehr erleben würde. Er trug immer noch ihren Ring, aber Chaantreas Bann schien seine Gewalt über ihn zu verlieren. Vielleicht erforderte er ihre Aufmerksamkeit, und die lag nun ganz und gar bei dem Magier.

Der räumte den Tisch frei und breitete ein weißes Tuch über die Platte. Dann stellte er die Dinge aus seiner Tasche auf das Tuch. Lluigolf sah einen großen dreibeinigen Spiegel, einige verschlossene und versiegelte Gefäße aus Ton, einen geschliffenen Kristall, in dessen Flächen sich das Lampenlicht spiegelte, mehrere kleine Löffel und Zangen, einen großen Stapel von Tüchern, Lappen und aufgewickelten Binden. Und dann, als letztes, hob der Magister einen länglichen, in ein samtenes Tuch eingeschlagenen Gegenstand empor, legte ihn sanft wie ein Kind auf den Tisch und schlug das Tuch auseinander. Das Licht reflektierte matt auf der Schneide eines langen, gebogenen Messers aus rötlichem Metall.

Lluigolf schluckte.

»Jetzt fehlt noch das Wichtigste«, sagte der Magier. Lluigolf spürte, wie das Blut aus seinen

Wangen wich und seine Hände zu kribbeln begannen.

»Ah, natürlich«, sagte Chaantrea und winkte dem Elben, der sich neben der Tür postiert hatte. »Bring den Korb herein, aber vorsichtig!«

»Du hast es gut gekühlt aufbewahrt, oder?«, sagte der Magister. »Es muss ganz frisch sein, sonst kann ich es nicht verwenden.«

»Sie lagen in Eis und Stroh gepackt in unserem kältesten Keller«, erwiderte Chaantrea. »Ich bin deinen Anweisungen gefolgt, Magister. Sie waren ja deutlich genug und du hast sie auch oft genug wiederholt, danke!«

»Du scheinst nicht zu verstehen, wie wichtig es ist! Wenn der Zustand des *ajja* nicht makellos und frisch ist, wird das Werk zuverlässig misslingen!« Der Magister ließ wieder belehrend seinen Zeigefinger kreisen.

»Es ist frisch!«, fauchte Chaantrea. »So frisch, wie wir das verdammte Zeug eben halten konnten, bis du dich endlich hierher bequemt hast!«

»Der Zeitpunkt!« Der Magister kreischte fast. »Es kommt auf den Zeitpunkt an!«

Draußen schlug eine Tür gegen die Wand und schwere Schritte näherten sich. Der Elbe trat ein, gefolgt von zwei Orks, die einen großen Weidenkorb trugen. Lluigolf starrte sie ungläubig an. Der schlappohrige Ork, der den vorderen Traggriff des Korbes hielt, sah kurz in seine Richtung und blinzelte verlegen, ehe er wieder zu Boden sah.

»Stellt ihn hierher«, wies Chaantrea die Träger an. »Du, Ork! Ja du. Hierher habe ich gesagt!«

»Krummzahn«, murmelte Lluis. »Und Schielauge.« Er meinte, daraufhin ein unterdrücktes Schnaufen an seiner Seite zu hören, aber dort stand nur eine große Truhe; nichts, was hätte schnaufen können.

Die beiden Orks trugen den Korb zum Tisch hinüber und warteten dann mit hängenden Armen.

»Nun geht schon«, sagte Chaantrea zu ihnen und dem Elben. Sie wandte sich wieder dem Magister zu. »Du kannst beginnen.«

Der Magier beugte sich über den Korb und hob den Deckel. Dann wühlte er darin herum. Lluigolf hörte Stroh knistern und sah, wie der Magier behutsam etwas ans Licht hob. Etwas Helles, Rundes, groß wie zwei Fäuste – einen Stein?

Rodemund hob den Stein an sein Ohr und schüttelte ihn sacht. Dann klopfte er mit dem Knöchel dagegen und brummte unzufrieden. Er legte den Stein beiseite und beugte sich wieder über den Korb. »Verdorben«, murmelte er. »Wahrscheinlich sind sie allesamt verdorben. Ach, was für ein Trauerspiel!«

Chaantrea, die an den Tisch gelehnt stand, trommelte mit den Fingern auf die Platte. »Nun?«, fragte sie.

Der Magister tauchte wieder empor, einen zweiten Stein in der Hand. »Dies hier könnte noch brauchbar sein«, sagte er. »Die anderen kannst du an deine Orks verfüttern.«

Eier, dachte Lluigolf. Sein Herz schlug schneller. *Das sind Rieseneier von Riesenvögeln. Adlereier!*

Der Magister klopfte und rieb an dem Ei herum und schüttelte den Kopf. »Ich bin nicht sicher«, sagte er. »Wir werden es einfach versuchen müssen.«

»Was heißt das?«, fragte Chaantrea scharf.

»Das heißt, dass wir es versuchen müssen«, gab der Magier nicht minder scharf zurück. »Wenn es noch frisch genug ist, wird der Zauber gelingen.«

»Und wenn es nicht frisch genug ist? Was ist dann?« Chaantreas Stimme überschlug sich, und sie hob die Hand, als wollte sie Rodemund schlagen.

»Wenn es verdorben ist, ist es verdorben! Ich kann doch nicht zaubern!«, brüllte der Magier. Er stand vor Chaantrea, die Haare gesträubt und hochrot im Gesicht.

Lluigolf zuckte zusammen. Da hatte unüberhörbar jemand gekichert, und zwar dicht neben seinem Knie, unter der Werkbank. Und auf seiner anderen Seite, hinter der großen Truhe, war ein Hüsteln erklungen.

»Hallo?«, hauchte Lluigolf. »Wer ist da?«

»Schsch«, machte die Truhe, und die Werkbank flüsterte: »Psst, alter Junge.«

Lluigolf atmete hastig aus. Glücklicherweise machte der Magister einen solchen Lärm, dass Chaantrea nicht aufmerksam wurde.

»Trurre?«, flüsterte Lluis so leise er konnte.

Die Werkbank antwortete nicht, aber Lluis fühlte eine Woge der Erleichterung. Er war nicht vollkommen alleine in diesem schrecklichen Keller. Natürlich war das Gefühl trügerisch, denn was sollte Trurre schon gegen eine unbekannte Anzahl Orks und Elben und einen ausgebildeten Zauberer ausrichten können. Und Lluigolf selbst fühlte sich wie zerschlagen und seine Hand war nutzlos. Er konnte es kaum mit einem der Elben aufnehmen, von den Orks ganz zu schweigen. Dennoch glomm ein winziges Fünkchen Hoffnung in ihm auf.

Chaantrea und der Magister hatten aufgehört, sich anzuschreien und starrten sich nur noch grimmig und atemlos an. »Geh ans Werk«, sagte Chaantrea schließlich mit einer resignierten Handbewegung und ließ sich auf einen Stuhl fallen.

»Ich bräuchte jetzt den Jungen«, sagte Rodemund.

Chaantrea verschluckte deutlich sichtbar eine bissige Erwiderung. »Komm her«, sagte sie zu Lluis.

Er zögerte. Sie stand auf und hob befehlend die Hand. »Komm her!«

Lluis wappnete sich gegen die Auswirkungen ihres Banns. Als er nichts davon spürte, stand er verwirrt auf und blieb mit hängenden Armen stehen. Das blutgetränkte Tuch um seine Hand lockerte sich und fiel zu Boden. Aus dem Augenwinkel sah er, wie das Stockende sich bewegte und das Tuch unter die Werkbank zog.

»Komm sofort her, du Sohn eines Maulesels!«, brüllte Chaantrea.

Der Magister murmelte etwas in seinen Bart, und sie fuhr zu ihm herum. »Kümmere du dich um deine Arbeit!«

Rodemund rümpfte die Nase und nahm das rötlich schimmernde Messer in die Hand. »Er soll sich hierher bewegen, sagte er grämlich. »Ich brauche sein …«

Weiter kam er nicht, denn der Herr von Wasserberg betrat den Kellerraum.

»Uldis«, entfuhr es Chaantrea. »Was willst du hier? Geh, lass uns unsere Arbeit tun!«

»Was auch immer ihr mit dem Jungen vorhabt, ich verbiete es euch«, sagte der Elbe.

Chaantrea lachte auf. »Geh, Uldis. Stiehl mir nicht meine Zeit.« Sie hob die Hand.

Uldis lächelte schwach. Lluis fand, dass er müde und alt aussah, ganz und gar nicht wie der edle Elbenherr, den er bei Hofe kennengelernt hatte.

Der Herr von Wasserberg hob ebenfalls die Hand, die ein blutiger Lumpen zierte. Er wickelte den Lappen ab und zeigte Chaantrea eine Hand mit vier Fingern und einem blutigen Stumpf.

Chaantrea erstarrte. »Du alter Narr«, sagte sie. »Glaubst du, dass dir das etwas nützt? Was willst du von mir?«

»Lass den Jungen laufen, Chaantrea«, sagte Uldis und schlang mit einem schmerzlichen Seufzer den Lappen wieder um seine Hand.

»Das könnte ich nicht, selbst wenn ich wollte«, versetzte die Elbin. »Ich brauche ihn, Magister Rodemund braucht ihn. Du erinnerst dich? Unser großer Plan? *Du* warst es schließlich, der ihn vorangetrieben hat, Uldis. *Du* wolltest dich von unserem Schicksal befreien!« Sie lachte bitter. »Ich bin die Närrin, nicht du. Wir haben ein gutes Leben hier. Niemand verfolgt uns, niemand sucht nach uns, es gibt genügend Material, das uns am Leben hält.«

»Elbenseelen«, sagte Uldis leise. »Wir vernichten die Seelen unseres eigenen Volkes, nur damit wir selbst leben, Chaantrea.«

Lluigolf schauderte. »Seelentrinker«, sagte er laut.

Der Herr von Wasserberg zuckte zusammen, und er sah kurz zu ihm hinüber. »Das ist der Schimpfname, den sie uns geben, ja.«

»Was heißt das?«, fragte der Magister, der dem Wortgefecht interessiert gelauscht hatte.

»Das geht dich nichts an!«, schrie Chaantrea. »An die Arbeit!« Sie nahm einen kleinen Tiegel und warf ihn dem Magier an den Kopf.

Rodemund quiekte leise. Er machte ein paar schnelle Schritte, hob das Messer und packte Lluis beim Arm. »Komm schon, Junge«, sagte er. »Es tut nicht weh.«

»Finger weg von ihm!« Der Herr von Wasserberg warf sich mit zwei langen Schritten zwischen den Magus und Lluis. »Wenn du Opferblut brauchst, nimm meins.«

»Uldis!«

Er wandte sich nicht um. »Halt den Mund, Chaantrea. Kannst du ein freiwilliges Opfer verwenden, Magister, oder muss es unter Zwang geschehen?«

Der Magister hatte den Mund halb offen stehen. »Ein freiwilliges …«, sagte er. »Oh, das ist das Allerbeste!« Er nickte eifrig. »Gib mir deine Hand, Herr Uldis. Es wird nicht wehtun.«

»Ich verbiete es!« Chaantrea fiel dem Magus in den Arm. »Bist du wahnsinnig geworden, Uldis? Es kann doch nicht sein, dass du dich für einen Bengel opfern willst, den du überhaupt nicht kennst. Für einen Halbelben! Du benimmst dich ja, als wäre er dein Fleisch und Blut …« Sie stockte.

Über das Gesicht des Herrn von Wasserberg zog ein Schatten.

»Es soll kein Blut mehr fließen«, sagte er mühsam. »Wenn mein Opfer das bewirken kann, dann opfere ich mich gerne. Ich bin dieses Lebens so müde. Das ist kein Leben, Chaantrea, es ist der Tod, der unablässige, unaufhörliche, quälende Tod.«

Sie starrte ihn an. »Du kannst nicht sterben, wenn ich es nicht erlaube. Hast du das vergessen?«

Uldis schüttelte den Kopf. »Ich bin bereit, das auf die Probe zu stellen. Tu dein Werk, Magus.«

»Ich bitte um Vergebung«, sagte eine fremde Stimme höflich.

»Was denn?«, rief Chaantrea aus und fuhr herum. In der Tür stand eine kleine, braun gewandete Gestalt und lächelte freundlich.

»Der Bruder Schreiber«, sagte Uldis erstaunt und begann zu lachen. »Was haben wir hier – eine öffentliche Veranstaltung? Hast du ihn eingeladen, Chaantrea?«

»Sie hat uns nicht eingeladen«, sagte eine zweite Stimme. Eine große, weiße Gestalt tauchte hinter dem kleinen Mönch aus dem Dunkel auf.

»Maris«, hörte Lluigolf die Truhe flüstern.

»Vanandel«, sagte er leise und verwirrt. Das Ganze begann einem Traum zu ähneln. Wo kamen all seine Freunde her?

»Maris!«, hörte er den Herrn von Wasserberg ausrufen. Der Klang von Uldis' Stimme ließ alle innehalten.

Der Elbenbarde drehte den blinden Kopf dem Herrn von Wasserberg zu. »Wer ist das?«, fragte er und streckte seine Hand aus.

»Ich bin es, ich«, stammelte der andere und ergriff die Hand des Blinden.

»Uldis«, murmelte der. »Ich blinder Tor. Ich hätte es wissen müssen.« Er schüttelte den Kopf und lächelte. »Dann handelt es sich unbestreitbar auch um unsere alte Freundin, die uns allen hier das Leben schwer macht, nicht wahr? Wie hat Lluis sie genannt? Chaantrea? Ist sie hier?«

»Maris Elbenstern«, Chaantrea hatte sich von ihrer Verblüffung erholt. »Ich hätte nicht damit gerechnet, dich noch einmal zu sehen. Was treibt dich aus deiner Höhle, alter Uhu?«

»Du.« Der Elbenbarde umklammerte noch immer die Hand des Herrn von Wasserberg.

»Maris, geh«, sagte Uldis gepresst. »Nimm den Jungen mit und geh. Überlass uns unserem Unglück, ich bitte dich!«

»Draußen treibt sich die Wache des Markgrafen herum«, sagte Maris im Plauderton. »Und mein Begleiter sagte mir, dass er auch den jungen Grafen gesehen hat. Ich vermute allerdings, dass Markgraf Wigher nicht von eurem Treiben hier informiert ist.«

»Der alte Schwachkopf weiß nichts, und der junge Schwachkopf glaubt, dass wir hier Gold für ihn herstellen«, zischte Chaantrea.

Der Magister, der geistesabwesend mit einem der Lappen vom Tisch sein Messer poliert hatte, blickte auf. »Das könnte ich versuchen«, sagte er eifrig. »Die Zutaten sind beinahe die gleichen.«

»Halt den Mund!« Chaantrea schlug die Hände vors Gesicht und lachte beinahe hysterisch. »Was für ein dummer, alberner Zirkus! Ihr Schwachköpfe, alle miteinander!«

»Da sind die Eier«, meldete sich der Schreiber zu Wort, der unbeachtet durch den Raum gegangen war und alles begutachtet hatte. »Ich fürchte allerdings, dass Gurmendor nicht erfreut sein wird, sie sind allesamt verdorben.« Er rümpfte die Nase.

»Nicht alle, dies lässt sich durchaus noch gebrauchen«, meldete sich der äußerst verwirrt dreinschauende Rodemund zu Wort und deutete auf das Ei auf dem Tisch.

Neben Lluigolf rumpelte es laut, und die Truhe bewegte sich knarrend ein Stück von der Wand weg. Vanandels erhitztes Gesicht tauchte hinter der Truhe auf. »*Skrassnarx*, ich ersticke«, fluchte sie. »Und ich bin das alles ganz und gar leid. Wo ist mein verdammter Bruder? Ich prügele ihn eigenhändig nach Hause zurück! Ruft meine Orks!« Sie sah fuchsteufelswild aus. Lluigolf kannte

diese Stimmung und zog den Kopf ein. Das war schlimmer als der Magus und sämtliche Orks der Wache.

»Schluss!«, gellte Chaantrea. Sie sprang auf den Magus zu und entriss ihm das Messer. Mit einer blitzschnellen Bewegung hatte sie Maris gepackt und ihn von Uldis weggezerrt. »Es ist mir völlig gleich, wer heute sterben wird«, keuchte sie. »Magus, geh ans Werk. Meinetwegen nimm diesen hier. Er ist ein Krüppel, aber er ist ein Elbenfürst, genau wie sein Bruder Uldis. Das ist gutes Blut, ausgezeichnetes Opferblut!« Sie bleckte die Zähne.

»Finger weg von unserem Bibliothekar«, knurrte Trurre, der sich gerade unter der Werkbank hervorarbeitete. Er hob den Stock und zog ihn Chaantrea über den Kopf. Die Elbin verdrehte die Augen und sackte zusammen. Trurre brummte zufrieden und sah sich nach einem Seil um.

»Hier seid ihr also, wir haben euch gesucht«, sagte Tijan. Er hatte sich auf den Tisch gerettet und hockte dort im Schneidersitz, das Adlerei im Schoß. Der Magister stand ein Stück von ihm entfernt und saugte wehleidig an einem Schnitt in seiner Hand.

»Und was machen wir jetzt?«, fragte Trurre, gab seine vergebliche Suche nach einer Fessel auf und setzte sich kurzerhand auf die bewusstlose Chaantrea.

Alle bis auf Maris sahen ihn und dann einander an. Vanandel hatte sich beruhigt, sie stand neben Lluis und hielt seine blutige Hand. »Der Ring ist ja ab«, flüsterte sie. »Hast du gewusst, dass das wahrscheinlich ein Bannring war?«

Lluis lächelte schwach. »Ja, aber es ist mir etwas zu spät eingefallen.«

Vanandel sah zu Maris, der ungerührt mitten in dem ganzen Durcheinander stand und leise mit dem Herrn von Wasserberg sprach. »Hat sie das mit dem Bruder im übertragenen Sinne gemeint?«, fragte sie nachdenklich.

Lluigolf musterte die beiden Elben. »Ich denke, nein.«

»Wir sollten zusehen, dass wir hier rauskommen«, rief Trurre. »Es ist mir nicht behaglich, mit einer Horde Orks und dem Kronprinzen dort draußen!« Er setzte hinzu: »Außerdem weiß ich nicht, wie lange unsere Gnädigste hier noch in Orrins Rucksack ruht.«

»Unsere Pferde stehen im Wäldchen«, erwiderte Vanandel. »Könntet ihr Lluis mitnehmen? Er sieht angeschlagen aus.« Sie musterte Lluigolf mitleidig.

Maris wandte sich um. »Ranvidar und Gurmendor warten auf uns, wir können Lluis im Schloss absetzen.«

Der Herr von Wasserberg seufzte. »Ich muss das Durcheinander hier aufräumen«, sagte er. »Aber zuerst helfe ich euch. Es gibt einen Weg aus dem Haus, der euch nicht direkt in die Arme von Chaantreas Leuten führen dürfte. Aber seid vorsichtig.«

»Wie willst du hier aufräumen?«, fragte Maris sanft.

Uldis schüttelte mit verbissener Miene den Kopf. »Lass das meine Sorge sein.«

Der kleine Schreiber sprang vom Tisch. Er hielt das sorgsam in einige Lumpen gewickelte Adlerei wie einen Säugling in den Armen. »Schnell, ehe das hier auch noch verdirbt!«

Der Magister, dessen Gesichtsausdruck zwischen Verwirrung und Verständnislosigkeit geschwankt hatte, riss den Mund auf. »Halt!«, rief er empört. Er packte Uldis beim Arm. »Was soll das? Mein großes Werk?«

»Halt dein schmutziges Maul, du Jahrmarktszauberer«, sagte Trurre und gab ihm einen Stoß mit dem Stockende. Der Zwerg sah ungewöhnlich wütend aus. »Eine Schande für unsere Zunft«, rief er. »Blutopfer! Schwarze Kunst! Als besäßest du überhaupt die Macht, die Resonanz dieser Magie zu bändigen!«

»Ich besitze diese Macht, o ja!« Der Magister baute sich vor Trurre auf und starrte wütend auf ihn hinab. Speicheltröpfchen sprühten aus seinem Mund. »Ich habe dies hier geschaffen, kannst du überhaupt erkennen, was es ist, tumber Zwerg?«

Er hielt Trurre das Opfermesser vor die Nase, das er zuvor vom Boden aufgelesen hatte.

»Drachengold«, konstatierte Trurre.

»Jawohl, Drachengold«, kreischte der Magus. »Und damit werde ich das Werk vollenden, *mein* Werk! Finger weg von dem *ajja*! Gib es mir zurück!« Er fuhr herum und zerrte an Tijans Schulter.

»He«, riefen mehrere Stimmen gleichzeitig. Vanandel und Trurre stürzten sich auf den wild mit seinem Messer herumfuchtelnden Magier, der den kleinen Schreiber gepackt hielt, der seinerseits darum kämpfte, das kostbare Ei weder herzugeben noch im Getümmel fallen zu lassen.

Uldis führte seinen Bruder aus dem gefährlichen Bereich, zu Lluigolf, der unschlüssig zu den Kämpfenden hinsah, und sagte leise: »Ihr solltet gehen. Jetzt. Eure Freunde werden euch folgen.«

Maris ließ seine Hand auf der Wange des Elben ruhen. »Was wird mit dir?«

»Ich bin bereits tot«, sagte der Herr von Wasserberg. »Gestorben vor langer, langer Zeit. Du hast mich beweint, mein Bruder.«

Maris schüttelte den Kopf. »Ich habe dich gehasst, das ist wahr. Aber ich wusste immer, dass du lebst. Komm mit uns nach …«

Seine Stimme wurde leiser, er stockte, und Uldis lachte leise. »Wohin? Zurück in den Wandernden Hain? Und um was zu tun – mich von den Unseren wieder in die Verbannung schicken zu lassen? Ich kann nicht zurück, Maris. Ich habe keine Wahl mehr. Du weißt, was mich am Leben hält!«

Maris seufzte leise. Er tastete nach Lluigolfs Schulter. »Führe uns hinaus, Uldis.«

Vanandel war unbeschreiblich, unsagbar, ungeheuer wütend.

Erst hatte sie eine halbe Ewigkeit eingeklemmt hinter dieser verfluchten Truhe gehockt, in ihrem Rücken die eiskalte Kellerwand und vor der Nase ein Nest dicker, kitzelnder Staubflocken; dann hatte sie zuhören müssen, wie die vollkommen wahnsinnige Chaantrea und ein wirrköpfiger Magus die Opferung des armen Lluigolf planten, und dann war auch noch irgendwie ihr Bruder Wigand in die Sache verwickelt. O ja, sie war wütend. Sehr wütend! Was bildete diese Chaantrea sich ein, die Palast-Orks herumkommandieren zu können? Was hatte Maris geritten, sich mitten in die Höhle des Löwen zu wagen, mit nichts als einem kleinen Mönch an seiner Seite, der allenfalls wussste, wie man eine Feder führt, aber nicht, wie man kämpft? Wie konnte dieser Idiot von Lluigolf sich von dieser schrecklichen Elbin dermaßen einwickeln lassen? Was dachte sich ein Herr von Wasserberg, wenn er nichts gegen die Umtriebe seiner Tochter unternahm? Und wieso, zum Teufel, war Groszbarrt nie da, wenn man ihn brauchte?

Sie verdrehte dem unausstehlichen Magus den Arm und bemühte sich, seinem Mundgeruch auszuweichen. Zwiebeln, dachte sie. Ich werde nie wieder Zwiebeln essen. Und waschen könnte er sich auch gelegentlich. Sie ächzte und bog seinen Arm weiter auf den Rücken. »Nimm ihm das verdammte Messer ab«, keuchte sie.

Trurre kroch über den Boden und angelte nach seinem Stab, den Rodemund ihm aus der Hand geschlagen hatte. »Sofort«, schnaufte er. Seine bärtige Wange zierte ein langer Schnitt. Ringsherum lagen zwischen umgefallenen Möbeln Scherben, zertrampelte Manuskripte und zerbrochene Gefäße, und in der Luft hing der scharfe Geruch ausgelaufener Essenzen, die sich auf dem Boden zu trübe schillernden Lachen vereinigten. Vanandel sah mit Erleichterung, dass Maris und der Herr von Wasserberg sich entfernt hatten.

Der Frar Scriptor, der sich mitsamt dem kostbaren Ei unter den einzigen noch auf seinen Beinen stehenden Tisch gerettet hatte, feuerte sie an. »Pass auf, er beißt«, hörte sie ihn rufen. »Tritt ihm gegen das Schienbein!«

Schienbein? Vanandel tanzte um den Magus herum und rammte ihr Knie in die Höhe. Rodemund quiekte schrill und ließ endlich das Messer fallen.

»Jawohl«, rief Trurre befriedigt und hob seinen Knüppel. Das Holz sauste nieder und traf mit einem dumpfen Ton auf den Kopf des Zauberers, der die Augen verdrehte und abrupt verstummte.

»Pffffff«, machte Vanandel und sank in die Hocke. »Hättest du ihn denn nicht mit einem Zauberspruch unschädlich machen können?«

»Wer, ich?«, fragte Trurre und fiel neben ihr auf den Boden. »Ich bin nur ein Lehrling, was erwartest du?« Er wischte sich mit dem Ärmel übers Gesicht. »Komm raus, kleiner Mönch. Es ist alles vorbei.«

»So, jetzt raus hier«, sagte Vanandel, als Tijan unter dem Tisch hervorkam.

Trurre stand auf, drehte sich um und begann zu fluchen.

»Was ist?«, fragte Vanandel.

»Unser Liebling ist abgehauen.« Trurre deutete grimmig auf die Stelle, wo eben noch Chaantrea gelegen hatte.

»Also raus hier – schnell!«, sagte Vanandel nur.

Sie verließen die Kellerräume und nahmen das Messer des Magus mit. Trurre humpelte ein wenig, und Vanandel befingerte eine Beule an ihrem Kopf, nur Tijan war unversehrt.

Im dunklen Kellergang blieben sie einen Moment lang stehen. »Zur Treppe oder nicht?«, flüsterte Trurre.

Über ihnen erklangen laute Stimmen und marschierende Füße und das Klirren von Waffen.

»Sie werden oben auf uns warten«, sagte Vanandel.

»Höchstwahrscheinlich.«

»Weißt du, ob es einen anderen Ausgang gibt?«, fragte sie den Bruder Schreiber.

Der schüttelte den Kopf. »Ich bin bei meinem ersten Besuch nicht bis hierher gekommen. Und heute sind wir auch direkt zu euch gestoßen.«

»Dann müssen wir es versuchen.« Vanandel packte das Messer fester und nickte Trurre zu. »Wenn du doch noch einen Zauberspruch im Kopf hast, der uns helfen könnte, dann wäre jetzt ein guter Zeitpunkt, ihn auszuprobieren.«

Trurre schüttelte den Kopf. »Ich denke darüber nach«, sagte er ohne große Hoffnung.

Sie nahmen den kleinen Schreiber zwischen sich und liefen zur Treppe. Hier war der Lärm noch deutlicher. Draußen schien ein größerer Tumult zu herrschen. »Maris«, flüsterte Vanandel. »Hoffentlich haben sie Maris nichts getan.«

»Warum sollten sie?«, erwiderte Trurre praktisch. »*Wir* haben das Ei und das Messer! *Uns* werden sie massakrieren.«

»Das war sehr hilfreich, danke!«, schnappte Vanandel. »Wir können ja damit drohen, das Ei zu zerschlagen, wenn sie uns festhalten wollen. Los!«

Vanandel nahm immer zwei Stufen auf einmal, und die beiden beeilten sich, ihr auf den Fersen zu bleiben.

Sie stürmten in die Halle und stießen auf ein wirres Getümmel, im Gebäude und draußen auf dem Hof. Auf den ersten Blick liefen Orks, Menschen und Elben wild durcheinander, aber als Vanandel ihre Blicke über das Durcheinander schweifen ließ, kristallisierten sich zwei Zentren des Geschehens heraus. »Dort drüben ist Chaantrea«, sagte sie und deutete zum Eingang der Halle, wo eine Truppe Orks eine schreiende Elbin umringte.

»Und dort der Herr von Wasserberg«, sagte Trurre, der auf einen Sockel geklettert war, um die Halle überblicken zu können.

»Kannst du Maris sehen? Oder Lluis?«, fragte Vanandel. Trurre schüttelte den Kopf und sprang wieder auf den Boden.

»Schlagen wir uns zum Herrn von Wasserberg durch und vertrauen darauf, dass er uns helfen kann?«

»Was bleibt uns anderes übrig? Oder erinnerst du dich jetzt doch an einen Tarnzauber, mit dem du uns belegen kannst?«

Trurre schnaufte nur und packte seinen Stock fester. »Wir nehmen dich in die Mitte«, sagte er zu Tijan. »Das Ei ist unser Pfand.«

»Ich gehe vor«, verkündete Vanandel und zückte das Opfermesser.

Sie kamen nur ein paar Schritte weit, bevor sie entdeckt wurden. »Herrin, dort!«, hörten sie einen Elben schreien.

»Packt sie«, gellte Chaantreas Befehl.

Vanandel hob drohend das Messer und hielt es einem herannahenden Ork vor die Nase. »Bleib mir vom Leib, Fangzahn! Oder willst du Ärger mit deinem Rudelführer?« Sie riss die Kappe von ihrem Haar und reckte die Nase empor.

Der Ork bremste ab, zögerte, sah sich um, sah Vanandel unsicher an.

Ein zweiter und dritter Ork trabten heran. »Hundsfott«, rief Vanandel. »Steinfresser! Her zu mir, seid meine Eskorte!«

Die Orks standen wie angewurzelt, rieben unschlüssig die Hände. »Die Prinzessin«, hörte man einen von ihnen murmeln.

»Und der Zaubergehilfe«, sagte ein anderer.

»Steht nicht herum«, fauchte Vanandel. »Kehrt marsch, begleitet uns hinaus!«

Von hinten hörte sie Chaantrea rufen: »Packt sie endlich, ihr nutzloses Gesindel. Bringt sie zu mir!«

Die Orks traten von einem Fuß auf den anderen. »Prinzessin«, sagte Steinfresser unglücklich. »Du solltest nicht hier sein. Das ist sehr schlecht.«

»Warum seid ihr hier?«, fragte Vanandel leiser. »Ich verspreche euch, ich verrate dem Rudelführer nicht, was ihr treibt, wenn ihr uns heil hier rausbringt.«

»Ach, ach«, jammerte Fangzahn, und der narbengesichtige Hundsfott stöhnte: »Der Rudelführer – ach, ach, Prinzessin!«

»Dein Bruder …«, begann Steinfresser, der sich am schnellsten gefangen hatte. Aber er konnte nicht weitersprechen, denn nun stürmte Chaantrea selbst herbei, gefolgt von einer Gruppe bewaffneter Elben und Menschen.

»Muss ich alles selbst erledigen?«, rief die Elbin. »Womit haltet ihr euch auf, tumbes Pack?«

»Stinkender Orkfurz – Wigand«, stieß Vanandel hervor. »Du hast mir noch gefehlt!«

Der Kronprinz ließ seinen Degen sinken und starrte Vanandel ungläubig an. »Du? Wie siehst du aus? Was willst du hier?«

»Rausfinden, was du hier anstellst«, konterte Vanandel giftig. »Ich glaube nicht, dass Vater davon begeistert wäre!«

Chaantrea riss die Augen auf. »Das ist der Bengel aus dem Keller.«

»Das ist meine Schwester«, rief der Kronprinz.

»Ja, das sehe ich jetzt auch!« Chaantrea holte tief Luft. »Nehmt sie fest, Schweinebande! Und nehmt ihr das Messer ab!«

Die Orks reagierten, ohne nachzudenken. Zwei packten Vanandels Arme und hielten sie fest, ein anderer versuchte, Trurre zu erwischen, aber der entwand sich und tauchte unter der Treppe ab. Tijan war nirgendwo zu sehen.

»Halt, halt«, brüllte Wigand. »Was macht ihr? Wir müssen doch – wir können doch nicht … Was

machen wir jetzt bloß?«

»Wir schließen sie unten ein, bis alles vorbei ist«, sagte Chaantrea ungeduldig. »Oder, noch besser, wir lassen sie von den Orks beiseiteschaffen.«

»Sie ist meine Schwester!«, wiederholte Wigand, aber es klang schon weniger entschlossen.

»Sucht den Zwerg«, rief Chaantrea, ohne den Kronprinzen weiter zu beachten. »Wo ist der Rudelführer? Warum ist er nie da, wenn man ihn braucht?«

Vanandel glaubte, sich verhört zu haben. Sie rieb sich das Handgelenk, das Fangzahn ihr verdreht hatte, um ihr mit einer gemurmelten Entschuldigung das Messer abnehmen zu können.

»Groszbarrt«, schrie Chaantrea.

Statt einer Antwort erscholl draußen auf dem Hof ein Durcheinander von lauten Rufen und angstvollen Stimmen, einem donnernden Windgeräusch, Flügelschlag und ohrenbetäubenden Schreien.

»Die Adler«, hörte Vanandel den kleinen Mönch rufen.

Orks, Elben und Menschen hielten inne und wandten sich dem Aufruhr zu. Einige rannten hinaus und prallten prompt mit denen zusammen, die sich ins Haus retten wollten.

Vanandel spürte, wie der Griff um ihre Schulter sich lockerte. Sie gab dem Ork einen kräftigen Stoß mit dem Ellbogen und wand sich aus seinem erschlaffenden Griff. Ehe er sie wieder festhalten konnte, hatte sie sich an Chaantrea und Wigand vorbeigedrückt und rannte zur Tür.

»Haltet sie fest!« Chaantreas Befehl klang dünn und kläglich.

Etwas traf Vanandels Beine und ließ sie straucheln, und sie schlug so hart auf dem Boden auf, dass ihr die Luft wegblieb. Über ihrem Kopf blitzte drohend ein Schwert auf. Vanandel ächzte und rollte sich zusammen, die Arme schützend um den Kopf gelegt.

Jemand schrie laut und warf sich dem Schlag in den Weg. Vanandel erkannte den Herrn von Wasserberg, der mit einem anderen Elben um die Waffe kämpfte.

»Lauf«, keuchte er. »Bring die anderen in Sicherheit!«

Vanandel krabbelte aus der Zone, in der die beiden Elben miteinander rangen, und richtete sich auf. Wo war Trurre, wo waren Maris und Lluigolf, wo war Tijan mit dem kostbaren Ei?

Sie hörte Chaantrea etwas rufen, erkannte den Magister an ihrer Seite und sah, wie ein grünlicher Blitz dicht neben Uldis in den Boden schlug. Es zischte laut und roch verbrannt.

»Der Magus ist aufgewacht«, schrie sie. »Uldis, bring dich in Sicherheit!«

Wieder zischte eine magische Entladung heran. Vanandel fand gerade noch Zeit, sich darüber zu wundern, wie langsam dieser Blitz sich bewegte, da fror die grünblaue Erscheinung in der Luft über ihren Köpfen ein, glomm rötlich auf und verpuffte. Dann erklang ein leiser Ton, wie eine entfernte Explosion, und der Elbe, den Uldis umklammert hielt, wurde schlaff und sank zu Boden.

»Mir ist doch noch ein Zauber eingefallen«, vernahm Vanandel Trurres Stimme. Der Zwerg tauchte hinter ihr auf und schwenkte seinen Knüppel.

»Wo sind Maris und Lluis?«, fragte Vanandel den Herrn von Wasserberg, der keuchend neben seinem bewusstlosen Gegner kniete.

»Draußen«, Uldis deutete zur Tür.

»Kommst du mit uns?«

Er schüttelte den Kopf. »Muss mich erst um Chaantrea kümmern.« Ein schwaches Lächeln.

Vanandel nickte knapp und nahm Trurres Hand. »Behalte den Magister im Auge. Und los!«

Sie rannten mit eingezogenen Köpfen aus der Halle und hinein in einen noch viel größeren Tumult. Eine Sturmböe riss Vanandel beinahe von den Füßen. Dicht über dem Hof kreisten die zwei Riesenadler in der Morgendämmerung, stiegen auf und stürzten wieder auf die brüllenden Orks hinab, wichen dabei Pfeilen und Steinen aus und schrien unablässig so laut, dass Vanandel die Ohren klingelten und das Mauerwerk des Hauses erzitterte.

»Such Maris«, brüllte Vanandel in Trurres Ohr. Der Zwerg nickte und tauchte ins Gewühl.

Vanandel stoppte einen vorbeilaufenden Ork und befahl dem Verblüfften, sie zum Rudelführer zu bringen. Chaantrea hatte seinen Namen gerufen, also musste Groszbarrt hier irgendwo sein.

Der Gedanke versetzte ihr einen Stich, aber Vanandel biss die Zähne zusammen. Der Rudelführer war ihre aussichtsreichste Möglichkeit, mit heiler Haut und all ihren Gefährten aus diesem Irrsinn zu entkommen.

»Da ist sie«, hörte sie Chaantrea schreien. Vanandel sah, wie die Elbin aus der Tür des Hauses stürzte. Ihre Wange blutete, und sie schwang einen kleinen Jagdbogen. Vanandel fluchte und duckte sich hinter den breiten Rücken des Orks. Ein Pfeil zischte an ihr vorbei und bohrte sich in die Schulter des Orks. Der Ork fauchte und rannte davon.

»Vanandel!« Sie warf sich herum und erkannte Lluigolf, der auf sie zugerannt kam, ein lächerliches kleines Messer in der Hand hielt und aufgeregt zur Südseite des Hofes zeigte. »Maris und der Bruder Schreiber«, keuchte er. »Die Adler … uff!« Vanandel sprang ihn an und zerrte ihn zu Boden. Ein zweiter Pfeil surrte an Lluigolfs Kopf vorbei. Er lag neben ihr flach auf dem Boden und stöhnte leise.

»Bist du verletzt?« Er schüttelte den Kopf.

Vanandel hob den Kopf und versuchte, Chaantrea auszumachen. »Sie kommt«, sagte sie leise. »Bleib unten, Lluis.«

Die Elbin stürmte mit langen Schritten heran. Sie hatte einem verletzten Ork sein krummes Schwert aus der Hand gerissen und den Bogen weggeworfen. Blut lief aus einer Wunde an der Stirn über ihr Gesicht, und ihr linkes Auge blitzte deshalb gefährlich und wütend wie aus einer blutroten Larve. Einige Schritte hinter ihr beeilte sich Wigand, sie einzuholen. Sein Gesichtsausdruck war lächerlich unpassend, er wirkte besorgt, ärgerlich und ein wenig verwirrt, wie ein Gastgeber, der feststellt, dass seine Tischgäste sich unerwartet schlecht benehmen.

Vanandel kam auf die Beine und griff nach dem Erstbesten, was ihr unter die Finger kam – und das war Lluigolfs albernes Messerchen. Damit erwartete sie Chaantrea, fest entschlossen, ihre und Lluigolfs Haut teuer zu verkaufen.

Chaantrea holte im Herannahen aus und schlug nach ihr. Vanandel duckte sich unter dem Schlag weg, sprang auf sie zu und schlitzte mit ihrem Messer den Ärmel der Elbin auf. Die Bewegung trug sie an Chaantrea vorbei. Vanandel wirbelte herum und musste feststellen, dass die Elbin ihre Aufmerksamkeit auf Lluigolf gerichtet hatte, der gerade versuchte, auf die Beine zu kommen. »Lluis«, schrie sie und stürzte vor, aber sie wusste, dass sie zu spät kommen würde.

Lluigolf hörte ihren Ruf und ließ sich zur Seite fallen. Das Schwert fuhr in den Boden, und Chaantrea zischte wie eine wütende Schlange. Sie holte erneut aus, und Vanandel sprang. Sie wollte Chaantrea zu Boden reißen, aber dummerweise blieb ihr Fuß irgendwo hängen, und sie stürzte wie

ein Stein zu Boden.

Als sie wieder atmen konnte und keine Funken mehr vor ihren Augen tanzten, rappelte sie sich auf Hände und Knie hoch. Sie fürchtete sich davor, Lluigolf in seinem Blut liegen zu sehen, aber stattdessen sah sie den Halbelben, wie er sich an Chaantreas Rücken klammerte. Chaantrea schlug stumm und blindwütig mit dem Schwert um sich und versuchte, Lluigolf abzuschütteln, und vor ihr kauerte der Herr von Wasserberg auf dem Boden. Er presste mit schmerzverzerrter Miene seine Hand auf die Seite, zwischen seinen Fingern quoll Blut hervor.

Mit einem Fluch sprang sie auf und stürzte sich auf die tobende Elbin. Die sah sie herankommen, hob das Schwert und drohte, Vanandel aufzuspießen. Ihre Augen blitzten auf, sie blickte über Vanandels Schulter. »Hilf mir – töte sie«, keuchte die Elbin.

Vanandel fuhr herum. Ein Ork kam in vollem Lauf auf sie zugerannt, die langen Arme drohend ausgestreckt. Er sprang, Vanandel duckte sich, schützte den Kopf mit den Armen. Sie spürte, wie der Ork sie erreichte, ein heftiger Tritt erschütterte ihre Rippen, dann war er über sie hinweg gesprungen und stürzte sich auf Chaantrea.

Vanandel kam taumelnd auf die Beine. »Du hast mir eine Rippe gebrochen, Groszbarrt«, stöhnte sie.

Der Ork riss mit einem Griff Lluigolf von Chaantrea fort, packte ihren Schwertarm und versuchte, die Rasende unter Kontrolle zu bringen, was sich als ausgesprochen schwierig erwies. »Bleib weg«, rief er, als Vanandel Anstalten machte, ihm beizustehen. Er verdrehte Chaantreas Arm, sie stöhnte und wehrte sich verbissen.

»Komm«, sagte Vanandel und zog an Lluigolfs Arm. »Sonst werden wir noch niedergetrampelt.«

»Uldis«, sagte er. Er machte sich los und hinkte zu dem Elben hin, der immer noch auf derselben Stelle kauerte. Uldis hob den Kopf und schenkte Lluis ein gequältes Lächeln. »Ich war keine große Hilfe«, sagte er.

Lluis schüttelte stumm den Kopf und riss sich seine Jacke vom Leib. Er schob die Hand des Elben beiseite und legte das Polster auf die stark blutende Wunde.

»Es sieht schlimmer aus, als es ist«, stieß der Herr von Wasserberg hervor.

»Du brauchst dennoch Versorgung«, erwiderte Lluis.

Vanandel, die besorgt den Ringkampf des Rudelführers mit der Elbin beobachtete, wandte den Kopf. »Ruf nach Trurre«, sagte sie. »Sieh nur, das Schlimmste ist vorüber.«

Wirklich hatte das Getümmel auf dem Hof sich beruhigt. Diejenigen von Groszbarrts Orks, die die Angriffe der Adler überlebt hatten, standen unschlüssig da und warteten auf den Ausgang des Zweikampfes ihres Rudelführers. Und Chaantreas elbische Gefolgsleute waren entweder geflohen oder hatten aufgegeben.

»Wo mag der Zauberer sein?«, fragte Vanandel sich. »Und wo ist mein Bruder?«

Die Antwort auf ihre erste Frage bekam sie im gleichen Moment, denn der Magister kam auf sie zugerannt. Er schien fest entschlossen, seiner Auftraggeberin beizustehen, was Vanandel mit einem gezielten Tritt zu verhindern wusste. Der Magus stürzte, und im gleichen Moment ließ ein schrecklicher Schrei aus Chaantreas Kehle alle erstarren. Groszbarrt war es endlich gelungen, sie zu entwaffnen. Der Ork, der aus etlichen Wunden blutete, packte Chaantreas Haar, riss ihren Kopf nach

hinten und grub seine Zähne in ihre Kehle.

»Nein«, schrie Wigand, der sich vom Haus näherte. Der Herr von Wasserberg kam auf die Knie und hob beschwörend beide Hände. »Vollende es«, hörte Vanandel ihn heiser rufen.

Dann war es vorbei. Dumpf fiel der leblose Körper der Elbin zu Boden, und der Ork kniete keuchend und blutbesudelt über ihr.

»Vergebung, Prinzessin«, stieß er hervor.

»Oh, Groszbarrt«, sagte Vanandel vorwurfsvoll. »Wie konntest du nur?«

»Sie wollte dich töten.«

»Nein, das meine ich nicht.« Vanandel schüttelte grimmig den Kopf. »Wie konntest du dich und deine Orks nur von ihr benutzen lassen? Was hat sie dir dafür gegeben?«

Er stand auf und wischte mit blutigen Händen über sein Gesicht. »Ich arbeite nicht für sie«, erklärte er würdevoll. »Ich bin ein treuer Diener des markgräflichen Hauses.«

Vanandel fuhr herum. »Wigand«, zischte sie.

Ihr Bruder, dessen sonst so makellose Erscheinung inzwischen einigermaßen derangiert wirkte, verschränkte die Arme vor der Brust und sagte mürrisch: »Und? Was?«

»Was glaubst du, wird unser Vater hierzu sagen?«

Seine Miene wurde düster. »Er muss davon nichts erfahren«, murmelte er.

»Er wird davon erfahren!«, schnappte Vanandel. »Darauf kannst du dich verlassen!«

»Darf ich mich einmischen?«, fragte eine sanfte Stimme.

Vanandel hatte nicht bemerkt, dass Maris, Trurre und der Frar Scriptor inzwischen zu ihnen gestoßen waren. Der Zwerg und der kleine Mönch knieten neben dem verletzten Herrn von Wasserberg und diskutierten leise.

»Maris«, sagte Vanandel erleichtert. »Bist du unversehrt?«

Er legte den Arm um sie. »Gesund und munter«, sagte er. »Und du? Ist alles in Ordnung mit dir?«

»Ich denke schon«, sagte sie. »Aber was machen wir jetzt mit all diesem Durcheinander hier?«

Maris hockte sich auf den Boden und zog sie mit sich. Er nahm ihre Hand. »Erzähle mir, was du erlebt hast und was du jetzt vor dir siehst«, bat er, sein Gesicht den wärmenden Strahlen der Morgensonne zuwendend.

Vanandel seufzte und begann, die Ereignisse der Nacht zu rekapitulieren.

»Und mein feiner Bruder steckt samt unseren Orks und ihrem Rudelführer in diesem unsauberen Geschäft, und ich weiß nicht, wie ich das meinem Vater beibringen soll«, schloss sie endlich wütend.

Maris streckte die Beine aus. Dann lächelte er. »Wo ist der Rudelführer? Und dein Bruder? Hole sie bitte her.«

Groszbarrt hatte sich am Brunnen gesäubert, stellte Vanandel erleichtert fest, als sie ihn quer über den Hof kommen sah. Die Orks trugen die Toten ins Haus, und sie fragte sich, wer sie damit beauftragt hatte.

Der Herr von Wasserberg ruhte im Schatten einer Mauer, den Arm über die Augen gelegt. Lluis saß neben ihm und sah zu, wie Trurre seine Hände in einem Eimer wusch. Der Bruder Schreiber hockte da, gegen die Mauer gelehnt, und schlief.

»Wie geht es ihm?«, fragte Vanandel.

Trurre zuckte mit den Achseln. »Ich bin kein Heiler«, brummte er. »Aber wir sollten ihn schleunigst zu einem bringen. Und Lluis auch.«

Vanandel kniete neben Lluigolf nieder. »Bist du verletzt?«, fragte sie besorgt.

Lluis schüttelte den Kopf und lächelte schwach. »Alles bestens, danke. Und danke für die Rettungsaktion.« Sein Lächeln wurde schmerzlich. »Heute waren eine Menge Leute damit beschäftigt, mir das Leben zu retten. Er auch.« Er wies mit dem Kinn auf Uldis.

Vanandel runzelte die Stirn. »Ich habe nicht alles verstanden«, gab sie zu. »Was hatten sie mit dir vor? Und wieso hat er den Rudelführer angestachelt, seine eigene Tochter zu töten? Nicht, dass sie es nicht verdient hat«, setzte sie zornig hinzu.

Lluis verzog das Gesicht. »Chaantrea ist – war nicht seine Tochter. Aber ich frage mich inzwischen, ob ich …« Er biss die Zähne zusammen.

»Ob du was?«

»Ach, nichts.« Lluis lehnte sich gegen die Mauer und legte seine verletzte Hand vorsichtig in den Schoß. »Sei mir nicht böse, ich bin todmüde.« Er gähnte und schloss die Augen.

Vanandel stand auf und sah sich um. Wo war ihr Bruder?

Groszbarrt kam mit langen Schritten heran und blieb neben ihr stehen. »Du wolltest mich sprechen.«

Sie nickte geistesabwesend. »Danke, Rudelführer. Wie ist die Lage?«

»Wir räumen auf.« Er blickte sie nicht an, sein dunkles Hundegesicht zeigte keine Regung.

»Wieso hast du Wigand nicht gesagt, er solle sich zum Donnerfurtz scheren?«

Ihre Erwähnung des obersten Ork-Dämons ließ wie erhofft seine Mundwinkel zucken. Er sah sie von der Seite an.

»Der Prinz hat mich unter Druck gesetzt«, sagte er leise.

Vanandel starrte ihn an. »Womit?«, fragte sie gereizt.

Er blickte wieder geradeaus. »Du erinnerst dich, dass er uns beim Training im Waffenhof erwischt hat.«

Vanandel stieß heftig die Luft aus. »Verdammt«, sagte sie.

Groszbarrt nickte.

»Wo ist Wigand jetzt?«

Der Rudelführer deutete zum Hauseingang. Dort stand der Kronprinz und redete mit dem schäbigen Zauberer.

»Was hecken sie jetzt wieder aus?« Vanandel stieß Groszbarrt an. »Hol Wigand her. Maris will mit euch sprechen. Und solltest du Lust verspüren, noch mal jemanden zu beißen, tu dir keinen Zwang an!«

»Prinzessin!«, rief der Ork gequält und lief los.

Sie drehte sich um und ging zu Maris zurück. Neben dem Elbenbarden war inzwischen der größere der beiden Adler gelandet. Maris sprach leise mit ihm und unterbrach sich, als er Vanandel nahen hörte.

»Sie kommen gleich«, sagte sie und musterte den riesigen Vogel ein wenig beklommen. Gurmendor

neigte den Kopf und sah sie an. »Diese ist es?«, fragte er.

»Diese«, bestätigte Maris mit einem Lächeln.

Gurmendor hob und senkte leicht die Flügel, was einem menschlichen Achselzucken glich. »Du musst es wissen. Solange du mich nur nicht darum bittest, den hundeköpfigen Eierdieb zu tragen, der sich da heranschleicht!«

Er riss den Schnabel auf. Groszbarrt, der sich inzwischen zu ihnen gesellt hatte, knurrte leise. Es klang überaus bedrohlich, und Vanandel wich unwillkürlich einen Schritt zurück. So wie heute hatte sie den Rudelführer noch nie erlebt. Er war sonst immer so sehr darauf bedacht, menschlich und höchst manierlich zu erscheinen, aber jetzt und hier stand er neben ihr, verwundet und blutbesudelt, und aus seinen hellen Augen sprang wilde, ungezügelte Wut.

Gurmendor reckte den Hals und zischte den Ork an.

»Ruhig, ihr beiden«, sagte Maris. »Niemand ist hier Feind.«

»Eierdieb«, zischte der Adler.

»Der wahre Eierdieb versteckt sich hinter dem Rudelführer«, entfuhr es Vanandel.

Gurmendor blinzelte. »Dieser?«, fragte er.

»Dieser«, bestätigte Vanandel düster. »Mein Bruder Wigand, der Dummkopf. Er hat sich auch von Chaantrea einwickeln lassen.«

»Wie redest du mit mir?«, fuhr der Kronprinz auf. Er reckte die Schultern und gab sich alle Mühe, sein lädiertes Äußeres vergessen zu machen.

»Ach, halt die Luft an«, fauchte Vanandel. Und wandte sich kaum weniger scharf an Maris: »Hier sind die beiden. Also?«

»Friede«, sagte Maris. »Friede, alle miteinander.« Er legte die Hände ineinander und dachte nach. Dann hob er überrascht den Kopf. »Ah, ihr entschuldigt. Meine Augen kommen.«

Ein zerzauster Sperling landete auf seiner Schulter und tschilpte aufgeregt. Maris lächelte. »Du kommst zur rechten Zeit, Freund Ssrip. Nun beruhige dich. Alles ist gut.«

Der Sperling warf dem Riesenadler einen misstrauischen Seitenblick zu und flog sicherheitshalber auf Maris' andere Schulter.

»Ja, so ist es gut«, sagte Maris erleichtert. Der Sperling drehte seinen Kopf und beäugte jeden, der vor dem Elben stand, gründlich. Wohl am längsten ruhte sein Blick auf Vanandel. »Du siehst bemerkenswert aus«, sagte Maris und gluckste.

»Danke«, schnappte Vanandel. »Das gilt hier wohl für alle.«

Maris wurde ernst. »Hier ist viel Ungutes und Böses geschehen. Ich denke, dass dir« – er nickte Wigand zu – »nicht völlig klar war, worauf du dich eingelassen hast. Viijarna – oder Chaantrea, wie ihr sie nennt – konnte immer schon sehr überzeugend und ganz und gar hinreißend sein, wenn sie etwas erreichen wollte.« Ein dunkler Schatten zog über sein Gesicht.

Vanandel hielt die Luft an. »Sie und du …?«, begann sie.

Maris winkte ab. »Das tut hier und jetzt nichts zur Sache. Sie und ich, sie und mein Bruder Uldis, sie und Lluis, sie und viele, die sie verdorben hat. Ja. Zu Wigands Glück ist er ein Mensch, und Menschen taugen nicht zur Seelennahrung.«

Er lächelte wieder. »Sie hat dir sicherlich etwas sehr Verlockendes versprochen. Was war es?

Ewiges Leben? Reichtum? Unendliche Macht?«

Wigand sah aus, als hätte er etwas sehr Bitteres gekaut. Er schwieg verbissen.

»Gold hat sie ihm versprochen«, sagte Vanandel verächtlich. »Mein edler Bruder. Der Sohn des Markgrafen. Der Kronprinz der Mark. Gold!!« Sie spuckte aus.

»Bitte«, mahnte Maris, aber er lächelte ihr verständnisvoll zu. Dann wandte er sich sehr ernst an den Kronprinzen: »Gurmendor ist fest entschlossen, die Drahtzieher des Eierdiebstahls zur Rechenschaft zu ziehen. Weißt du, was das bedeutet?«

Der Adler rückte näher und starrte den Kronprinzen bedrohlich an. Wigand schluckte. »Was denn?«, stammelte er.

»Gurmendor ist kein Friedensvogel«, erläuterte Maris fast genüsslich. »Er wird dich zerfleischen und wahrscheinlich das meiste von dir fressen. Die Überreste seiner Opfer pflegt er dann weiträumig zu zerstreuen. Habe ich recht, Gurmendor?«

Der Adler öffnete weit den Schnabel und grollte tief wie ein ausbrechender Vulkan. Es roch nach Aas. Der Kronprinz machte einen Satz rückwärts. »Bitte«, jammerte er. »Ich wusste nicht … Helft mir doch!«

Maris lächelte sanft und legte die Fingerspitzen aneinander. »Aber gerne«, sagte er. »Wenn du uns hilfst.«

»Was muss ich tun?«, fragte Wigand eifrig.

»Du wirst ins Schloss zurückkehren«, sagte Maris. »Zusammen mit dem Rudelführer und unseren beiden Freunden.« Vanandel blickte sich um. Trurre hatte sich neben dem Herrn von Wasserberg ausgestreckt und schien zu schlafen.

»Ich kehre ins Schloss zurück«, bestätigte Wigand verständnislos. Vanandel hielt den Atem an. Maris lächelte ihr verschwörerisch zu. Dann fuhr er fort: »Hört mir jetzt sehr gut zu, Rudelführer und Prinz, denn ihr werdet dem Markgrafen einige überaus schlechte Nachrichten zu überbringen haben.«

Lluigolf erwachte, weil eine Hand an seiner Schulter rüttelte. »Hm?«, machte er unwillig.

»Lluis, wach auf«, hörte er Vanandels Stimme. Sie klang irgendwie merkwürdig, und er öffnete die Augen, um sie anzusehen.

»Weinst du? Was ist passiert?«, fragte er und richtete sich hastig auf.

Vanandel wischte sich über die Augen und prustete unwillig. »Dummes Zeug! Ich weine nie.«

Sie hockte sich neben ihn. »Kannst du reiten?«

»Ja, warum nicht?« Lluigolf reckte die Arme und gähnte. »Ich bin in Ordnung. Bis auf die Hand, aber die hat Trurre verbunden.«

»Dann kannst du mein Pferd nehmen«, sagte Vanandel. »Du bekommst eine große Eskorte – Groszbarrt und seine Wache begleiten euch.« Sie lächelte schief. »Genauer gesagt, das, was von der Wache übrig ist.«

Lluigolf nickte abwesend und sah sich um. »He, wo sind alle hin?«

»Der Bruder Scriptor ist mit Ranvidar auf dem Weg zu seinem Orden«, sagte Vanandel. »Das Ei muss so schnell wie möglich zurück.« Sie verschränkte die Hände im Schoß und zählte auf. »Trurre holt unsere Pferde. Groszbarrt und die Orks begraben ihre Toten. Der große Adler jagt den Zauberer – er hat versucht, sich davonzumachen, aber Gurmendor ist rachsüchtig.« Sie schauderte.

»Ich glaube, ich will gar nicht wissen, was das bedeutet«, murmelte Lluigolf unbehaglich. »Und Uldis?«

»Dort, bei Maris«, sie zeigte auf die beiden, die am anderen Ende des Hofes miteinander sprachen.

Lluis berührte unwillkürlich seine verletzte Hand. »Ich kann mir vorstellen, wie er sich fühlt«, sagte er. »Abgeschnitten. Und irgendwie – leer.«

Vanandel musterte ihn mitfühlend. »Trurre hat den Ring«, sagte sie. »Er wird mit Magister Davydd herausfinden, wie der Bann endgültig aufgehoben werden kann.«

»Wie? Aber ich habe ihn doch gebrochen, und der Ring hat sich gelöst!«

»Trurre glaubt, dass ein Rest davon noch Wirkung zeigt«, sagte Vanandel. »Der Ring ist immer noch voller – wie nennt er das? – *magischer Resonanz*, und deshalb fühlst du dich so schlecht.« Sie schnitt eine Grimasse. »Aber bitte, lass dir das lieber von Magister Davydd erklären.«

Lluis nickte verstimmt.

Vanandel biss sich auf die Lippe. »Ich …«, begann sie, wurde aber von Hufschlag unterbrochen. Trurre ritt auf seinem Pony auf den Hof und führte Vanandels Grauen am Zügel. »Da bin ich«, sagte er und sprang aus dem Sattel. »Bist du bereit, alter Junge?«

Lluis runzelte die Stirn. »Und wie kommst du zurück?«, fragte er Vanandel.

»Gar nicht«, erwiderte sie kurz. »Ich gehe mit Maris. Gurmendor bringt uns zu Tijans Orden, dort werden wir eine Weile bleiben, dann reisen wir zum Bardenstein, und dann sehen wir weiter.«

»Und deine Hochzeit?«, fragte Lluis verdutzt.

»Maris hat eine Lösung dafür gefunden.« Sie wischte sich über die Augen und lächelte. Das

Lächeln war ein wenig zittrig, aber es gewann an Stärke, als sie nun zu erklären begann: »Ich gehe nicht wieder nach Hause zurück. Mein Vater wird erfahren, dass dieser miese Zauberer mich mit seinen Kumpanen entführt hat, um ihn zu erpressen. Aber mein tapferer Bruder Wigand und der heroische Rudelführer haben sich auf meine Spur gesetzt und die Entführer allesamt getötet.«

»Aber …«, begann Lluigolf.

»Ja«, sagte Vanandel und nahm seine Hand. Dann griff sie nach Trurres Pranke und sah beiden in die Augen. »Ich bin tot«, sagte sie. »Vanandel, die Prinzessin der Mark wurde bei ihrer Befreiung von dem skrupellosen Magier getötet.« Sie lächelte schwach. »Wenn ihr künftig an mich denkt, dann denkt an Hadmut. Denn die geht heute mit Maris in den Norden.«

Lluigolf schluckte. »Dann sehen wir uns nicht mehr wieder«, sagte er.

Vanandel schüttelte den Kopf. »Nicht in der Residenz. Hierher kann ich nicht zurückkehren.« Sie stand auf. »Da kommt Groszbarrt. Ich muss noch mit ihm reden.« Sie nickte den beiden zu, die wie vom Blitz getroffen nebeneinander hockten. »Lebt wohl. Und kommt uns später mal besuchen. Maris hat ein Häuschen in der Nähe von Weidenheim, dort werden wir sicher irgendwann leben. Und grüßt mir Garness.«

Im Gehen zog sie die Mütze fest über ihre Haare und steckte dann die Hände in die Hosentaschen. Lluis meinte, sie pfeifen zu hören. »Hadmut«, murmelte er.

Trurre klopfte ihm tröstend auf die Schulter. »Lass sie gehen«, sagte er. »Sie weiß schon, was sie tut.«

Lluis sah ihr nach. »Was wird Groszbarrt tun?«, fragte er.

Trurre zuckte mit den Achseln. »Er wird für sie lügen. Er ist nur dann glücklich, wenn er sie beschützen kann. Was mich wirklich wundert, ist der Kronprinz. Ich hätte nicht gedacht, dass er sich auf so eine Geschichte einlässt.«

»Er hatte keine Wahl«, sagte Uldis, der zu ihnen getreten war. »Mein Bruder hat dafür gesorgt, dass er auch in Zukunft den Mund hält. Groszbarrt wird ihn sehr gut im Auge behalten, und Gurmendor wird in regelmäßigen Abständen der Residenz einen Besuch abstatten.«

»Und ich bin auch noch da«, erklärte Trurre kämpferisch.

Lluigolf hörte ihnen nicht zu. Er stand da und sah Uldis an.

»Geht es dir gut?«, fragte der Elbe.

Lluis nickte knapp. Uldis nickte erleichtert zurück. »Du bist niemals ganz ihre Kreatur geworden«, sagte er. »Vielleicht liegt es daran, dass deine Mutter ein Mensch ist.« Seine Augenlider zuckten wie in einem plötzlichen Anfall von Schmerz.

»Und du?«, fragte Lluis.

»Ich werde vergehen, genau wie die anderen Elben aus Chaantreas Gefolge«, sagte Uldis nüchtern. »Unsere Lebenskraft war miteinander verwoben. Chaantrea ist tot. Wir sterben auch.«

»Das scheint dich nicht sehr zu bekümmern«, sagte Lluis verwundert.

Uldis schüttelte den Kopf. »Es ist gut so. Für die Zeit, die mir noch verbleibt, werde ich in den Wandernden Hain zurückkehren. Vielleicht kann einer der Bewahrer dort in meinem Innersten noch etwas von denen finden, die ich – vernichtet habe und es für alle aufbewahren.«

Trurre sah ihn besorgt an. »Brauchst du keine Begleitung für die Reise?«

Uldis hob den Kopf. »Nein, ich gehe allein. Mein Pferd ist ausgeruht, und der Weg ist nicht weit. Der Wandernde Hain ist immer ganz in der Nähe, wenn einer aus unserem Volk ihn sucht.«

Lluis hatte ihm nur halb zugehört. Die Frage, die auf seiner Seele brannte, drängte auf seine Lippen: »Bist du mein Vater?«

Uldis schüttelte den Kopf. »Frag nicht, erwarte keine Antwort. Ich bin schon lange tot, Lluigolf, Sohn der schönen Rialinn. Geh ins Licht und freue dich deines Lebens. Hänge nicht an der Vergangenheit. Du bist, wer du bist.« Er drehte sich auf dem Absatz herum und ging.

»Elben«, murmelte Trurre. »Die können nie einfach nur ja oder nein sagen!«

Lluis seufzte und sah sich um. Vanandels Grauer scharrte ungeduldig mit dem Huf.

»Wo ist also unsere Eskorte?«, fragte er.

Trurre grinste. »Brauchen wir die? Komm, lass uns reiten. Was hältst du übrigens von einem kleinen Abstecher? Ich habe wegen dir ein paar Mahlzeiten ausfallen lassen und ich sterbe vor Hunger!«

»Alter Vielfraß«, sagte Lluigolf erheitert.

Sie bestiegen ihre Reittiere und trabten vom Hof, der still und friedlich in der Sonne lag.

Etwas später fiel ein Schatten auf den Hof, und der große Adler landete auf dem Dach und säuberte sich zufrieden den Schnabel und die Fänge.

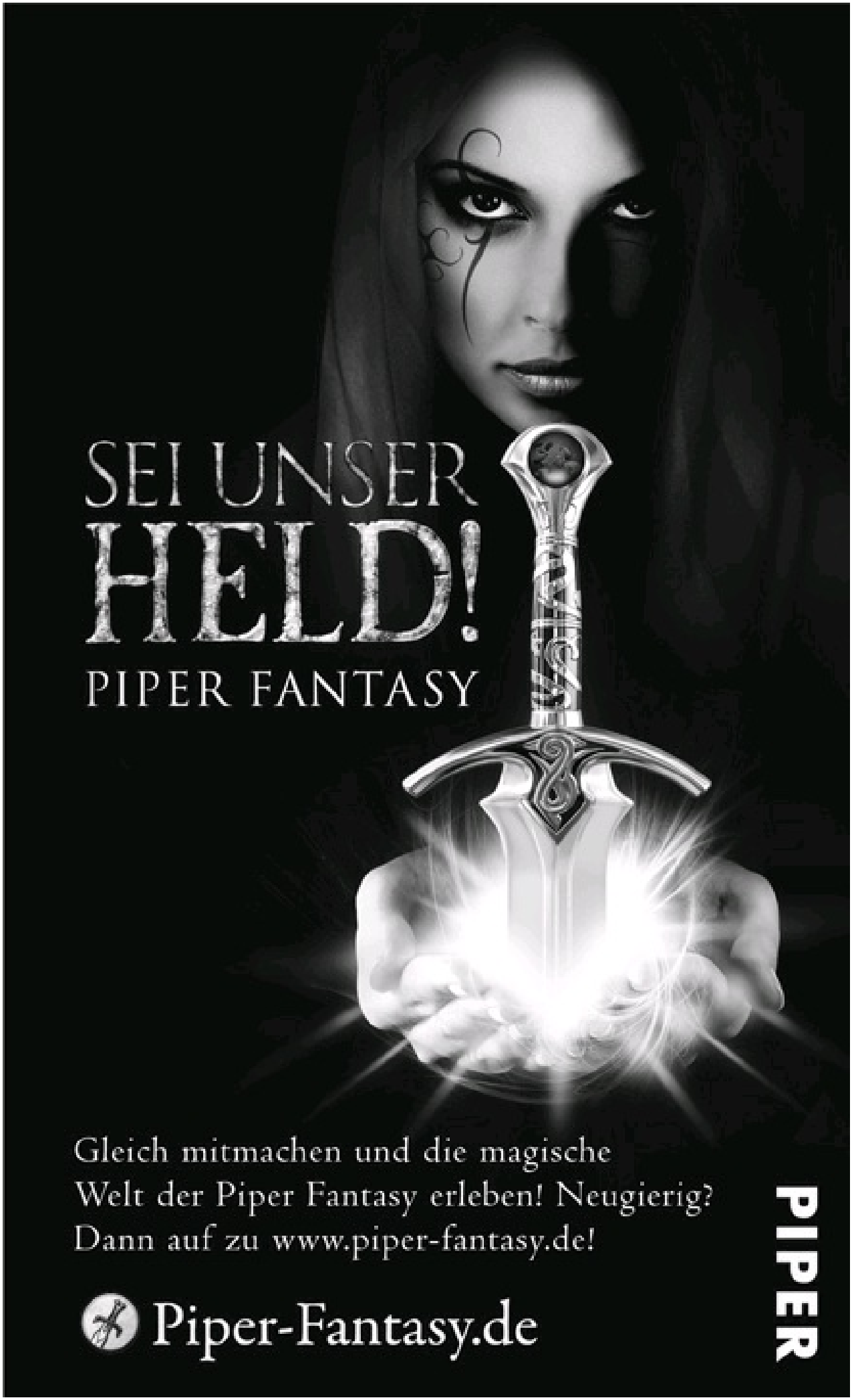
Danksagung

Ich danke den üblichen Verdächtigen für ihre Unterstützung und die Geduld, die sie mit mir und diesem Projekt an den Tag gelegt haben. Ich verspreche euch: Das nächste Buch geht glatter und vor allem schneller über die Bühne!

Ein spezielles Dankeschön geht noch an zwei liebe Leute, die mir sogar ein Stückchen von sich selbst zur Verfügung gestellt haben: Hadmut Stübner – deinen schönen Vornamen habe ich gleich für meine Protagonistin okkupiert! Danke, dass du es mir erlaubt hast.

Und dem Gewinner meines Elbenohren-Wettbewerbs in der Zeitschrift *Nautilus*, meinem Autorenkollegen Sebastian Keller, habe ich versprochen, dass er in meinem Buch vorkommt. Dabei haben wir beide nur an eine kleine Statistenrolle gedacht, aber entwickelt hat sich daraus eine meiner Lieblingsfiguren, der Schreiber Tijan. Lieber Sebastian, du warst eine echte Inspiration für mich. Ich hoffe, du magst dein Alter Ego.

Dann danke ich last, but not least allen Piperistas für ihre unermüdliche Unterstützung: Carsten für seine Geduld, Michelle für die wunderbare und harmonische Arbeit am Manuskript, all den lieben und fähigen Leuten hinter den Kulissen und natürlich wie immer Friedel Wahren – ohne sie wäre alles ganz anders gekommen.


SEI UNSER
HELD!
PIPER FANTASY
Gleich mitmachen und die magische
Welt der Piper Fantasy erleben! Neugierig?
Dann auf zu www.piper-fantasy.de!
Piper-Fantasy.de
PIPER

Sie interessieren sich
für weitere
elektronische Bücher
aus unseren Verlagen?
Dann besuchen Sie
uns im Internet unter
www.piper.de

Dort finden Sie
aktuelle Bestseller,
spannende Unterhaltung,
bewegende Geschichten
und interessante
Sachbücher.

Wenn Sie möchten, dass wir
Sie über unsere Bücher per
Newsletter auf dem Laufenden
halten, dann schreiben Sie an
Patricia Schmid
patricia.schmid@piper.de

e-book
PIPER